

ZYKLENTHEORETISCHE GESCHICHTSBETRACHTUNG –

Überlegungen zu einem geschichts-
philosophischen Modellentwurf

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
der Fakultät für Philosophie, Kunst-, Geschichts-
und Gesellschaftswissenschaften
der Universität Regensburg
vorgelegt von

**Wätzold Plaum aus
Gifhorn
2017**

Regensburg 2019

Gutachter (Betreuer): Prof. Dr. Sigmund Bonk
Gutachter: Prof. Dr. Rolf Schönberger

meinem Vater
Ernst Plaum

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	8
Einleitung	9
Kapitel 1: Philosophiehistorische Vorbemerkungen – die Theorien Spenglers und Kuhns	17
<i>1.1 Oswald Spenglers Theorie als Beispiel traditioneller Geschichtsphilosophie</i>	19
1.1.1 Zur Bedeutung Spenglers.....	19
1.1.2 Spengler und die Politik.....	24
1.1.3 Problematische Aspekte des Spengler'schen Denkens.....	26
<i>1.2 Strukturanalyse der Geschichte unter modernen methodischen Prämissen: Thomas Kuhn</i>	38
1.2.1 Kuhns Theorie des Paradigmenwechsels.....	38
1.2.2 Kuhn, Spengler und die Frage nach der Inkommensurabilität histori- scher Denkformen.....	42
1.2.3 Kuhn und die traditionelle Geschichtsphilosophie.....	45
<i>1.3 Der Nominalismus oder die Frage nach dem Modus der wissenschaftlichen Theoriebildung</i>	48
Kapitel 2: Entwurf einer modernen Zyklentheorie	51
<i>2.1 Methodische Voraussetzungen</i>	51
<i>2.2 Das Zyklenmodell im einzelnen – typische Anwendungen</i>	59
2.2.1 Die implizite Phase.....	60
2.2.2 Die programmatische Phase.....	64
2.2.3 Die Klassik oder der Übergang von der Frühphase zur Spätphase...	68
2.2.4 Die Anklassik.....	72
2.2.5 Die Nachklassik.....	75
<i>2.3 Verallgemeinerungen des Zyklenmodells</i>	82
2.3.1 Das abstrakte Zyklenmodell.....	82
2.3.2 Anschluss an die moderne Kreativitätsforschung.....	89
2.3.3 Anschluss an kunsthistorische Theorieansätze.....	91
2.3.4 Offenheit für interkulturellen Dialog: Das Zyklenmodell und die „fünf Wandlungsphasen“ in der Tradition der chinesischen Philosophie.....	94
<i>2.4 Methodische Ergänzungen</i>	98
2.4.1 „Esprit de finesse“ und „Esprit de géométrie“	98

2.4.2 Bemerkungen zur Pragmatik der Zyklentheorie.....	105
2.4.3 Sinn und Heuristik geschichtsphilosophischen Denkens.....	109
Kapitel 3: Atypische Anwendungen des Zyklusmodells.....	113
3.1 <i>Die Entwicklung der barocken Wandpfeilerkirche im bairisch-schwäbischen Raum.....</i>	<i>115</i>
3.2 <i>Drei verschiedene Epochen des „Barock“.....</i>	<i>126</i>
3.2.1 Römische Architektur im Zyklus des Barock.....	127
3.2.2 Das römische Barock im Zyklus der frühneuzeitlichen Baukunst.....	134
3.2.3 Das Barock im Kontext der neuzeitlichen Architekturgeschichte.....	140
3.3 <i>Kunsthistorische Kritik an historiographischen Verlaufsmo- dellen.....</i>	<i>147</i>
3.4 <i>Fazit.....</i>	<i>155</i>
Kapitel 4: Einwände gegen geschichtsphilosophisches Denken.....	158
4.1 <i>Jacob Burckhardts Kritik am Historizismus.....</i>	<i>160</i>
4.1.1 Jacob Burckhardt und der Historismus.....	160
4.1.2 Jacob Burckhardts Kritik der Geschichtsphilosophie.....	161
4.1.3 Zyklentheoretische Elemente der ' <i>Weltgeschichtlichen Betrachtungen</i> '	163
4.2 <i>Poppers Kritik des Historizismus.....</i>	<i>165</i>
4.2.1 Die interne Argumentation Poppers.....	166
4.2.2 Poppers humanistisch-demokratische Intention und die Zyklentheorie	169
4.3 <i>Kritik von Seiten der Analytischen Philosophie.....</i>	<i>171</i>
4.3.1 Analytische Geschichtsphilosophie.....	171
4.3.2 Die analytische Philosophie und das Problem des Historizismus.....	171
4.3.3 Zum Verhältnis von nomothetischer und idiographischer Historiogra- phie.....	175
4.4 <i>Fazit.....</i>	<i>181</i>
Kapitel 5: Spekulationen über das Ende der Moderne.....	184
5.1 <i>Die zyklentheoretische Verortung der Gegenwart.....</i>	<i>185</i>
5.1.1 Drei Begriffe von „Moderne“ und seine zyklentheoretischen Korrelate	186
5.1.2 Der abendländische Kulturzyklus und die These von der Selbstent- fremdung des Abendlandes.....	193
5.2 <i>Prognostische Perspektiven der Zyklentheorie.....</i>	<i>195</i>
5.2.1 Das Auftreten „totaler Kriege“ in der Neuzeit.....	196
5.2.2 Abschätzungen für das Ende der Moderne.....	197

5.3 <i>Erweiterte weltgeschichtliche Perspektive</i>	200
5.3.1 Jaspers' Achsenzeit als Epochenschwelle.....	200
5.3.2 Zyklentheoretische Interpretation der Kulturen nach der Achsenzeit	202
5.3.3 Weitere Anmerkungen zur Limitation der Aufklärung.....	206
5.4 <i>Fazit</i>	209
Schlussdiskussion	211
Literatur	218
I. Nachschlagewerke.....	218
II. Weitere Literatur.....	218
Bildnachweis	231
ABBILDUNGEN	232

VORWORT

Diese Dissertationsschrift ist das Ergebnis eines längeren Prozesses, bei dem die Niederschrift dieses Textes nur den letzten, indes entscheidenden Schritt darstellt. Immer wieder ist mir dabei der Konflikt zwischen eigenständiger Denkbewegung und akademischer Verortung zu Bewusstsein gekommen. Umso mehr bin ich den Dozenten zu Dank verpflichtet, welche die Entstehung dieser Arbeit ermöglicht haben. Zu aller erst danke ich Herrn Prof. Dr. Sigmund Bonk, der mir mit großem Wohlwollen begegnete und mir immer ein inspirierender Gesprächspartner war. Ich danke auch Herrn Prof. Dr. Franz Wimmer aus Wien, der durch nützliche Hinweise dem Text beim Reifen geholfen hat. Ich danke schließlich meinem Vater, Herrn Prof. Dr. Ernst Plaum und meinem Freund Roland Scheerer für ihre sehr sorgfältige Lektorierung des Textes. Nicht zuletzt danke ich meiner Familie, insbesondere meiner Frau Justine, ohne deren tatkräftige Unterstützung u.a. beim Korrektorat das Entstehen dieser Arbeit nicht möglich gewesen wäre.

Gifhorn, den 27.6.2017

Wätzold Plaum

EINLEITUNG

Die Begriffe von *frühen*, *hohen* und *späten Stilen* haben in der Kunstgeschichte eine lange Tradition und prägen bis heute die Terminologie dieses Faches. Sie erfuhren durch Kunsthistoriker wie Riegl oder Wölfflin schon recht früh eine systematische Entfaltung, wobei stets eine Anbindung an bestimmte kunsthistorische Epochen erhalten blieb. Doch auch in weniger globalen Zusammenhängen ergibt sich mitunter die Notwendigkeit, die Fülle der historischen Spuren¹ zu ordnen. So ordnet etwa Kreft² die Entwicklung der Weserrenaissance oder Franz³ die künstlerische Entwicklung Pierre Michel d'Ixnards in ein vierstufiges Phasenschema ein. Die jüngere kunsthistorische Forschung hat freilich mitunter heftig gegen den Stilbegriff im Allgemeinen und die der „Stilepoche“, der „frühen“, „hohen“ und „späten Stile“ im Besonderen polemisiert.⁴ Da aber auf der anderen Seite die genannten stilgeschichtlichen Kategorien trotz allem aus dem kunsthistorischen Sprachgebrauch nicht gänzlich auszurotten sind, ist es naheliegend zu fragen, ob es nicht vielmehr darum geht, diese Begriffe, anstatt sie zu eliminieren, in kritischer Weise neu zu formulieren. Als ein Beitrag hierzu kann dieser Text verstanden werden.

Neben dem Gebrauch der Termini „früher“ und „später“ Stile ist ein nicht minder häufig anzutreffender Begriff der der „Klassik“. Obwohl diese Begriffe im kunstgeschichtlichen Kontext regelmäßig vorkommen, ist dem Verfasser kein Versuch bekannt, diese Begriffe durch eine *rein formale* Theorie zu systematisieren.⁵ Auch dies soll hier versucht werden. Ein gleich zu Beginn des Textes antizipiertes und integriertes Ergebnis besteht darin, dass sich das dabei ergebende Modell auch auf andere kulturgeschichtliche Begebenheiten übertragbar ist.⁶ Damit weitet sich der Blick hin zu der sehr alten Frage nach einer zyklischen Modellierung historischer Epochen. Dies heißt in unserem propädeutischen Kontext zunächst nicht mehr, als dass verschiedene historische Verläufe nach einem bestimmten einheitlichen Begriffsschema systematisiert werden. Derartige zyklentheoretische Modellierungsversuche haben im Kontext der Geschichtsphilosophie eine lange Tradition. Im philosophischen Diskurs der Gegenwart spielt indes die Geschichtsphilosophie eine untergeordnete Rolle. Geschichtsphilosophische Spekulationen haben es spätestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts schwer, philoso-

¹ Zu diesem Terminus siehe den entsprechenden Begriff „historische Zeugnisse“ bei Wimmer (1974), S. 46ff.

² Kreft (1964) fügt den vier Hauptstufen noch eine fünfte Stufe an, deren Bezeichnung „Nachklang“ eine gewisse Abgeschlossenheit der vier vorangegangenen Stufen suggeriert.

³ Franz (1985), insb. S. 235ff.

⁴ Etwa Schmoll gen. Eisenwerth (1990) oder Suckale (1989).

⁵ Die immer noch einschlägige Bestimmung des Begriffe „Klassik“, „Klassizität“ und „Klassizismus“ Bauchs bietet zwar Ansätze zu einer formalen Theorie des Klassischen, bleibt aber letztlich doch einem an der Antike orientierten Klassikbegriff verhaftet. Vgl. Bauch (1967) und Abschnitt 2.2.3.

⁶ Man beachte, dass Oswald Spengler bei der Entwicklung seiner Zyklentheorie durchaus nicht unerheblich durch die Kunstgeschichte beeinflusst war. Vgl. Zumbini, Massimo Ferrari: Macht und Dekadenz. In: Demandt, Farrenkopf (1994), S. 89ff.

phisch wie historiographisch ernst genommen zu werden.⁷ Dies gilt in verstärktem Maße für das beginnende 21. Jahrhundert, in dem das dekonstruktivistische Trümmerfeld auf den ersten Blick wenig bis nichts anbietet, mit dem sich in ernstzunehmender Weise Geschichtsphilosophie betreiben ließe.⁸

Ein zweiter Blick offenbart indes, dass geschichtsphilosophisches Denken trotz mannigfaltiger Kritik – von der Poppers *Elend des Historizismus* die bekannteste sein dürfte – dem spät-abendländischen Denken nicht gänzlich auszutreiben ist. Denkt man etwa an die in den 90er Jahren von Fukuyama⁹ und Huntington¹⁰ ausgelöste Kontroverse um einen möglichen Paradigmenwechsel in der internationalen Politik, welche die Vakanz weltpolitischer Interpretationsmuster nach dem Ende des Kalten Krieges verursachte, so sind es hier letztlich doch geschichtsphilosophische Positionen, die einander gegenüberstehen. Mit einer gewissen Berechtigung sind sie auf *Hegel* und *Spengler* zurückzuführen – hier das *Ende der Geschichte* in Form eines endgültigen irdischen Paradieses, eines Reiches der Freiheit und Demokratie¹¹, dort eine Welt, in der zur „Zivilisation“ – im Sinne Spenglers – erstarrten „Kulturkreisen“¹² allein noch ein imperiales Ringen bleibt, um die realpolitisch wirksame Definitionsmacht eines „Weltethos“ – als Substitut für schöpferisches-kreatives „Leben“.¹³ Schließlich führten Denkansätze wie die *Foucaults*¹⁴, und anderer, welche die monadenhaft abgeschlossenen Wissenssysteme historischer Epochen postulierten, zu der Begriffsbildung des *new historicism*.¹⁵ Wenngleich hier keine großen teleologischen oder quasi-teleologischen¹⁶ Erzählungen entworfen

⁷ Für eine aktuelle ablehnende Kritik einer „materiellen“ Geschichtsphilosophie, die aufgrund ihrer Nähe zu Kant dennoch versucht, den idealistischen Geschichtsphilosophien zumindest im Verständnis ihres Anliegen gerecht zu werden, siehe Zwenger (2009).

⁸ So lesen wir bei Lembeck – wohlgermerkt in der Einleitung zu einer geschichtsphilosophischen Textsammlung: „Gerade durch das Beispiel Löwiths aber kann man sich auch ermahnt finden, die Entscheidung darüber, ob man sich in der Welt vor der Geschichtsphilosophie 'verschonen' möchte, erst zu fällen, nachdem man ihre Motive und ihr historisches Schicksal verstanden hat. Daher bleibt die Beschäftigung mit ihr immer noch von therapeutischem Nutzen, insofern die Einsicht in die Vergänglichkeit einer Sinnsuche in der Geschichte womöglich auf den Kern der philosophischen Sinnfrage überhaupt zurückweist – auf die Gestaltungsverantwortung weniger gegenüber der 'großen Welt' als primär gegenüber unserem 'eigenen, kurzen Leben'.“ Vgl. Lembeck (2000). Man beachte den hier auszumachenden „Rückzug ins Private“ und die dabei zum Tragen kommenden politischen Implikationen.

⁹ Vgl. Fukuyama (1992).

¹⁰ Vgl. Huntington (1997).

¹¹ So verwundert es nicht, dass Fukuyama Hegel verteidigt, vgl. a.a.O. S.100f.

¹² Neben Spengler führt Huntington noch eine Reihe weiterer intellektueller Ahnen wie Arnold Toynbee, Carroll Quigley oder Émile Durkheim an – vgl. Huntington, S.49 – doch ist die Klassifizierung in Kulturkreise auf Spengler zurückzuführen.

¹³ Huntington ist freilich optimistischer als Spengler, für den Kulturen früher oder später im Ozean des Schicksals versinken, und wir als Menschen des Abendlandes unser Schicksal des kulturellen Todes angesichts der zukünftigen russischen Kultur nur durch „cäsaristischen Aktionismus“ würdig begehen könnten; siehe auch Kap. 1.1.1.

¹⁴ Vgl. Foucault (1971, 1973).

¹⁵ Bei diesem Terminus gilt es zu beachten, dass im englischen Sprachgebrauch nicht zwischen Historismus und Historizismus unterschieden wird, sondern beide den Namen "historicism" tragen, welcher allgemein zu verstehen ist als eine Vorstellung, dass verschiedene Epochen der Geschichte in organischer Weise auf einander folgen und „Vernünftigkeit“ stets nur bezogen auf die jeweilige Epoche definierbar ist. Vgl. Stichwort „historicism“ in (EP), aber auch etwa Hayek (1979) S. 111ff.

¹⁶ Spengler – obschon Irrationalist – maskiert seinen Determinismus in der Regel mit dem Begriff „Schicksal“. Determinismus und Teleologie sind – wie schon die klassische Mechanik weiß – ineinander überführbar, je nachdem ob die Erzählung mit dem zeitlichen Endpunkt oder Anfangspunkt beginnt. Dennoch ist Spengler kein absoluter Geschichtsdeterminist, weist seine Zyklentheorie doch eine gewisse Offenheit bezüglich der Errichtung eines „caesaristischen“ Imperiums im Zeitalter der „Zivilisation“ auf.

werden, so haben wir es dennoch mit dezidiert philosophischen und deswegen auch stets bedingt systematischen Aneignungsversuchen des Historischen zu tun.

Damit entsprechen diese Formen des Philosophierens einem tiefen Bedürfnis der abendländischen Kultur. Denn diese unsere Kultur ist zutiefst historisch. Neben dem naturwissenschaftlichen Denken gehört die Herausbildung eben des *historischen Denkens* zu den großen Leistungen des Abendlandes und speziell der Neuzeit. Wenngleich die europäische Geschichtsschreibung als Wissenschaft von Herodot und Thukydides begründet wurde¹⁷, so erfuhr die damit verbundene intellektuelle Neuausrichtung auf das Historische im Abendland eine beträchtliche Radikalisierung. Das Schlüsseljahrhundert ist dort gewiss das achtzehnte, die Zeit eines Herder, eines Montesquieu, eines Vico. Es scheint so, als ob sich hierin ein irreversibler Prozess vollzogen habe, ein Hineintreten des kollektiven Bewusstseins in das Wissen um große historische Zeiträume und die mit ihnen verflochtenen so diversen Formen des Wissens, des Begreifens und des ästhetischen Ausdrucks. Derart überwältigend wirkte die Historisierung des kulturellen Bewusstseins der abendländischen Kultur, dass das folgende Jahrhundert, das neunzehnte, schier im Historischen zu ertrinken schien. Da wären zum einen die zahllosen Nationalbewegungen, deren mythische Rechtfertigungen sich stets der Geschichte bedienten, zumeist in verklärender, immer jedoch in stilisierender Form. Da wäre zum anderen der Historismus, der stets mehr war als ein bestimmter interpretatorischer Standpunkt der Historiographie.¹⁸ Er demonstriert, wie ein Leben in und aus der Geschichte heraus selbst eine Art Weltbild zu konstituieren vermochte.

Das zwanzigste Jahrhundert nun, das unter dem Vorzeichen eines allgemeinen „Entlarvens“ stand, machte sich daran, den sicher geglaubten Boden eines jeden Weltbildes zum Wanken zu bringen. Und so musste die Geschichtsphilosophie früher oder später die Attacken der Moderne provozieren. Diese Angriffe waren durchaus erfolgreich; Geschichtsphilosophie spielt innerhalb der Philosophie der Gegenwart nur eine marginale Rolle. Damit räumt die Philosophie einmal mehr freiwillig eine Bastion in der geistesgeschichtlichen Auseinandersetzung der Gegenwart. Geschichtsphilosophie mag noch so verpönt sein – dies ändert nichts daran, *dass sie allenthalben geschieht*.¹⁹ Es geht notwendig mit dem reflexiven Charakter unserer Kultur einher, dass die Rechtfertigung gesellschaftlichen und politischen Handelns stets vor dem Hintergrund eines bestimmten *Geschichtsbildes* geschieht.²⁰ Der Verteidiger bestehender gesellschaftlicher Verhältnis-

¹⁷ Für die islamische und die chinesische Kultur mag hier analog Ibn Khaldun und Sima Qian genannt werden.

¹⁸ So ist das viel zitierte von Ranke'sche Motto des Historizismus „jede Epoche ist gleich unmittelbar zu Gott“ durchaus nicht metaphorisch zu verstehen. Für Ranke hatte der Blick in die Geschichte durchaus den Charakter einer indirekten Gottesschau. Siehe hierzu Gil (1993), S. 52ff. Zum Historismus als Weltanschauung siehe auch Mannheim (1924).

¹⁹ Zur alltagssprachlichen Bedeutung von Geschichtsphilosophie siehe Zwenger (2008), S. 15ff, 56. Ein Beispiel für Geschichtsphilosophie im populären Sachbuch der Gegenwart liefert etwa Schweinsberg (2011), S. 15ff.

²⁰ Landwehr stellt hierzu fest: „Häufig wird diese Gegenwartsbezogenheit historischer Bemühungen dahingehend verstanden, dass jede Frage an ›die Geschichte‹ zwangsläufig aus der Perspektive einer bestimmten Gegenwart heraus gestellt werden muss. Das ist fraglos zutreffend, aber nicht hinreichend. Die Gegenwart ist nicht nur Ausgangspunkt, sondern ebenso Zielpunkt historischen Arbeitens. Wir stellen nicht nur gegenwartsbedingte Fragen an die Vergangenheit, sondern tun dies auch mit dem vornehmlichen Interesse an unserer eigenen Gegenwart. Geschichte zu betreiben, kann nicht bedeuten, sich in einem antiquarischen Sinn in frühere Zeiten zu verlieren oder

se wird nicht von einer akut drohenden Katastrophe ausgehen, während der Revolutionär kaum ein Geschichtsbild der prinzipiellen Unveränderlichkeit der *conditio humana* vertreten wird. Ein Philosoph, der geschichtsphilosophische Reflexionen apodiktisch als unmöglich erklärt oder diesen eine rein formale bzw. methodologische Funktion zuspricht, droht sich dadurch schuldig zu machen, dass er durch Untätigkeit der möglicherweise gefährlichen Verbreitung vulgärer geschichtsphilosophischer Ideologeme Vorschub leistet. So er aber als flammender Kritiker der Geschichtsphilosophie auf den Plan tritt, betreibt er selbst bereits Geschichtsphilosophie in einem allgemeineren Sinne. Von dieser allgemeinen Bedeutung ist hier zunächst auszugehen. Das heißt, für uns soll zunächst *jede philosophische Aneignungsform des Historischen* als „Geschichtsphilosophie“ bezeichnet werden, unabhängig davon, ob dies mit „materiell“ konstruktiver, methodologischer oder destruktiver Absicht geschieht.

Wenden wir uns nun spezieller den hergebrachten Verständnisweisen des Terminus „Geschichtsphilosophie“ zu. Einer Klassifizierung *Lembecks* folgend lässt dieser Terminus *fünf Lesarten* zu:²¹

(1) Zunächst steht er für den Versuch, philosophisch einen Begriff der Weltgeschichte im Ganzen zu gewinnen, einen Begriff ihrer Verlaufsform, ihrer Regelmäßigkeiten, sowie schließlich in Hinblick auf ihren Sinn und Bedeutung für das menschliche Leben. Dies kann als das „klassische“ Anliegen der Geschichtsphilosophie gelten und ist mit den Namen *Ibn Khaldun*, *Vico*, *Herder*, *Kant*, *Hegel* und *Marx* in Verbindung zu bringen.²² Zwenger gebraucht hierfür den Terminus „materielle Geschichtsphilosophie“.²³

(2) Geschichtsphilosophie kann im Sinne *Diltheys* verstanden werden als das Bemühen, die Geschichte – zumindest epistemisch – als einen *eigenständigen Seinsbereich* etwa in Abhebung von dem Seinsbereich der „Natur“ abzugrenzen.

(3) Oft in Verbindung oder in Auseinandersetzung mit (1) kann Geschichtsphilosophie wissenschaftstheoretisch verstanden werden, wobei sich vor allem die Frage stellt, in welchem Verhältnis die Methode der historischen Forschung zur naturwissenschaftlichen oder mathematischen Forschung steht. Hierbei nehmen etwa *Rickert* und *Dilthey*, aber auch (aus der analytischen Tradition) *Dray* die Position einer *Trennung* von Natur- und Geschichtswissenschaft vor, während *Popper* und mit Einschränkungen auch *Danto* für eine Einheit aller Wissenschaften nach dem Vorbild der Naturwissenschaften plädieren.²⁴

(4) Geschichtsphilosophie kann ferner *im Sinne Heideggers* als der Versuch verstanden

sich gar – in einem Fluchtreflex vor dem schändlichen Jetzt – in die Vergangenheit hineinversetzen zu wollen. Ganz im Gegenteil bietet die Geschichte einen Weg an, sich mit der gegenwärtigen Welt auseinanderzusetzen. Wenn Geschichte also als das Ergebnis menschlichen Wirkens betrachtet wird, dann ist damit nicht gemeint, dass sich die Gegenwart ihre eigene (Vor-)Geschichte erschafft, sondern dass sich jede Gegenwart über den Weg der Beschäftigung mit der Vergangenheit selbst erschafft.“ Vgl. Landwehr (2012) S.207. Zu erklären, warum die Gegenwart so ist, wie sie ist, bedeutet immer auch eine Stellungnahme dazu abzugeben, wie es anders sein könnte.

²¹ Vgl. Lembeck (2000).

²² Dies sind gewiss nur die Wichtigsten. In seiner grundlegenden systematischen Studie zählt Van der Pot allein für das 19. und 20. Jahrhundert über 20 zyklentheoretische Denkansätze auf. Vgl. Van der Pot (1999), S. 630ff.

²³ Vgl. Zwenger (2008), S. 55ff.

²⁴ Zur Philosophiegeschichte der analytischen Geschichtsphilosophie im 20. Jahrhundert, siehe Clark (2004), S.29ff.

werden, von der Bestimmung des Menschen als einem fundamental „geschichtlichen“ Wesen ein anthropologisches oder ontologisches Verständnis der Geschichte zu erarbeiten.

(5) Schließlich ragen auch nicht wenige Reflexionsanstrengungen bedeutender Historiker in die Sphäre der Geschichtsphilosophie, wenn sie – aus welchen Gründen auch immer – sich veranlasst sahen, grundlegend über das Verständnis der eigenen Disziplin zu reflektieren. Jacob Burckhardts *Weltgeschichtliche Betrachtungen*²⁵ können hier als Beispiel dienen.²⁶

Das dem vorliegenden Text zugrunde liegende Verständnis von Geschichtsphilosophie ist nun nicht passgenau in eine der fünf genannten begrifflichen Schubladen einzuordnen. Unpräziser als (1) setzen wir letztlich eine erfolgreiche Lösung von (2) voraus. Projekt (3) besitzt für jede Geschichtsphilosophie eine gewisse Relevanz. Projekt (4) wird hier nicht verfolgt, wenngleich die hier zu entwickelnde Zyklentheorie durchaus Potential bieten könnte, über das in diesem Text Erarbeitete hinaus verallgemeinert zu werden. Da diese Theorie dann als ein allgemeines Modell für Erkenntnisprozesse subjektiver wie intersubjektiver Art zu verstehen wäre – in Analogie zu Hegels *Phänomenologie des Geistes* – ließe sich in einer existenzialistischen Lesart bzw. Weiterentwicklung einer solchen Theorie möglicherweise durchaus der Anschluss zum Programm (4) herstellen. Schließlich bleibt eine Deckungsgleichheit oder zumindest wohlwollende Bestätigung im Sinne von (5) für jeden Geschichtsphilosophen die ersehnte Bestätigung der eigenen Mühen. Der Kern der im Folgenden vorgenommenen Projektierung von Geschichtsphilosophie wird allerdings charakterisiert durch die von Lembeck nicht aufgeführte vom Autor vorgenommene Charakterisierung Nummer

(6): Geschichtsphilosophie wird verstanden als der Versuch, typologische Modelle für gewisse Aspekte historischer Verläufe zu entwickeln. In unserem Fall geht es darum, ein solches Modell für den Teilaspekt *autochthoner, interner*²⁷ geistesgeschichtlicher Entwicklung sowie eine dazugehörige *Methodik und Pragmatik* zu entwerfen.

Anstatt jedoch ein solches Modell vorschnell weltanschaulich zu verorten, soll versucht werden, die Modellbildung im Sinne einer *formalen Begrifflichkeit* zu entwickeln, um sich insbesondere dem Verständnis einer *intrinsischen Entwicklungslogik* anzunähern.²⁸

Auf die Termini „Typen“ oder „Idealtypen“ werden wir im folgenden noch genauer zu sprechen kommen. Es handelt sich bei ihnen um Weisen der Begriffsbildung, die sich

²⁵ Vgl. Burckhardt (2007).

²⁶ Das Feld bestehender philosophischer Aneignungsversuche des Historischen ist durchaus weiter als Lembecks Klassifizierung suggeriert. Man denke etwa an Rumpels ambitionierten Entwurf, der durchaus in Nachfolge von Hegels Freiheitslehre eine Geschichtstheorie entwirft, die jedoch nicht so sehr Geschichtsphilosophie als eine „Philosophie des Geschichtlichen“ darstellt. Vgl. Rumpel (1990).

²⁷ Die Begriffe „autochthon“ und „intern“ werden im Laufe des Textes noch genauer charakterisiert. Hier verweisen sie vor allem darauf, dass sozialgeschichtliche Aspekte in der vorgenommenen Modellentwicklung eine untergeordnete Rolle spielen.

²⁸ Zum modellhaften Aspekt wissenschaftlicher Erklärungen im kulturwissenschaftlichen Kontext siehe Schwemmer (1987), S. 103f.

von mathematischen Begriffen grundlegend unterscheiden, die aber dennoch in vielfältigen Kontexten vorkommen. Sehr häufig handelt es sich bei ihnen um „statische“ Typen, wie beispielsweise die Bezeichnungen „politischer Schriftsteller“ – etwa zur Charakterisierung Machiavellis. Sie bezeichnen eine Kombination gleichzeitiger Eigenschaften, welche als „Simultantypus“ oder „Strukturtypus“ bezeichnet werden.²⁹ Im Gegensatz hierzu stellt die im vorliegenden Text angestrebte Modellbildung einen *Verlaufstypus*³⁰ dar, da das Ziel des Typologisierungsprozesses die Charakterisierung von zeitlichen Verläufen ist.

Gewiss weist das Verständnis (6) zum „klassischen“ Projekt der Geschichtsphilosophie die größte Nähe auf, wenngleich der weltanschauliche Anteil einer säkularen Eschatologie in Hinsicht auf die zu entwickelnde Pragmatik ausgespart bleibt. Wir werden in den folgenden Darlegungen sehen, dass die hier entwickelte Zyklentheorie sich von (1) in entscheidender, insbesondere methodologischer Hinsicht abhebt, was noch im einzelnen zu diskutieren sein wird. Aus diesem Grunde ist auch eine Klassifizierung nach der Dichotomie in *spekulative* und *analytische* Geschichtsphilosophie, wie sie häufig von Vertretern der letzteren bemüht wird³¹, nicht einfach vorzunehmen.

Der folgende Text gliedert sich in fünf Teile: Um unsere Überlegungen philosophiehistorisch zu verorten, werden wir zunächst die Zyklentheorie *Oswald Spenglers* diskutieren und kritisch betrachten. Der intellektuelle Schematismus, der dem ersten Kapitel zugrunde liegt, besteht darin, Spenglers geschichtsphilosophischen Ansatz im Lichte des modereneren Ansatzes der Kuhn'schen Theorie zu revidieren.³²

Als eine solche Revision soll dann im *zweiten Kapitel* ein *eigener zyklentheoretischer Ansatz* vorgestellt werden. Dabei wird immer wieder von „Zyklentheorie“ und „Zyklusmodell“ die Rede sein. „Zyklentheorie“ ist dabei der allgemeinere Begriff. Das *Zyklusmodell* stellt ein typologisches Begriffsschema dar, welches in inhaltlich konkreter Weise auf historische Gegebenheiten anzuwenden ist. Die *Methode* dieser Anwendung ist neben dem Zyklusmodell der zweite Bestandteil der *Zyklentheorie*, zu der sich schließlich als dritter und überschaubarster Teil die *Pragmatik* gesellt. Darunter ist nicht mehr zu verstehen als eine Klassifizierung der verschiedenen Möglichkeiten, die Zyklentheorie praktisch anzuwenden, sowie die möglichen zusätzlichen Prämissen, welche diesen Anwendungen zugrunde liegen. Im zweiten Kapitel werden wir zunächst die methodologischen Voraussetzungen der Zyklentheorie klären. Deutlich mehr Raum wird

²⁹ Vgl. Faber (1978) S. 95.

³⁰ Vgl. Schieder (1970) S. 182f.

³¹ Vgl. etwa Acham (1974).

³² Ganz in diesem Sinne fordert auch Breitenstein (2013) S.34: „Allerdings muss die materielle Geschichtsphilosophie von zahlreichen Hintergrundannahmen und Theoremen ihrer klassischen Ausprägung befreit werden, was wiederum eine konkrete Auseinandersetzung mit ihren exemplarischen Vertretern voraussetzt. Bei der Beschäftigung mit dieser Formation können zudem Leitideen und Argumentationsmuster studiert werden, die heute keinesfalls verschwunden, sondern *allgegenwärtig* sind und dort einflussreich ihr *gegenaufklärerisches* Potential entfalten [...]. Die Auseinandersetzung mit der klassischen Geschichtsphilosophie vermag besonders für unreflektierte Verwendung für solche Argumentationsmuster [...] Vor allem aber kann dargelegt werden, welche Ansprüche, Theoreme und Hintergrundannahmen der klassischen Geschichtsphilosophie aus welchen Gründen zu verabschieden sind und was an ihre Stelle treten könnte.“

dann die Darstellung des Zyklenmodells selbst in Anspruch nehmen. Eine wichtige Frage in der Wahl der Darstellung ist hierbei, welcher Raum dem historiographischen Beispielmateriale eingeräumt werden soll und wie dieses Material in den Text einzufügen ist. Es kann sicherlich nicht Ziel dieser Darstellung sein, diverse historische Entwicklungen nachzuerzählen. Zwar ließen sich damit bequem die Seiten füllen, doch setzt dieser Text eine gewisse Kenntnis der Geistesgeschichte voraus. Dennoch ist es zum Verständnis der hier vorgestellten Begrifflichkeit notwendig, immer wieder auf *paradigmatische historische Begebenheiten* zu rekurrieren. Die in diesem Text angeführten Beispiele können jedoch im Rahmen dieses Textes lediglich dazu dienen, interessierten Historikern gewisse Denkipulse anzubieten. *Eine historiographische Aufarbeitung können sie nicht ersetzen* – sie müsste den Rahmen dieses Textes auch um ein Vielfaches sprengen. Im Prinzip folgt der Umgang mit dem historiographischen Beispielmateriale dem *Vorbild Kuhns*, wengleich aus Gründen der Klarheit das Beispielmateriale bewusst begrenzt ist. Nach Vorstellung des Zyklenmodells folgen einige Bemerkungen über die Heuristik einer derartigen Modell- und Theoriebildung sowie ein paar Bemerkungen zur Pragmatik der Theorie.

Im Laufe der Erstellung dieses Textes ergab es sich, dass sich die *Beispielgruppe* der frühneuzeitlichen Architekturgeschichte zum *dritten Kapitel* dieses Textes auswuchs. Dieses trägt daher mithin kunsthistorischen Charakter und diskutiert über die Beispiele hinaus kunsthistorische Positionen, die den konventionellen Begriffen von Stilepochen bzw. „frühen“ und „späten“ Stilen kritisch gegenüber stehen. Diese Standpunkte sind insoweit von Belang, als die hier entwickelte Zyklentheorie in Bezug auf kunsthistorisches Beispielmateriale als eine kritische Revision der „klassischen“ Stilgeschichte gelesen werden kann.

Im *vierten Kapitel* werden wir uns mit *bekanntem Kritikern* geschichtsphilosophischen Denkens auseinander setzen, um zu prüfen, inwieweit die hier entwickelte Zyklentheorie angreifbar bleibt. Schließlich geht es im *fünften Kapitel* um *spekulative prognostische Konsequenzen* der vorgestellten Zyklentheorie in Anwendung auf die geistesgeschichtliche Gegenwart. Es wird im Laufe dieses Textes deutlich werden, dass die hier vorgestellte Zyklentheorie nicht als deterministisch gelten kann. Dennoch ist es möglich, im Sinne der Pragmatik der Zyklentheorie unter Hinzunahme zusätzlich zu benennender und herauszuarbeitender Annahmen, das *Zyklenmodell prognostisch auszuwerten*. Es ist mir durchaus klar, dass dieses letzte Kapitel wahrscheinlich dasjenige ist, welches am meisten Widerspruch provozieren dürfte. Möglicherweise schadet also dieses fünfte Kapitel dem gesamten Text, doch nehme ich dieses Risiko in Kauf, da die damit notwendig einhergehende Problematisierung der gegenwärtigen geistesgeschichtlichen und geopolitischen „Großwetterlage“ zu wichtig erscheint, um darüber schweigen zu können. Der Leser möge mir dies nachsehen.

Auch ungeachtet dessen ist dieser Text zu verstehen als der Versuch, geschichtsphilosophisches Denken als ein philosophisch fundiertes Bemühen um Geschichtsbewusstsein neu zu beleben. Die Neuformulierung und Revision alter und immer wieder gedachter

geschichtsphilosophischer Deutungsmuster, die sich unter anderem in Geschichtsmodellen ausdrücken, ist hierbei als Mittel der Aktualisierung unverzichtbar. Es besteht die Hoffnung, dass der Autor dabei kein Einzelfall bleibt, hat es doch jüngst die Deutsche Zeitschrift für Philosophie in einen Sonderband unternommen, sich dezidiert der Geschichtsphilosophie zuzuwenden. Sein Autor Rohbeck schließt diesen Sonderband – ganz im Sinne des Autors dieses Textes – mit den Worten³³:

Unter diesen Voraussetzungen halte ich den reflektierten Umgang mit *Deutungsmustern des Historischen* nicht nur für gerechtfertigt, sondern für unverzichtbar. Denn es hat sich gezeigt, welche deskriptiven und normativen Potentiale sie in Diskursen über die Zukunft entfalten können. Sofern sie in politischen Debatten verwendet werden, kann man von einer *Geschichtspolitik* sprechen. Auf diese Weise tragen sie zu einer *Re-Politisierung der Zukunft* bei. Hier sehe ich die Chance der Geschichtsphilosophie darin, Zukunft als einen Aktionsraum möglicher Geschichte zu erschließen und zugleich in Verbindung mit der Ethik der Zukunft ethische Maßstäbe für zukunftsorientiertes und verantwortungsbewusstes Handeln zu entwickeln. Auch diese neuartige Aufgabe gehört zu *historischen Aufklärung*.

³³ Rohbeck, (2013) S.183. Ergänzend stellt Rohbeck zur Bedeutung von *Geschichtsmodellen* auf S.182 fest: „Die narrative Formel „Klimawandel“ weist auf das nur durch Vermittlung Einsehbares hin. Zugleich erzeugt dieser Verweis eine emotionale Reaktion, die zum Handeln motivieren soll. Eine appellative Funktion erfüllen zudem die in den Zukunftsdiskursen eingelassenen *Geschichtsmodelle*. Das Bild des Naturzyklus im Kontext der Nachhaltigkeit appelliert zum Beispiel daran, die natürliche Umwelt zu erhalten. Ebenso fordert das Geschichtsbild der Stagnation dazu auf, den Prozess der Industrialisierung zu stoppen, um die Natur zu schützen und die bestehende Kultur zu bewahren. Demgegenüber ruft die Fortschrittsidee dazu auf, die Hoffnung nicht aufzugeben, dass zumindest die Lebensverhältnisse der bisher Benachteiligten verbessert und gerade durch technische Fortschritte die Naturzerstörung rückgängig gemacht werden konnten (sic!). Das Bild der Wellenlinie repräsentiert den Wunsch, dass nach einer Phase des Niedergangs durch den rettenden Eingriff doch wieder ein Aufstieg folgen möge.“ Dies sollte verstanden werden als eine vorsichtige Annäherung an eine materielle Geschichtsphilosophie, welche also auch für die Gegenwart nicht auszuschließen ist .

KAPITEL 1: PHILOSOPHIEHISTORISCHE VORBEMERKUNGEN – DIE THEORIEN SPENGLERS UND KUHN

Das erste Kapitel beschäftigt sich mit den beiden Denkern Oswald Spengler und Thomas Kuhn. Dies dient uns zur Hinführung auf unser eigentliches Thema, der Entwicklung einer eigenen Zyklen­theorie. Zwar sind die theoretischen Vorstellungen des Verfassers unabhängig von Spengler und Kuhn entstanden, doch sollen diese Gedanken in eine Art virtuellen Entstehungsgeschichte vorgestellt werden, als handele es sich bei ihr um eine Weiterentwicklung zyklentheoretischer Vorstellungen, wie sie für den Zeitgenossen am prägnantesten von Oswald Spengler entwickelt wurden. Das Vorgehen im Sinne einer Weiterentwicklung soll dabei anhand des Vorbildes von Thomas Kuhns Theorie des Paradigmenwechsels verdeutlicht und vertieft werden.

Spenglers geschichtsmorphologische Theorie, die er in seinem Hauptwerk *Der Untergang des Abendlandes* dargelegt hat, ist gewiss in vielerlei Hinsicht kritisierbar. Spengler steht dabei für das, was als *traditionelle Geschichtsphilosophie* bezeichnet werden soll. (Zwenger gebraucht hierfür die Begrifflichkeit „materiale Geschichtsphilosophie“ oder „Geschichtsphilosophie-2“³⁴, andere Autoren auch den Terminus „spekulative Geschichtsphilosophie“). Im 20. Jahrhundert hat das wissenschaftliche Denken einen Grad an Intensität erreicht, der bislang welthistorisch wohl einmalig ist. Zugleich sind die Normen für das, was als *wissenschaftlich* zu gelten hat, höher gesetzt denn je. Bezogen auf die Philosophie ist es vor allem die Tradition der Analytischen Philosophie, welche sich stets um eine scharfe Konturierung dessen, was als Wissenschaft gelten darf, bemühte. Vor allem auf den Einfluss dieser Denkrichtungen ist es zurück zu führen, wenn traditionelle Geschichtsphilosophien im Stile Spenglers bis heute in wissenschaftlichen Kreisen letztlich als diskreditiert zu gelten haben.³⁵ Eine einschlägige Unterscheidung ist hierbei die zwischen einerseits „spekulativer“ und andererseits „kritischer“ bzw. „analytischer“ Geschichtsphilosophie. Im Verständnis dieser Dichotomie ist erstere ein überkommenes Relikt aus „metaphysischen Zeiten“, während letztere sich mit der Klärung methodologischer Grundfragen der Historiographie bescheidet.

Eine solche Selbstbescheidung der Philosophie hat durchaus bedenkliche Aspekte.³⁶

³⁴ Zwenger (2008), S. 55ff.

³⁵ Vgl. hierzu etwa Wiersing (2007), S. 492: „Alle diese Theorien [Frobenius, Spengler, Toynbee; Bloch] von einer Weltgeschichte, die entweder linear oder vielgestaltig nach einem bestimmten Schema abläuft, sind neuere Varianten der älteren Geschichtsteleologien. Nach dem Zusammenbruch des Sowjetimperiums und damit auch nach dem Ende der in die marxistische Geschichtsphilosophie gesetzten Hoffnungen, haben alle diese Deutungsansätze inzwischen ihre wissenschaftliche Dignität eingebüßt.“

³⁶ Eine von mir bis heute geschätzte und geteilte Kritik der Gegenwartsphilosophie, welche weit ausführlicher und

Zum einen, weil sie offenkundig dazu beiträgt, die Philosophie überflüssig zu machen. Denn welcher praktisch arbeitende Historiker – allgemeiner: welcher praktisch arbeitende Wissenschaftler – interessiert sich wohl für die methodologischen Klärungsbemühungen szientistisch ausgerichteter Philosophen? Hier besteht der Verdacht, dass es sich um ein ausschließlich wissenschaftssoziologisch zu erklärendes autoreferentielles Spiel handelt, welches seine gesellschaftliche Legitimation durch die behauptete Anbindung an etablierte Wissenschaften erhalten möchte.

Die Selbstbescheidung der Philosophie ist aber auch deshalb bedenklich, weil geschichtsphilosophisches Denken wenigstens überall dort, wo es um politisch-gesellschaftliche Macht größeren Ausmaßes geht, sich sozusagen von selbst Gehör verschafft. Nicht umsonst entstammen *Huntington* und *Fukujama* dem Kreis der Herrschaftseliten der Weltmacht USA. Da hierbei vom Katheder erschallende wissenschaftstheoretische Sprachkritik kaum Gehör finden dürfte, ist es eine *Pflicht der akademischen Philosophie, sich angestrengt um substantielle Geschichtsphilosophie zu bemühen*.

Es gehört zu den grundlegenden heuristischen *Annahmen* dieser Arbeit, *dass dies möglich ist*. Von der Unmöglichkeit kann deswegen nicht a priori ausgegangen werden, weil das Potential strukturalistischer Modellbildung, bezogen auf die Historiographie, noch nicht intensiv genug ausgelotet wurde. Dass strukturtheoretische Ansätze historiographisch durchaus Erfolg haben können, lehrt die Theorie Kuhns. Wie gesagt, entstand die hier vorgestellte Zyklentheorie unabhängig von Kuhn und Spengler, vor allem in eigenständiger Auseinandersetzung mit kunsthistorischen Fragen. Doch können die entsprechenden Überlegungen verstanden werden als eine Revision Spengler'scher Inhalte nach dem methodischen Vorbild der Kuhn'schen Theorie.

Die hier zu entwickelnde Theorie so verstanden einzuführen hat didaktische und inhaltliche Gründe. Es geht einerseits darum, anschlussfähig an einen Wissenschaftsbetrieb zu sein, in dem nun einmal im Diskurs sinnvollerweise an bekannte Inhalte anzuknüpfen ist. Andererseits ist anzunehmen, dass eine explizite Rezeption der genannten Denker sich durchaus gewinnbringend auf die zu entwickelnde Theorie auswirken kann.

In diesem Kapitel werden wir zunächst einmal die Spengler'sche Geschichtsphilosophie einer knappen Kritik unterziehen. Danach werden wir herausarbeiten, dass Kuhns philosophischer Aneignungsversuch des Historischen durch diese Kritik nicht ebenfalls getroffen werden kann. Daraus ergibt sich dann die Möglichkeit, das Spengler'sche Denken nach dem methodischen Vorbild Kuhns zu revidieren.

1.1 Oswald Spenglers Theorie als Beispiel traditioneller Geschichtsphilosophie

1.1.1 Zur Bedeutung Spenglers

Dieser Text setzt sich zum Ziel, in dem problematischen Kontext der gegenwärtigen Philosophie einen neuartigen geschichtsphilosophischen Denkansatz zu entwickeln. Um hierbei das weite Feld zu lichten, um gewissermaßen eine Leinwand für das zu malende Ölbild aufzuspannen, sollen diese Darstellungen mit einer Kritik der Geschichtsphilosophie Spenglers beginnen. Wenn wir im Folgenden von Spenglers Denken sprechen, so soll im Allgemeinen darunter sein Denken verstehen, wie es in seinem Hauptwerk *Untergang des Abendlandes*³⁷ dargelegt ist. Seinen übrigen Werken, die zum Teil den Ansatz des *Untergangs* einer erheblichen Modifizierung unterziehen, bleiben weitgehend unberücksichtigt. Da hier keine philosophiehistorische Forschung betrieben werden soll, erscheint eine solche Beschränkung legitim und darüber hinaus deshalb sinnvoll, weil das genannte Werk wirkungsgeschichtlich den bei weitem bedeutsamsten Teil des Spengler'schen Œuvres darstellt. Spengler ist für uns vor allem als ein nach wie vor *einflussreicher* Geschichtsphilosoph relevant, der eben im wesentlichen mittels seines Hauptwerkes rezipiert wurde und wird.³⁸ Er hat das Bild, welches Geschichtsphilosophie vor allem auch in seinen problematischen Aspekten bis heute ausmacht, entscheidend mitgeprägt.

Spenglers Theorie ist zu verstehen als eine historiographische Zyklentheorie, welche historische Zeitverläufe nach dem Vorbild der Beschreibung organischer Lebenszyklen zu erfassen versucht. Das Substrat der historischen Zyklen stellen dabei „Kulturen“ dar, von denen Spengler bis auf die Gegenwart insgesamt acht benennt: die ägyptische, babylonische, chinesische, indische, mexikanische, „magische“, antike und abendländische Kultur, wobei die Analyse der letzten drei genannten deutlich im Vordergrund steht. Unter der „magischen Kultur“ versteht Spengler eine durch sogenannte Pseudomorphose verdeckte Kultur, welche die verschiedenen „Nationen“ der monotheistischen Religionen umfasst: Judentum, Christentum, Manichäismus, Zoroastrismus, Gnosis. Pseudomorphose meint dabei den Umstand, dass diese Kultur nach Spengler „überformt“ war durch die spätantike Kultur und die hellenistische, später die römische Staatenwelt. Erst sehr spät habe sich diese Kultur in dem Sinne „emanzipiert“, als sie eine Herrschaft errichtete, welche ganz aus ihrem eigenen „Geist“ geboren ist. Der magischen Kultur sei dies erst mittels des Islam gelungen. Dieser stelle demnach eine späte Äußerungsform eben der magischen Kultur dar, welche analog – wie Spengler sagt „gleichzeitig“ – zum Buddhismus der Indischen, dem Stoizismus der Antiken und dem

³⁷ Vgl. Spengler (1997).

³⁸ Für eine Rezension der übrigen Werke Spenglers siehe Osmančewič (2007).

Sozialismus der Abendländischen Kultur sei.³⁹

Zwischen den Verläufen der genannten acht Kulturen nimmt Spengler wesentliche Entsprechungen an, wobei einer jeden Kultur ein Zeitraum von etwa 1000 Jahren zukommt. Dabei durchlebt sie einen „schicksalhaft“ vorbestimmten Lebenszyklus. Was nach dem Ablauf dieser aktiven Zeit einer Kultur bleibt, nennt Spengler „Zivilisation“, ein unkreatives Fortleben der Äußerungsformen eben dieser Kultur. Wie lange dieses Zeitalter der „Zivilisation“ anhält, ist nach Spengler nicht determiniert, sondern hängt von dem „Glück“ bei der Errichtung eines „finiten Imperiums“ unter der Doktrin eines „Cäsarismus“⁴⁰ und dem möglichen Auftreten junger, konkurrierender Kulturen ab. Grob entsprechen die Spengler'schen Zyklen einem Vier-Phasen-Modell, analog zu Frühling, Sommer, Herbst und Winter oder Kindheit, Jugend, Erwachsenen- und Greisenalter.⁴¹

Inspiziert durch Symbolismus und die Lebensphilosophie *Bergsons* und *Nietzsches* gelangt Spengler so zu einem historistischen Verständnis der genannten Kulturen. Das von Ranke formulierte, viel zitierte programmatische Motto des Historismus „Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott, und ihr Wert beruht gar nicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem Eigenen selbst“⁴² findet in Spenglers Theorie eine systematische Entsprechung.⁴³ Für ihn ist jede Kultur ein einzigartiges und von Außen nicht zu verstehendes Individuum, welches seine Formentfaltung aus einem „Ursymbol“ speist. Dies impliziert, dass nach Spenglers *Untergang* ein echter Austausch zwischen Kulturen prinzipiell auszuschließen ist. Im Sinne dieser als *Inkommensurabilität* bezeichneten Eigenschaft Spengler'scher Kulturen sind Wirkungsrelationen zwischen Kulturen – etwa der Einfluss der Antike auf das Abendland – nur im Sinne eines „Missverständnisses“ und einer „Fehlinterpretation“ möglich.⁴⁴

Spenglers Denken ist aus mehreren Gründen bis heute bedeutsam: (1) Spengler ist der bedeutendste und einflussreichste geschichtsphilosophische Denker des 20. Jahrhunderts. (2) Spengler ist ein „klassischer“ Vertreter einer konventionellen Geschichtsphilosophie, die zwar stets zu faszinieren wusste, aber mindestens im gleichen Maße Stein des Anstoßes war und ist. Insbesondere wird sie charakterisiert durch die Postulierung von universellen Gesetzen der historischen Entwicklung. (3) Spenglers Gedankenentwurf ist die prägnanteste Ausarbeitung *zyklischen Geschichtsdenkens*, das viele Vorläufer und so manchen Nachahmer gefunden hat. Da auch der hier projektierte Entwurf

³⁹ Zum Begriff der „Pseudomorphose“ siehe Spengler (1997), S. 784ff.

⁴⁰ Zum Begriff Cäsarismus siehe etwa Spengler (1997), S. 942.

⁴¹ „Jede Kultur, jede Frühzeit, jeder Aufstieg und Niedergang, jede ihrer innerlich notwendigen Stufen und Perioden hat eine bestimmte, immer gleiche, immer mit dem Nachdruck eines Symbols wiederkehrende Dauer“ a.a.O., S. 148.

⁴² Vgl. Ranke (1971), S. 60.

⁴³ Bezogen auf die Philosophie etwa schreibt Spengler: „Jede Philosophie ist ein Ausdruck ihrer und *nur* ihrer Zeit, und es gibt nicht zwei Zeitalter, welche die gleichen philosophischen Intentionen besäßen [...]“. Vgl. Spengler (1997), S. 57.

⁴⁴ „[es ist] völlig unmöglich, den historischen Weltaspekt fremder Kulturen, das aus ganz anders angelegten Seelen gestaltete Bild des Werdens mit den Kräften des eigenen Seele vollkommen zu durchdringen. Hier wird immer ein unzugänglicher Rest bleiben“ Spengler (1997), S. 172.

zyklischen Charakter trägt, dient Spenglers Denken als der naheliegendste Gegenstand einer vergleichenden Diskussion der hier entwickelten Gedanken.

Zu (1): Bis heute ist der Gedankenentwurf Spenglers ein „Denkmal“ der Geschichtsphilosophie. In der allgemeinen Rezeption stellt sein Werk gewiss das erfolgreichste Werk der Geschichtsphilosophie überhaupt dar. Das gilt insbesondere auch für die populäre Rezeption.⁴⁵ Doch auch in gelehrten Kreisen hat Spenglers Buch nachhaltigen Eindruck hinterlassen. So weiß der konservative amerikanische Historiker Arthur Herman zu berichten: „Der österreichische Philosoph Ludwig Wittgenstein war überwältigt von Spenglers Werk, und hat möglicherweise dazu beigetragen, dass er sich vom logischen Positivismus abwandte und einen völlig neuen Weg einschlug.“⁴⁶ Gewiss sind Hermans Mutmaßungen nicht zu überprüfen, doch verweisen sie darauf, dass in der Tat Spenglers Idee monadenhaft gegeneinander verschlossener Hochkulturen, die Idee also der *prinzipiellen Inkommensurabilität* verschiedener Kulturen, rückblickend wie eine paradigmatische Anwendung des spät-wittgenstein'schen Konzept der Sprachspiele aufgefasst werden kann. Man mag Spengler als letzten Ausläufer einer pessimistisch und defätistisch gewordenen Romantik interpretieren – der oben genannte Bezug zum späten Wittgenstein lässt ebenso Raum dafür, Spengler als einen Vorreiter der Postmoderne zu sehen. Beide Interpretationen freilich ergänzen sich in der Hinsicht, als die Postmoderne verstanden werden kann als eine Rückkehr des Romantischen im Kontext des modernen Denkens, angepasst an die intellektuellen Grundprämissen des 20. Jahrhunderts.⁴⁷

Die anfängliche Wirkungsmacht der Spengler'schen Gedanken sollte jedoch nach 1933 und mehr noch 1945 in ein nahezu vollständiges Vergessen umschlagen. Spengler verweigerte sich zunächst dem „Weimarer Modell“ einer westlich-parlamentarischen Demokratie ebenso wie dem Kommunismus und später dem Nationalsozialismus. Damit setzte er sich zwischen alle Stühle. Seine eigenwillige Stimme wurde in Zeiten des lauter werdenden Säbelrasselns zunehmend überhört.⁴⁸ So kam es, dass nach dem Krieg ausgerechnet ein Denker an Spengler erinnerte, dem kaum weltanschauliche Nähe zu diesem attestiert werden kann: Theodor W. Adorno, der mit mahnenden Worten sprach:

Dazu [zum Vergessen Spenglers, d.V.] ist aber um so weniger Anlaß, als der Gang der Weltgeschichte selber seinen unmittelbaren Prognosen in einem Maße recht gab, das erstaunen

⁴⁵ Wohl nie war ein geschichtsphilosophisches Werk publizistisch derart erfolgreich, wenn man bedenkt, dass bis zur elften Auflage 1923 bereits 80 Tausend Exemplare des Buches erschienen waren. Vgl. Spengler (1923). Nach Forman gab es in Deutschland zu dieser Zeit kaum 300.000 Menschen mit Hochschulabschluss, vgl. Forman (1994).

⁴⁶ Herman (1998), S. 243.

⁴⁷ Einige Parallelen zwischen Romantik und Postmoderne seien genannt: Fragmentästhetik hier, fragmentarisches Wahrheitsverständnis dort; eine Tendenz zum Relativismus, eher historisch im Ranke'schen Historizismus hier, eher in einem kulturrelativistischen Sinne dort; intertextuelle Literaturästhetik; Vernunftkritik; etc.

⁴⁸ Hierzu stellt Boterman resümierend fest: „Seine romantisch-konservative Bestrebung, eine Eliteposition in der Gesellschaft einzunehmen und als Intellektueller eine beratende Funktion für die Machthaber auszuüben, endete in völliger Desillusionierung und einem persönlichen Drama. Mit einer irrationalen und pessimistischen Weltanschauung, mit seiner konservativ-revolutionären Ideologie und seinem radikalen politischen Aktivismus hatte er selbst mitgeholfen, eine Welt zu schaffen, die weder Platz noch Schutz für einen introvertierten, eigensinnigen und elitär denkenden konservativen Einzelgänger wie ihn bot. In den letzten Jahren seines Lebens wurden Kultur und Wissenschaft zu seiner letzten sicheren Zuflucht. Mehr denn je war er nun wieder der Außenseiter, der er schon immer gewesen war.“ Vgl. Boterman (2000).

müßte, wenn man sich an die Prognosen noch erinnerte. Der vergessene Spengler rächt sich, indem er droht, recht zu behalten.⁴⁹

Der Dialektiker Adorno freilich belässt es in dem zitierten Artikel nicht bei dieser Anerkennung, sondern bemüht sich demjenigen, den er als Vertreter einer Antithese zur eigenen Position erkennt, die gerechtfertigten intellektuellen Momente zu entreißen, um dann den weltanschaulichen Rest zu verdammen.

Es ist dies ein bezeichnendes und immer wiederkehrendes Motiv in der Spengler-Rezeption. Spengler beeindruckt, nicht nur weil er es zweifelsohne darauf anlegt, sondern auch, weil er es schafft, viele geniale Einsichten zu einem monumentalen Gesamtbild des geschichtlichen Werdens zu synthetisieren.⁵⁰ So richtig glücklich aber wird wohl niemand mit ihm. Spengler hat keine Schule gegründet. Der Preis seiner Synthese erscheint uns heute in vielerlei Hinsicht zu hoch. An erster Stelle ist sein poetischer Umgang mit der Wahrheit zu nennen, einem Denkstil, dessen vollendete Steigerung aus allem alles folgen lassen kann und damit schlicht und einfach Dichtung ist.⁵¹ Dennoch übt Spengler bis heute einen bedeutenden, wenn auch nicht immer offensichtlichen Einfluss auf geschichts- und kulturphilosophisch gefärbte Debatten aus. Zu sehr war das ganze 20. Jahrhundert und ist erneut die Post-9/11-Epoche⁵² geprägt durch einen unterschwelligeren Kulturpessimismus, als dass man einen solchen Klassiker des Kulturpessimismus, als den man Spengler auch ansprechen kann, vergessen könnte.⁵³ Doch sein

⁴⁹ Adorno (1950), S. 115.

⁵⁰ Einer der prominentesten Kritiker Spenglers ist Robert Musil, vgl. Musil (1978). Musils kritischerer Anspruch freilich brachte es mit sich, dass *er* sein monumentales Werk über die geistige Lage der Abendländischen Kultur zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht zu vollenden vermochte.

⁵¹ Ein Beispiel für das Genannte liefert folgendes längere Zitat aus dem *Untergang*, Spengler (1997), S. 118f.: „Wie die Architektur der Renaissance durch Neuerungen Michelangelos und Vignolas in die des Barock übergeht – das ist das genaue Abbild dieser inneren Wandlung der Analysis. An den Palast- und Kirchenfassaden werden die sinnlich reinen Linien gleichsam unwirklich. An Stelle der klaren Koordinaten florentinisch-römischer Säulenstellungen oder Geschoßgliederungen tauchen die „infinitesimalen“ Elemente geschwungener, flutender Bauteile, Voluten, Kartuschen auf. Die Konstruktion verschwindet unter der Fülle des Dekorativen – mathematisch gesprochen des Funktionalen; Säulen und Pilaster, in Gruppen und Bündel zusammengefaßt, durchziehen ohne Ruhepunkte für das Auge die Fronten, sammeln und zerstreuen sich; die Flächen der Wände, Decken, Geschosse lösen sich in der Flut von Stuckaturen und Ornamenten auf, verschwinden und zerfallen unter farbigen Lichtwirkungen. Das Licht aber, das nun über dieser Formenwelt des reifen Barock spielt [...] ist ein rein musikalisches Element geworden. Der Dresdener Zwinger ist eine *Symphonie*. Mit der Mathematik hat sich im 18. Jahrhundert auch die Architektur zu einer Formenwelt von *musikalischem* Charakter entwickelt.“ Neben den groben Ungenauigkeiten, etwa Vignola an Stelle von della Porta zu einem Hauptwegbereiter des Barocks zu erklären, und dass im Mittelteil des Zitates eher gewisse Spielarten des Manierismus und nicht des Barocks beschrieben werden, sticht vor allem ins Auge, dass Spengler sich hier am Rande dessen bewegt, was als Aussage gelten kann. In welchem Sinne das „Dekorative“ „mathematisch gesprochen“ dem „Funktionalen“ entsprechen soll, bleibt unklar. Eine Entsprechungslogik am Rande der Willkürlichkeit ist nicht dazu geeignet, zu einen wissenschaftlichen Konsens zu führen.

⁵² Zur Bedeutung der Anschläge vom 11. September 2001 aus geschichtsphilosophischer Perspektive siehe auch Schloßberger (2013) S.211ff.

⁵³ Hier wird ein möglicher Grund ersichtlich, weshalb ausgerechnet Adorno an Spengler erinnert. Schließlich kann man die „Dialektik der Aufklärung“ (Adorno, Horkheimer (1998) als eine Art Gegen-Klassiker des Kulturpessimismus, eine Art „Anti-Spengler“ begreifen, der sich doch nachhaltigen Anregungen Spenglers nicht verschlossen haben dürfte. Was Adorno und Horkheimer als „Kulturindustrie“ kritisieren, spricht Spengler mit ähnlich abwertender Intention aus seiner zyklentheoretischen Perspektive wie folgt an: „[...] die Ablösung intensivster praktischer Denkarbeit durch ihren Gegensatz, die mit Bewußtsein betriebene Trottelei, die Ablösung der geistigen Anspannung durch die körperliche des Sports, der körperlichen durch die sinnliche des 'Vergnügens' und die geistige der 'Aufregung' des Spiels und der Wette, der Ersatz der reinen Logik der alltäglichen Arbeit durch die mit Bewußtsein genossene Mystik – das kehrt in allen Weltstädten aller Zivilisationen wieder. Kino, Expressionismus,

Verdienst besteht nicht darin, eine bedeutende Stimme im Chor des nihilistische Schwanengesangs zu sein, welcher das sterbende großbürgerliche Zeitalter begleitete. Mit *Borkenau* lässt sich konstatieren:

Frühere Denker haben als Substrat [der historischen] Aufstiegs- und Untergangsprozesse [...] jeweils das die Gesellschaftsstruktur ihrer Zeit konstituierende Gebilde gewählt: In der Frühperiode also den Stadtstaat, mit wachsender Annäherung an das moderne bürgerliche Zeitalter immer eindeutiger den Nationalstaat. Insofern es Spengles entscheidende Leistung ist, an deren Stelle eben die 'Kultur' und ihren Zyklus gesetzt zu haben, gehört sein Werk zu den Phänomenen, die den Zerfall des Nationalstaats und des Nationalismus eingeleitet und begleitet haben.⁵⁴

Und dass in der Gegenwart geradezu eine Renaissance des Spengler'schen Denkens zu beobachten ist, wie sich an zahlreichen nach 2000 erschienen Monographien ersehen lässt⁵⁵, ist sicherlich unter anderem dem Umstand zu schulden, dass sich im neuen Jahrtausend die zu „Zivilisationen“ erstarrten „Kulturen“ (im Sinne Spenglers) propagandistisch auf dem Kampfplatz wieder zu finden scheinen.

Zu (2): Spengler ist bis heute der Geschichtsphilosoph „schlechthin“. Zwar haben auch Hegel und Marx einen gewissen Anspruch auf diesen Titel, doch stellt die Geschichtsphilosophie nur *einen* Aspekt des Denkens dieser Männer dar, während Spengler *vor allem* Geschichtsphilosoph ist. Anstatt also eine pflichtgemäße und notwendigerweise oberflächliche Zusammenfassung der „wichtigsten“ geschichtsphilosophischen Modelle seit Hesiod vorzulegen⁵⁶, greifen wir speziell Spengler heraus, um im Vergleich zu ihm das eigene geschichtsphilosophische Modell zu entwickeln. Dies ist auch deswegen naheliegend, weil das hier vorgestellte Zyklenmodell zum Spengler'schen homolog ist. Aus diesem Grunde erscheint es uns wichtig zu sein, die Unterschiede der hier vorgestellten Zyklen- und Spengler'schen Theorie zu verstehen.

Es wird jedoch deutlich werden, dass sich die hier vorgestellte Zyklen- und Spengler'schen Theorie trotz aller oberflächlichen Homologie in methodischer Hinsicht grundlegend voneinander unterscheiden. Dem Untertitel dieses Textes entsprechend soll bei der Entwicklung eines eigenen Modells um den Versuch zu einer zeitgemäßen, „modernen“ Zyklen- und Spengler'schen Theorie handeln, während Spengler demgegenüber als eine „traditionelle“ geschichtsphilosophische Theorie angesprochen werden soll. Um den hierbei konstatierten Gegensatz von „traditionell“ und „modern“ zu beleuchten, wird Spengler mit einem Denker verglichen, dessen Theorie für uns als Beispiel eines „modernen“ geschichtsphilosophischen Denkansatzes dienen soll: Thomas Kuhn. Dieser Wissenschaftstheoretiker

Theosophie, Boxkämpfe, Niggertänze, Poker und Rennwette – man wird das alles im alten Rom wiederfinden, und ein Kenner sollte einmal die Untersuchung auf die indischen, chinesischen und arabischen Weltstädte ausdehnen.“ Vgl. Spengler (1997), S. 678,

⁵⁴ Vgl. Borkenau (1984), S. 51.

⁵⁵ Vgl. beispielsweise Osmančević (2007); Conte (2004); Farrenkopf (2001); Janensch (2006); Lisson (2005); Bortman (2000, das niederländische Original indes 1992).

⁵⁶ Wer dennoch das Bedürfnis nach solchem Schulwissen hat, dem sei Osmančević (2007) Kap. 2 empfohlen, sowie jede traditionell gehaltene Einführung in die Geschichtsphilosophie, etwa Amgehern (1991) oder Schaeffler (1991).

ker und -historiker wird gewöhnlich nicht als Geschichtsphilosoph rezipiert. Bis heute steht bei der gesamten Kuhn-Rezeption eindeutig ein Gesichtspunkt im Vordergrund: Der scheinbare oder tatsächlicher Angriff auf den aufklärerischen, progressistischen Begriff von wissenschaftlicher Rationalität und wissenschaftlichem Fortschritt.⁵⁷ Dennoch handelt es sich um theoretische Aneignungsversuche des Historischen, welche in ihrer Abstraktheit und Universalität letztlich nur als philosophisch aufzufassen sind.

Wir werden uns auch hier der Kritik zu stellen haben, welche von prominenter Stelle generell an der Geschichtsphilosophie geübt wurde. Kern dieser Kritik war stets vor allem die durch die Mehrzahl geschichtsphilosophischer Ansätze vorgenommene Postulierung von *Gesetzen der historischen Entwicklung*. Es wird sich jedoch herausstellen, dass eine moderne Zyklentheorie, wie sie hier entworfen werden soll, durch traditionelle Argumente gegen (deterministische) geschichtsphilosophische Theorien nicht angreifbar ist.

Zu (3): Neben linearen Aufstiegsmodellen (Comte, Hegel) und Abstiegsmodellen (Hesiod) haben sich stets als Antipode auch zyklische Geschichtsmodelle herausgebildet. Wichtige Vorgänger von Spengler sind hierbei: *Aristoteles, Machiavelli, Gibbon, Vico* und *Montesquieu*. Wiederum werden wir diesbezüglich Spengler als grundverschieden zum eigenen Ansatz erkennen. Wo jener biologistische Termini eines Jahres- oder Lebenszyklus verwendet (Frühling – Sommer – Herbst – Winter bzw. Kindheit – Jugend – Mannesalter – Greisenalter), geht es uns in der vorgestellten Zyklentheorie darum, eine in gewisser Hinsicht epistemisch notwendige, wenigstens aber naheliegende Entwicklungslogik vornehmlich *geistesgeschichtlicher* Epochen aufzudecken.

1.1.2 Spengler und die Politik

Wir kommen nicht umhin, das Verhältnis Spenglers zur Politik anzusprechen. Dies erscheint angebracht, weil Spengler bis heute als „politisch anrücklich“ gilt. Er ist einer der wenigen herausragenden intellektuellen Persönlichkeiten, die eindeutig als „rechts“, mithin als „rechtsextrem“ einzustufen sind. Dabei wollen wir als politisch „rechts“ jene politische Doktrin nennen, welche sich dem, was man gemeinhin als „modern“ oder „die Moderne“ bezeichnen könnte, widersetzen und in diesem Sinne konservativ bezogen auf vormoderne weltanschauliche Positionen sind. In seiner ganzen Tragweite durchleuchtet mag diese Definition ungenügend erscheinen, doch reicht sie im Falle Spenglers hin, befriedigende Interpretationen zu liefern.

Spengler erscheint uns als janusköpfige Person. Wir begegnen in ihm einem Intellektuellen von ungemeiner denkerischer Kühnheit und stupender Belesenheit, welcher das dekadente Klima des verglühenden großbürgerlichen Zeitalters in geradezu genialer Weise zu bedienen vermochte. Mit dem gänzlichen Mangel innovativer und wahrer Einsichten, mit bloßer Rhetorik also, wäre ihm dies sicher nicht gelungen. In Folge des 11. Septembers sind die sozio-politischen Spannungsverhältnisse der globalisierten Welt

⁵⁷ Vgl. etwa Rose (2004) oder Fuller (2000).

eher mit Spengler'schen als mit Marx'schen Begriffen zu interpretieren. Auch hier freilich wirken jene eher im Verborgenen und finden im Harvard-Professor und White-House Berater Samuel Huntington einen späten Schüler, dessen Konzept des „clash of civilisations“ in der Tat als eine Weiterentwicklung der Spengler'schen Idee des „Cäsarismus“ zu interpretieren ist. Wo Spengler für einen reifen Kulturkreis die Aufgabe der Errichtung eines abschließenden Imperiums vorsah, ergibt sich bei gleichzeitigem Vorhandensein derartiger Kulturkreise der von Huntington beschriebene „Kampf der Kulturen“.

Das zweite Gesicht Spenglers ist das des Kulturkritikers *seiner* Gegenwart. Spengler macht keinen Hehl aus seiner Verachtung der Demokratie, die für ihn gleichbedeutend mit Plutokratie ist.⁵⁸ Er verachtet die moderne Kunst nicht weniger als es die Nationalsozialisten taten, freilich auf wesentlich gepflegterer Weise.⁵⁹ Dennoch hat Spengler seinen Gegnern nicht den Gefallen getan, sich dem Nationalsozialismus in die Arme zu werfen. Dazu war die Fremdheit zwischen Spengler und dem deutschen Faschismus zu groß. Zwar verbanden Spengler und den Nationalsozialismus die Vorbehalte gegenüber der Moderne, insbesondere jedoch die Verachtung für die Zustände der Weimarer Republik, doch können sich diese beiden Positionen letztlich nicht treffen. Dies zeigt deutlich Spenglers Rassebegriff, welcher dem nationalsozialistischen geradezu entgegen gesetzt ist:

Aber wenn hier von Rasse die Rede ist, so ist das nicht in dem Sinne gemeint, wie es heute unter Antisemiten in Europa und Amerika Mode ist, darwinistisch, materialistisch nämlich. Rassereinheit ist ein groteskes Wort angesichts der Tatsache, daß seit Jahrtausenden alle Stämme und Arten sich gemischt haben, und daß gerade kriegerische, also gesunde und zukunftsreiche Geschlechter von jeher gern einen Fremden sich eingegliedert haben, wenn er 'von Rasse' war, gleichwohl zu welcher Rasse er gehörte. Wer zuviel von Rasse spricht, der hat keine mehr. Es kommt nicht auf die reine, sondern auf die starke Rasse an, die ein Volk in sich hat.⁶⁰

Spenglers geistige Grundhaltung bleibt aristokratisch, während der nationalsozialistische, biologistische Rassebegriff ganz klar proletarischen Charakter trägt.⁶¹ Denn sich im biologischen Sinne als Angehöriger einer Rasse zu fühlen, bedarf keiner speziellen Bildung, keiner geistigen Anstrengung und keines bürgerlichen Status. Im Gegensatz

⁵⁸ „Versteht man unter Demokratie die Form, welche der dritte Stand als solcher dem gesamten öffentlichen Leben zu geben wünscht, so muß hinzugefügt werden, daß Demokratie und Plutokratie gleichbedeutend sind“ vgl. Spengler (1997), S. 1061.

⁵⁹ „Aber [...] die Frage, weshalb eine große Kunst – das attische Drama mit Euripides, die florentinische Plastik mit Michelangelo, die Instrumentalmusik mit Liszt, Wagner und Bruckner – mit einer als Symbol wirkenden Plötzlichkeit zu enden pflegt, ist geeignet das Organische dieser Künste zu erleuchten.“ vgl. Spengler (1997) S. 287. „Monet, Manet, Cézanne portraituren ein und dieselbe Örtlichkeit immer wieder, peinlich, mühsam, Arm an Seele, den Wald von Fontainebleau oder die Seineufer von Argenteuil oder jenes merkwürdige Tal bei Arles. Rembrandts mächtige Landschaften liegen durchaus im Weltraume, die Manets in der Nähe einer Bahnstation.“ (Spengler (1997), S. 372.

⁶⁰ Vgl. Spengler (1961), S. 203.

⁶¹ Zum Thema Rassismus und Kulturphilosophie (Friedell, Spengler, Chamberlain, u.a.) siehe auch Wimmer (1989).

hierzu ist Spenglers Rassebegriff im Sinne einer geistesaristokratischen Substanz der Persönlichkeit stets ein Bildungsprogramm zur geistigen Formung eines starken Charakters. Dieses idealistische Moment Spenglers rückt ihn eher in die Nähe des klassischen Konservatismus als in die eines nationalistischen Sozialismus.

Obwohl es uns bei Spengler gerade *nicht* um Politik geht, sind diese Klarstellungen notwendig, im Missverständnis zu vermeiden. Vielmehr soll er im Rahmen dieses Textes ausschließlich als ein Analytiker der Weltgeschichte begriffen werden, dessen Denken bis heute geschichtsphilosophisch relevant ist und dessen Kerngedanken im strengen Sinne – das heißt durch den Lauf der Geschichte – noch nicht als endgültig widerlegt gelten können. Warum sollte es in Anbetracht der vielen untergegangenen Hochkulturen ausgerechnet unserer Kultur beschieden sein, sich auf ewig dem Untergang zu entziehen, derart, dass zentrale und uns heute selbstverständliche Äußerungsformen unserer Kultur nicht einmal als exotisch im Museum betrachtet werden? Darin könnte man eine gewisse Überlegenheit des Spengler'schen Denkens gegenüber dem zweiten geschichtsphilosophischen Großentwurf erkennen, der bis heute intellektuell höchst einflussreich ist, nämlich dem Marxismus und allen von ihm beeinflussten Spielarten des Sozialismus.

1.1.3 Problematische Aspekte des Spengler'schen Denkens

In diesem Abschnitt werden wir die Geschichtsphilosophie Spenglers einer Kritik unterziehen. Der zentrale Punkt ist dabei folgender: In der Postulierung der Monadenhaftigkeit der verschiedenen Kulturzyklen einerseits sowie in deren behaupteter Übereinstimmung, was die grundlegende historische Dynamik andererseits anbelangt, liegt offenkundig ein eklatanter Widerspruch in Spenglers Denken vor.⁶² Wenn verschiedene Kulturen sich in einander entsprechenden Zyklen entwickeln, dann muss zwangsläufig dabei eine zumindest partielle Vergleichbarkeit angenommen werden, da im Falle vollkommener Inkommensurabilität eine solche Entsprechung überhaupt nicht zu benennen wäre.⁶³ Wenngleich eine Unterscheidung zwischen formaler und inhaltlicher Vergleichbarkeit ins Felde geführt werden könnte, so bleibt doch ein Verweis im transzendentalpragmatischen Sinne darauf, dass gänzliche Inkommensurabilität sich nicht widerspruchsfrei denken lässt. Dieses Argument ist ein Fall von Widerlegung skeptizistischer Annahmen durch Retorsion. Die gänzliche Unerkennbarkeit einer Gegebenheit lässt sich nicht widerspruchsfrei denken. Jeder Irrtum setzt bereits Wahrheit voraus, so dass es möglicherweise absolute Wahrheit, niemals aber absoluten Irrtum geben kann. Irrtum besteht immer relativ auf Wahrheit.

Die unausgesprochenen epistemischen Voraussetzungen, von denen Spengler ausgeht,

⁶² Ich folge in dieser Kritik Borkenau (1984), S. 53ff, die m.E. die beste Spengler-Rezension darstellt, siehe aber auch Hayek (1979), Kap. 7, insb. S. 136ff. Borkenau beginnt seine Kritik des uns hier interessierenden Aspektes mit der einfachen Feststellung: „Die Theorie vom Monadismus der Kulturen ist falsch.“

⁶³ In diesem Sinne argumentierte bereits Putnam sehr differenziert gegen die Kuhn'sche Inkommensurabilitätsthese. Vgl. Putnam (1978, 1979, 1982).

haben schwerwiegende Auswirkungen auf die Gesamtaussage, welche die Theorie Spenglers hinterlässt.⁶⁴ Die These von der totalen Inkommensurabilität hängt direkt mit seinem fatalistischen Nihilismus zusammen, denn wenn Kulturen tatsächlich monadischen Charakter haben, wenn sie sich tatsächlich in keiner Weise verstehen können, dann bleibt in der Abfolge der Kulturen nur die Möglichkeit, dass eine alte Kultur gänzlich verlischt, um einer anderen, neuen Platz zu machen. Nichts bleibt also übrig, keine kulturelle Leistung wird auf eine Folgekultur vererbt, es sei den in Form eines „Missverstehens“. Insbesondere ist es genau dieses Schicksal, welches Spengler dem sterbenden Abendland implizit prophezeit. Dieses „Alles Umsonst!“ gibt Spenglers Denken des *Untergangs* jenen düsteren, „schlecht gelaunten“ Charakter, welches sein Werk für viele unannehmbar macht. Spengler selbst muss dieses Defizit geahnt haben, denn gegen sein Lebensende begann er den Entwurf des *Untergangs* in einer Weise zu modifizieren, welche gerade die These von der Monadenhaftigkeit der Kulturen und damit die Gesamtkonzeption seines Hauptwerkes in Frage stellte. In dem zu Lebzeiten unveröffentlichten Entwurf *Frühzeit der Weltgeschichte*⁶⁵ entwarf er das Bild einer Stufenfolge der Kulturen, welche die ursprünglich rein zyklische Konzeption des Untergangs in eine spiralenartige Konzeption transformierte.⁶⁶

Verglichen mit dem vulgär-aufklärerischen geschichtsphilosophischen Konzepts eines kumulativen Fortschritts, welches sicher nicht zufällig eine gewisse Verwandtschaft zu einer ökonomischen Wachstumsideologie besitzt, stellt diese Modifikation der Spengler'schen Konzeption des *Untergangs* ein anspruchsvolles Konzept dar, welchem bis heute nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Gleichwohl revidiert Spengler hierin den monolithischen und fatalistischen Charakter, den seine Geschichtsphilosophie bis dahin hatte. In ihrer ursprünglichen Form des *Untergangs* hatten Kulturen einen „schicksalhaften“ Verlauf, ihr „Untergang“ war letztlich nicht aufzuhalten. Wenn auch nicht der Geschichtsverlauf in seiner Totalität, so erschienen doch zumindest bestimmte wesentliche Aspekte determiniert. Die genannte Öffnung der Spengler'schen Zyklentheorie hin auf eine Einbettung in eine *linear* zu denkende universalhistorische Stufenfolge von Kulturzyklen relativiert Spenglers essentialistischen Geschichtsdeterminismus. Wenn dadurch aber das grundlegende zyklentheoretische Konzept nicht negiert werden soll, die globale Dynamik der Stufenfolgen aber prinzipiell unabgeschlossen bleibt, so kann von einem Determinismus keine Rede mehr sein.⁶⁷ Eine Aufgabe des Determinismus ist für uns umso mehr zu fordern als geschichtsphilosophisches Denken im akademischen Rahmen ohnehin ein Unternehmen ist, das unter einem großen

⁶⁴ Die Spengler'sche These von der Inkommensurabilität verschiedener Kulturen weist erstaunliche Ähnlichkeiten zu Kuhns These von der Inkommensurabilität der Forschung unter verschiedenen Paradigmen; vgl. Kuhn (1997), S. 113ff. Näheres hierzu siehe Kap. 1.2.2.

⁶⁵ Vgl. Spengler (1965).

⁶⁶ Einer Relativierung des strengen Verständnisses der Monadenhaftigkeit folgen auch Autoren, die Spengler prinzipiell verteidigen, etwa Richardson (1970).

⁶⁷ Spengler gibt keine Antwort auf die Frage, ob sich in Sinne der von ihm entworfenen globalen Dynamik nach dem „Untergang des Abendlandes“ noch weitere Kulturstufen eröffnen. Vgl. Osmanćević (2007), S.128.

Rechtfertigungsdruck steht. Eine Wiederbelebung wird also naturgemäß in epistemisch behutsamer Weise zu vollziehen sein.⁶⁸

An dieser Stelle mag man fragen was denn eine solche „neue“ Geschichtsphilosophie zu leisten habe. Zwar meint der Verfasser, dass die folgenden Darstellungen hiervon durchaus einen Begriff liefern dürften, zunächst soll jedoch auf ein verwandtes Thema der Entwicklungspsychologie verwiesen werden. Das wohl bekannteste globale Modell für die Entwicklung des menschlichen Lebens von der Geburt bis zum Tod stammt von Erik H. Ericson.⁶⁹ Er entwarf ein Stufenmodell des menschlichen Lebens, in dem jeder Stufe eine bestimmte psychodynamische Grundproblematik zugeordnet ist. Diese ist durch einen Konflikt definiert, welcher durch ein komplementären Gegensatzpaar psychodynamischer Entwicklungsoptionen benannt wird. So ist dem Säuglingsalter (erstes Lebensjahr) der Grundkonflikt „Urvertrauen versus Misstrauen“ zugeordnet.

Niemand wird behaupten wollen, eine solche Begrifflichkeit würde den Lebensabschnitt eines Säuglings determinieren oder auch nur in einer essentialistischen Weise ein *τέλος* vorgeben. Vielmehr geht es um eine begriffliche Charakterisierung der Lebensabschnitte mittels einer *idealtypischen Folie* oder *Typologie*, welche den Möglichkeitsraum der psychodynamischen Entwicklung des Menschen zu charakterisieren versucht. Eriksons Modell ist damit gerade keine nomothetische Theorie, eine Theorie also, der es um das Aufstellen von Gesetzen geht. In analoger Weise wird hier der Versuch unternommen, eine *idealtypischen Folie geistesgeschichtlicher Entwicklungen* zu entwerfen, welche einen *interpretatorischen Rahmen* für idiographische Forschung bereit stellt. Dies kommt dem Standpunkt Wimmers nahe, der feststellt:

Die Alternative „Zufall oder Notwendigkeit“ darf bei Betrachtung der Geschichte nie undifferenziert gedacht werden. Ein genaues Abwägen der Fakten und der Begriffe, die wir zur Beschreibung und zur Erklärung dieser Fakten verwenden, sollte uns vorsichtig machen sowohl gegenüber allzu skeptischer, den Zufall überbetonender Sichtweise als auch gegen eine allzu deterministische Auffassung der Geschichte. Beides würde nicht nur der Wirklichkeit Gewalt antun, es würde uns auch in ungerechtfertigter Weise gegenüber der eigenen und der gemeinsamen Geschichte entmündigen.⁷⁰

Das zyklentheoretische Modell, welches hier vorgestellt werden soll, wird dezidiert darauf verzichten, eine Determiniertheit der Geschichte zu postulieren. Es ist hier nicht der Ort, alle Argumente zu diskutieren, welche insbesondere von Seiten der Analytischen

⁶⁸ In diesem Sinne hat bereits Toynbee eine deutliche Korrektur gegenüber Spengler vollzogen, da er sich durchaus der Tatsache bewusst war, dass ein ideal entworfener Verlaufstypus durchaus die Freiheit einzelner Kulturverläufe nicht aufhebt, von diesem Idealtypus abzuweichen. So lesen wir in *Der Gang der Weltgeschichte*: „Ist einmal eine Kultur geboren und hat sie Aussicht, nicht im Keime zu ersticken zu werden, wie es das Schicksal der von uns so genannten gescheiterten Kulturen war, darf dann nicht ihr Wachstum als selbstverständlich erachtet werden? Der beste Weg, auf diese Frage eine Antwort zu finden, ist der, eine andere zu stellen. Finden wir als historische Tatsache, daß Kulturen, die die aufeinanderfolgenden Gefahren der Geburt und Kindheit überwunden haben, tatsächlich unverändert zur 'Mannheit' erwachsen, mit anderen Worten: kommen sie zu gehörigen Zeit dazu, eine Herrschaft über ihre Umwelt zu errichten [...]? Die Antwort lautet, daß das nicht immer der Fall ist.“ Vgl. Toynbee (1961), S. 163.

⁶⁹ Siehe etwa Erikson (1971).

⁷⁰ Wimmer (1983), S.13.

Philosophie gegen ein solches Unterfangen vorgebracht wurden; wir werden aber in Kapitel 4 noch einmal auf dieses Thema zurückkommen. Im folgenden sollen nur ganz unsystematisch zwei Argumente gegen den Geschichtsdeterminismus vorgebracht werden, die der Verfasser als entscheidend ansieht, wenngleich sie von den klassischen Kritiken der „spekulativen“ Geschichtsphilosophie nicht angeführt werden. Zugleich werden uns diese beiden Argumente helfen, zwei Formen des Determinismus zu unterscheiden.

(1) Betrachten wir die These von der Determiniertheit der Geschichte naturphilosophisch, so erweist sich diese als unhaltbar. Zunächst einmal sei angenommen, dass in der Tat sämtliches historisches Geschehen auf Naturgesetze reduzierbar sei. So folgt unmittelbar, dass selbst unter Annahme eines totalen Determinismus im Sinne der klassischen Physik die „Geschichte“ niemals erfolgreich voraussagbar sein wird. Das zeigt schon der Vergleich mit der Meteorologie, deren prognostische (bzw. retrognostische) Kraft ja durch die Tatsache, dass das Wetter ein hochgradig nichtlineares Geschehen darstellt, äußerst begrenzt ist, d.h. allenfalls auf der Skala von Wochen gewisse, im Allgemeinen dennoch recht unsichere Aussagen zu machen sind. Da aber die „Geschichte“ ein bei weitem komplexeres System darstellt als das Wetter kann erstere unmöglich deterministisch beschreibbar sein, selbst unter der Annahme einer tatsächlichen, im Sinne der klassischen Physik streng kausalen Determiniertheit, die wir im folgenden *totale Determiniertheit* oder *totalen Determinismus* nennen wollen.

Man mache sich auch klar, was eine in diesem Sinne deterministische Beschreibung der Geschichte alles enthalten müsste: eine deterministische Psychologie, eine deterministische Soziologie, nicht zuletzt auch die physikalische Beschreibung etwa des Wetters, da dieses ja beispielsweise bei militärischen Operationen in der Tat das „Zünglein an der Waage“ welthistorischer Entscheidungen sein kann. Bedenkt man darüber hinaus, dass in nichtlinearen Systemen quantenmechanische Unbestimmtheiten mittels des Schmetterlingseffektes durchaus zu makroskopischen Indeterminiertheiten führen können, so ist schon die zeitliche Entwicklung lebloser Systeme von hinreichender Komplexität praktisch als nichtdeterministisch anzusehen, viel weniger also Systeme, die bisher nicht explizit als reduzierbar anzusehende Entitäten wie Menschen enthalten.⁷¹

(2) Es ist zuzugestehen – was im Zusammenhang mit Poppers Kritik des Historizismus noch wichtig werden wird – dass ein totaler Determinismus der Geschichte, wie er oben geschildert wurde, bei kaum einem bedeutendem Historizisten nachweisbar ist, so etwa weder bei Marx noch bei Spengler. Der totale Determinismus wurde jedoch angeführt, da der für die Neuzeit einflussreichste Begriff von Determinismus seinen historischen Ursprung zweifelsohne in der klassischen Mechanik hat. Das Argument (1) macht deswegen zweifelsohne klar, dass geschichtsphilosophisch angenommener Determinismus von anderer Art sein müsste, als der aus der klassischen Physik übernommene Begriff desselben. Dies lässt sich in der Tat nachweisen:

⁷¹ Zum Determinismusproblem in einer hochkomplexen Realität, siehe etwa Plaum (1999).

Spengler beendet sein opus magnum zwar mit den Worten „ducunt fata volentem, nolentem trahunt.“⁷² und dieses Motto kann durchaus im Sinne eines absoluten Determinismus interpretiert werden. Ein zweiter Blick auf das Spengler'sche Werk offenbart freilich die Verschiedenheit seines Notwendigkeitsbegriffes von dem des absoluten Determinismus. Hierzu lesen wir bei Spengler:

Damit offenbart sich nun auch der religiöse Ursprung des physikalischen Begriffes der *Notwendigkeit*. Es handelt sich um die mechanische Notwendigkeit in dem, was wir als Naturgeistig besitzen, und man hat nicht zu vergessen, daß dieser Notwendigkeit eine andre, organische, schicksalhafte im Leben selbst zugrunde liegt. Die letzte gestaltet, die erste schränkt ein; die eine folgt aus der inneren Gewissheit, die andre aus Beweisen: das ist der Unterschied von tragischer und technischer, historischer und physikalischer Logik.⁷³

Spenglers eigentlicher Notwendigkeits-Begriff ist also offenbar verschieden von einem naturwissenschaftlichen Begriff von Notwendigkeit, den er durchaus reflektiert, aber nicht als grundlegend anerkennt. Er meint damit nicht eine durch logische Schlüsse eindeutig bestimmbare Abfolge von Ereignissen, sondern eine starke intentionale Gewissheit, mit der etwa ein großer Komponist eine Symphonie zu Papier bringt. Hier schlägt gewiss Spenglers lebensphilosophische Grundorientierung durch. Ein solcher Begriff von Notwendigkeit kann aber nicht a priori als unvereinbar mit dem Begriff der Freiheit gelten. Zumindest ist er nicht identisch mit absoluter Determiniertheit, wie wir sie in diesem Zusammenhang entwickelt haben.

Marx wiederum stellt fest, dass Abstraktionen hinsichtlich der allgemeinen historischen Gesetze „für sich, getrennt von der wirklichen Geschichte, durchaus keinen Wert“ haben.

Sie können nur dazu dienen, die Ordnung des geschichtlichen Materials zu erleichtern, die Reihenfolge seiner einzelnen Schichten anzudeuten. Sie geben aber keineswegs, [...] ein Rezept oder Schema, wonach die geschichtlichen Epochen zurechtgestutzt werden können. Die Schwierigkeit beginnt im Gegenteil erst da, wo man sich an die Betrachtung und Ordnung des Materials, sei es einer vergangenen Epoche oder der Gegenwart, an die wirkliche Darstellung gibt.⁷⁴

Bei dieser Art des Determinismus soll hier von einem *essentiellen Determinismus* gesprochen werden. Wir wollen dabei eine deterministische Theorie *essentiell* nennen, wenn im prognostischen (und retrognostischen) Sinne determinierende Aussagen nur bezüglich einiger *essentieller* Bestimmungsmomente getroffen werden, darüber hinaus aber durch die deterministische Theorie nicht erfasste akzidentielle Bestimmungsmomente auszumachen sind. Eine *essentialistische Geschichtsphilosophie* glaubt das „Wesen“ der Geschichte, eine essentielle Geschichtsphilosophie *hingegen* nur *wesentliche Bestimmungsmomente* der Geschichte erkannt zu haben.

Zunächst einmal ist klar, dass es viele wissenschaftliche Aussagen gibt, welche essenti-

⁷² „Es führt das Schicksal die Willigen, die Unwilligen werden gezogen.“, vgl. Spengler (1997), S. 1195.

⁷³ Vgl. Spengler (1997), S.502.

⁷⁴ Vgl. Die deutsche Ideologie, in: Marx, Engels (2006), Bd. 3 S. 27.

ell deterministischen Charakter tragen. Ein Beispiel wäre etwa die Aussage: „Jedes Lebewesen ist sterblich.“ Bis auf weiteres kann dieser Satz als wissenschaftlich gesichert gelten. Und er beinhaltet Determinismus in der Tat nur in einer essentiellen Weise, was in diesem Zusammenhang heißt, dass das *Wann*, *Wie* und *Warum* des Todes eines jeden Lebewesens durch die genannte Aussage *nicht* als determiniert behauptet wird, wohl aber dessen sicheres Eintreten. Das heißt bezüglich der Gegebenheit eines beliebigen Lebewesens gibt es essentielle Bestimmungsmomente, bezüglich derer sich deterministische Aussagen machen lassen, die jedoch nicht diese Gegebenheit in seiner Totalität determinieren.

Es ist nicht schwer auszumachen, weshalb Geschichtsphilosophen, *wenn* sie denn einen Geschichtsdeterminismus vertreten, *dann* in der Regel einen *essentiellen Determinismus* annehmen. Betrachten wir diesbezüglich einmal vier geschichtsphilosophische Autoren: *Danilewski*, *Spengler*, *Toynbee* und *Huntington*. Für jeden dieser Denker ist die Geschichtsphilosophie intellektueller Hintergrund mit Rechtfertigungscharakter für ein je eigenes, ambitioniertes geopolitisches Großprogramm: Die Angelsachsen Toynbee und Huntington streben eine politische Weltordnung unter Führung des Westens⁷⁵ an, Danilewski propagiert in Gegensatz dazu den *Panslawismus*, während Spengler die Weltmacht eines „preußischen Sozialismus“ herbeisehnt. Hier sprechen letztlich alle Autoren *pro domo* und geben dabei der jeweiligen geschichtsphilosophischen Konzeption, zwischen deren beschreibenden Aspekten eine große strukturelle Ähnlichkeit besteht, eine je eigene und mit konkurrierenden Konzepten unverträgliche Richtung.

Wir stoßen hier an den neuralgische Punkt, wo strukturelle Beschreibung in mindestens politische Weltanschauung umschlägt. Es ist genau dieser Punkt, welcher stets den offensichtlichsten Anlass bot, Geschichtsphilosophie zu kritisieren.⁷⁶ Hier ist freilich auch der Punkt, wo Geschichtsphilosophie tatsächlich hoch bedeutsam wird: politisch, weltanschaulich, ideologisch, propagandistisch. In dieser Weise aufgeladen ist Geschichtsphilosophie ein höchst wirksames Mittel, um politischem Handeln *jedweder Art* die Legitimation des „historisch Notwendigen“ zu geben. Soll nun gerade dies mit geschichtsphilosophischem Denken erreicht werden, so ist klarerweise ein essentieller einem totalen Determinismus vorzuziehen. Während aus letzterem keine ethischen Konsequenzen gezogen werden können, da ohnehin alles historische Geschehen mit unabwendbarer Gewissheit im Voraus feststeht, stellt ein essentieller Determinismus den Einzelnen vor die Wahl, hinsichtlich des eigenen Handelns entweder in Einklang oder im Widerspruch zur historischen Notwendigkeit zu treten, in seinem Handeln also *notwendig* oder *kontingent* zu agieren. Rückbezogen auf die christliche Tradition des Abendlandes kann damit der Historizismus als eine Säkularisierungserscheinung interpretiert werden.⁷⁷ So wie nach traditionellem christlichem Verständnis Gottes Willen die

⁷⁵ Damit ist selbstredend primär die angelsächsische Welt gemeint.

⁷⁶ Man denke nur an Popper; es ist nicht zu übersehen, dass er mit seinem Angriff auf den Historizismus Popper (1971) vor allem die geschichtsphilosophischen Aspekte totalitärer Ideologien angreift.

⁷⁷ So kann schon die Geschichtsphilosophie Machiavellis verstanden werden; vgl. Schröder (2004), S. 108.

Welt nicht total determiniert, sondern dem einzelnen Menschen den Freiraum seiner eigenen freien Willensentscheidung lässt⁷⁸, wie darüber hinaus durch das göttliche Gericht das Schicksal eines jeden Menschen einer *essentiellen Determination*⁷⁹ entgegengericht, so ist es in der traditionellen Geschichtsphilosophie eben die „geschichtliche Notwendigkeit“ die in der Funktion der essentiell determinierenden Gegebenheit an die Stelle Gottes tritt.

Diese Bemerkungen sind wichtig, weil sie zeigen, in welchem hohem Maße die traditionelle Geschichtsphilosophie weltanschaulich aufgeladen ist. Es besteht nun die Schwierigkeit der Philosophie als Wissenschaft gerade darin, diese weltanschauliche Bedeutung ihrer Gedankengänge in geringerem Maße ausgrenzen zu können, als dies in anderen Wissenschaften der Fall ist. Da im besprochenen Fall des zyklentheoretischen Denkens von Danilewski, Spengler, Toynbee und Huntington bezüglich der *Struktur der deskriptiven Aspekte* weit größere Konvergenz zu konstatieren ist als bezüglich der politisch-weltanschaulichen Konsequenzen, ist es durchaus im Sinne einer Verwissenschaftlichung geschichtsphilosophischen Denkens, sich zunächst einmal auf die deskriptiven Aspekte zu konzentrieren. Dieses Programm soll im folgenden dezidiert verfolgt werden.

Zum Abschluss der Kritik Spenglers und der konventionellen Geschichtsphilosophie, die naturgemäß mit einer eigenen Positionsbestimmung verwoben ist, müssen noch einige Worte über die Sprache der wissenschaftlichen Darstellung verloren werden. Der Gang der Philosophiegeschichte im 20. Jahrhundert hat bezüglich dieser Thematik einen gewissen verhängnisvollen Charakter. Nach dem Scheitern der idealsprachlichen Entwürfe in der Frühzeit der Analytischen Philosophie haben Wittgensteins *Philosophische Untersuchungen* leider dazu beigetragen, die Tugend einer klaren wissenschaftlichen Sprache zu entwerten, wenngleich die Schuld hierfür wohl weniger bei Wittgenstein als vielmehr bei vielen seiner Nachfolger zu suchen ist. Postmoderne Nebelschwaden um Schlagwörter wie „Sprachspiel“, „Intertextualität“, „Diskurs“, ebenso eine maßlose Rezeption Freuds und Nietzsches verstellen vielfach den Blick auf die Tatsache, dass es sich auch jenseits mathematischer Wissenschaften lohnt, um sprachliche Klarheit bemüht zu sein.

Spengler gehört nun in der Tat zu jenen Denkern, die nicht nur Opfer allgemeiner Sprachverunklärung sind, sondern diese durchaus auch als Mittel einsetzen. Die dichterische Freiheit, welche Spengler sich erlaubt, wirkt in geglückten Passagen bis heute ungemain suggestiv, täuscht indes in vielen weniger glücklichen Passagen über mangelnde Begriffsarbeit hinweg. Um ein Beispiel zu geben sollen hierzu Spenglers Betrachtungen zur Musik des 18. Jahrhunderts angeführt werden:

Die Musik befreit sich vom Rest des Körperlichen im Klange der menschlichen Stimme.

⁷⁸ Deterministische Lesarten des Protestantismus, etwa im Calvinismus, sind hier nicht gemeint.

⁷⁹ Gemeint ist hiermit die Vorstellung des *göttlichen Gerichts*, welches das Schicksal des Gerichteten wesentlich determiniert, ohne jeden nachfolgenden Bewusstseinsinhalt deswegen schon vorherzubestimmen.

Sie wird absolut. Das Thema verwandelt sich aus einem Bilde in eine prägende Funktion, deren Dasein in Entwicklung besteht; den Fugestil Bachs kann man nur als eine unendliche Differentiation und Integration bezeichnen. Die Marksteine des Sieges der reinen Musik über die Malerei sind die im höchsten Alter entstandenen Passionen Heinrich Schützs, in denen die neue Formensprache am Horizont erscheint, die Sonaten dall'Abacos und Corellis, die Oratorien Händels und die barocke Polyphonie Bachs. Von nun an ist die Musik die faustische Kunst, und man darf Watteau einen malenden Couperin, Tiepolo einen malenden Händel nennen.⁸⁰

Der maßlose Gebrauch des Analogieschlusses, der als solcher gewiss unerlässliches Instrument insbesondere historischer Forschung ist, wenn es darum geht, eine Materie einer ersten gedanklichen Durchdringung zugänglich zu machen, verwandelt bei überzogener Beanspruchung eben etwas, das dem Anspruch nach wissenschaftlichen Charakter tragen soll, in Poesie. Welchen klaren Begriff kann es davon geben, dass Bachs Fugestil „unendliche Differentiation und Integration“ ist? Gewiss hat Spengler hier eine Intuition, der durchaus nachgegangen werden kann. Integration und Differentiation sind gesetzmäßige Prozesse, die aus einer bestimmten Klasse mathematischer Objekte durch Iteration eine prinzipiell unbegrenzte Folge weiterer, verwandter mathematischer Objekte generieren. Etwas ähnliches vollzieht der Komponist einer Fuge, indem er aus einem oder mehreren Leitmotiven durch den Prozess der Variation ebenfalls eine prinzipiell unbegrenzte Folge verwandter Objekte, d.h. Tonfolgen generiert. Der Gemeinsamkeit, dass in beiden Fällen aus einem Objekt eine prinzipiell unbegrenzte Folge verwandter Objekte generiert wird, steht der Unterschied entgegen, dass dieser Prozess im ersten Falle streng gesetzmäßig verläuft, während dies im zweiten Falle nicht geschieht. Da Spengler es aber bei der Metapher belässt, droht der Gehalt seiner Aussage aus nicht viel mehr zu bestehen als daraus, dass eben die „faustische Kultur“ dynamischen Aspekten welcher Gegebenheiten auch immer große Aufmerksamkeit schenkt. Auch wenn daran durchaus etwas Wahres sein mag, droht die Gefahr, Banalitäten auszusagen. Jede kulturelle Aneignungsform der Welt wird in irgendeiner Weise dynamischen Aspekten Rechnung tragen müssen. Aufzuzeigen, inwieweit hier die abendländische Kultur in besonderer Weise einem „dynamischen Denken“ verpflichtet ist, bleibt Spengler schuldig. Stattdessen erbt in Spenglers Sprachgebrauch eine poetisch dargebotene historische Erzählung die kollektivistische Evidenz einer jeden Poesie: Kunst überzeugt, indem sie gefällt, und was gefällt ist immer auch eine Frage des Geschmackes.⁸¹

Schlimmer als die mangelnde Objektivität der Darstellung wiegen die vergebenen Erkenntnisse, welche aus einer gründlicheren Begriffsarbeit erwachsen könnten. Wie erwähnt, bemüht Spenglers Zyklenmodell Jahreszeiten bzw. Lebensalter, um die einzelnen Phasen eines Kulturzyklus zu charakterisieren. Damit bleibt Spengler, was

⁸⁰ Vgl. Spengler (1997), S. 363.

⁸¹ Natürlich ist Bewertung von Kunst nicht ausschließlich eine Geschmackssache. Allein der Verfasser sieht Kunst immer noch primär als etwas, das durch das unmittelbare ästhetische Erlebnis den Geist zu ergreifen, zu verzauern, zu verändern und in diesem Sinne zu „überzeugen“ hat.

das Verständnis von zyklischen historischen Strukturen anbelangt, äußerlich. Es geht ihm gerade nicht darum, eine intrinsische Entwicklungslogik historischen Geschehens herauszuarbeiten. Dies soll anhand von Spenglers Tafel „gleichzeitiger“ (in verschiedenen Kulturen wesentlich analoger) Geistesepochen erläutert werden.⁸²

⁸² Vgl. Spengler (1997), S. 72ff.

<p style="text-align: center;">FRÜHLING</p> <p style="text-align: center;">Landschaftlich-intuitiv. Mächtige Schöpfungen einer erwachenden traumschweren Seele. Überpersönliche Einheit und Fülle</p> <ol style="list-style-type: none">1. Geburt eines Mythos großen Stils als Ausdruck eines neuen Gefühls.2. Früheste mystisch-metaphysische Gestaltung des neuen Weltbildes. Hochscholastik
<p style="text-align: center;">SOMMER</p> <p style="text-align: center;"><i>Reifende Bewußtheit. Früheste städtisch-bürgerliche und kritische Regungen</i></p> <ol style="list-style-type: none">3. Reformation: Innerhalb der Religion volksmäßiges Aufbegehren gegen die große Form der Frühzeit4. Beginn einer rein philosophischen Fassung des Weltgefühls. Gegensatz idealistischer und realistischer Systeme5. Bildung einer neuen Mathematik. Konzeption der Zahl als Abbild und Inbegriff der Weltform6. Puritanismus: Rationalistisch-mystische Verarmung der Religion
<p style="text-align: center;">HERBST</p> <p style="text-align: center;"><i>Großstädtische Intelligenz. Höhepunkt strenggeistiger Gestaltungskraft</i></p> <ol style="list-style-type: none">7. „Aufklärung“: Glaube an die Allmacht des Verstandes. Kultus der „Natur“. „Vernünftige Religion“8. Höhepunkt des Mathematischen Denkens. Abklärung der Formenwelt der Zahlen9. Große abschließende Systeme
<p style="text-align: center;">WINTER</p> <p style="text-align: center;"><i>Anbruch der Weltstädtischen Zivilisation. Erlöschung der seelischen Gestaltungskraft. Das Leben selbst wird problematisch. Ethisch-praktische Tendenzen eines irreligiösen und unmetaphysischen Weltstädtertums</i></p> <ol style="list-style-type: none">10. Materialistische Weltanschauung: Kultus der Wissenschaft, des Nutzens, des Glücks11. Ethisch-gesellschaftliche Lebensideale: Epoche der „Philosophie ohne Mathematik“. Skepsis.12. Innere Vollendung der mathematischen Formenwelt. Die abschließenden Gedanken.13. Sinken des abstrakten Denkertums zu einer fachwissenschaftlichen Katheder-Philosophie. Kompendienliteratur.14. Ausbreitung einer letzten Weltstimmung

Abbildung 1: Tafel "gleichzeitiger" Geistesepochen. Ähnliche Tafeln gibt es für Kunst- und politische Epochen.

Abbildung 1 gibt Spenglers Schema „paralleler“, „gleichzeitiger“ geistesgeschichtlicher Epochen wieder. Die grundlegende Dynamik, welche das Schema konzeptualisiert, lässt sich grob mit dem Schlagwort „wachsende Reflektiertheit“ beschreiben, wobei Spengler derartige Abstraktionsversuche kaum unternimmt. Nach ihm beginnen also Kulturzyklen ihr „Leben“ in der vorrationalen Äußerungsform des Mythos, welche dann über mehrere Stufen einer zunehmenden Rationalisierung unterworfen wird. Diese Rationalisierung schließlich bringt die dem Vorrationalen zuzuordnende „seelische“ „Lebenskraft“ zum Ermüden, sodass schließlich nur noch die rationalistische Formhülle einer Kultur überlebt, womit diese den Zustand der „Zivilisation“ erreicht hat. Spengler begnügt sich mit der Vorstellung, dass Kulturen ähnlich wie Lebewesen wachsen und sterben, lässt aber der Tatsache unberücksichtigt, dass selbst im Falle des Zutreffens dieser Analogie die *Gründe* des Niederganges bzw. des Todes von Analogat bzw. Analogon als ganz unterschiedlich anzunehmen sind. Der Vergleich mit der Biologie hilft auch den defizitären Charakter einer rein äußerlichen, morphologischen Zyklentheorie aufzuzeigen. Wir haben über eine biologische Gegebenheit eben erst recht wenig verstanden, wenn wir ein äußerliches Bild von Entstehen und Vergehen des Lebewesens zu zeichnen vermögen. Und in der Tat hat die Biologie über die Vorgänge des Alterns auch weit mehr zu erzählen als Spengler über das Altern von Kulturen. Um dies einzusehen reicht es schon, das biologische Wissen über die Entwicklung der Geschlechtsreife mit all ihren hormonellen und organischen Implikationen ins Felde zu führen.

Es sei nun einmal dahingestellt, ob Spenglers Schema universelle Gültigkeit beanspruchen kann. Dass es immer wieder in der Weltgeschichte Zeiten eines gewissen Aufschwungs und Niedergangs gab, ist unbestritten. Solche Zeiten gab es etwa beim gotischen Kathedralenbau oder dem Römischen Imperium und sie kann in vielen Fällen auch statistisch quantifiziert werden. Dass ferner bislang noch jedes Imperium, jede hohe Kultur einen Niedergang erlebt hat, ebenso. Hier nun ein universelles Schema zu postulieren, nach dem derartige Prozesse im Allgemeinen ablaufen ist so alt wie die Geschichtsphilosophie selbst. Mit der hypothetischen Beschreibung derartiger Prozesse ist aber noch nicht die Frage nach dem „Warum“ gestellt. Diese Frage, weshalb es in der Menschheitsgeschichte stets Niedergang und Vernichtung von Reichen und Kulturen gab, ist eine der tiefsten Triebfedern dafür, Geschichtsphilosophie *überhaupt* zu betreiben. Denn tatsächlich steht hinter ihr die erschütternde Einsicht, dass alles und vor allem das Beste durch menschlichen Anstrengung Gewonnene von Vernichtung bedroht ist: glänzende Metropolen fallen in Trümmer, brillante Kunstwerke versinken im Staub, erlesenste Literatur wird vergessen. Darin offenbart sich für den Menschen eine tiefgreifende Erfahrung und Furcht eines beständigen und auch heute noch und vielleicht stärker denn je drohenden kollektiven Scheiterns der Menschheit.

Wir brauchen jedoch gar nicht so tief zu gründeln mit der Frage nach dem „Warum“ der immer wiederkehrenden Niedergänge. Man kann vorsichtiger fragen als im Sinne universeller historischer Gesetze: *Warum* setzten große Kulturzyklen häufig mit der „Ge-

burt eines Mythos großen Stils“ ein? Für die Frühzeit der griechischen Kultur war dies ebenso der Fall, wie für die Frühzeit der abendländischen⁸³. Diese Frage ist eminent philosophisch, mit schwerwiegenden anthropologischen und soziologischen Implikationen. Man denke etwa an die sich anschließende Frage, ob mythische Elemente in der modernen Gesellschaft *überflüssig*, *kontingent* oder nichts desto weniger *notwendig* sind.

Dies ist nur eine der Fragen, die sich aus dem Spengler'schen Schema ergeben. Dass Spengler sie nicht gestellt geschweige denn beantwortet hat, liegt nicht nur an seinem Irrationalismus, sondern vornehmlich daran, dass bis heute im Grunde genommen die begrifflichen Mittel fehlen, um derartige Fragen zu diskutieren geschweige denn zu beantworten. Das noch junge Forschungsprogramm der Kulturwissenschaft hat bis heute keine Großtheorie hervorgebracht, vergleichbar etwa mit der Luhmann'schen in der Soziologie. Um diese Problematik nur mit einem Beispiel zu illustrieren: Offensichtlich beeinflussen sich die ökonomische und die ideengeschichtliche Verfasstheit einer Kultur. Solange aber eine einheitliche Sprache fehlt, in welcher sowohl die einen wie die anderen Aspekte historischer Gegebenheiten zu formulieren wären, wird es schwer, Kulturwissenschaft in einer anderen als in einer reduktionsistischen Weise zu betreiben. „Reduktionistisch“ heißt hierbei, dass ein Aspekt historischer Gegebenheiten herausgegriffen und zum Wesentlichen erklärt wird, auf das alle anderen Gegebenheiten reduzierbar seien. So betreibt Marx etwa „Kulturwissenschaft“ mittels eines ökonomistischen⁸⁴, Dawkins mittels eines biologistischen⁸⁵ Reduktionismus. Eine nicht-reduktionistische Kulturwissenschaft indes ist deswegen notwendig, weil das Substrat einer Reduktion, also der Aspekt einer kulturellen Gegebenheit, von dem aus sämtliche anderen Aspekte reduktionsistisch erklärt werden sollen, a priori nicht bekannt ist. Denn insoweit tatsächlich *ein* Aspekt kultureller Gegebenheiten – etwa seine evolutionistische Interpretation – allein essentiellen Charakter trüge, wäre dies doch allenfalls als *Ergebnis* kulturwissenschaftlicher Forschung anzustreben und sollte nicht als Vorurteil in kulturwissenschaftliche Untersuchungen hineingelegt werden. Wenngleich der Verfasser an anderer Stelle einen fundamentaltheoretischen Ansatz entwickelt hat, der hier einschlägig ist⁸⁶, bleibt nur festzustellen, dass kulturmorphologisches Denken, welches heutzutage primär in der sich mit der Philosophie überlappenden Kulturwissenschaft zu verorten wäre, bis heute sprachlich ungenügend erschlossen sein dürfte. Das hier vertretene Verständnis von Begrifflichkeit tritt also ein für eine kontextunabhängige Semantik und Grammatik kulturwissenschaftlicher Kategorien. Ohne uns im Folgenden näher mit dieser Problematik zu befassen, ist es doch das Anliegen dieses Textes, mit den entwickelten Gedanken sich in Richtung eines solchen Großprojektes zu bewegen.

Aus diesem Grunde soll im Laufe dieses Textes jeder eingeführte Begriff klar definiert

⁸³ I.S. Spenglers: Mittelalter und Neuzeit.

⁸⁴ „Religion, Familie, Staat, Recht Moral, Wissenschaft, Kunst etc. sind nur besondere Weisen der Produktion und fallen unter ihr allgemeines Gesetz.“ vgl. Marx (1971), S.236, aus dem Aufsatz „Nationalökonomie und Philosophie“.

⁸⁵ vgl. Dawkins (1996) und Distin (2005).

⁸⁶ Vgl. Plaum (2001).

werden. Das heißt, wir gehen hier dezidiert den entgegengesetzten Weg der historisch-hermeneutischen Forschung, in welchem Begriffe zunächst einmal in ihrer ganzen geistesgeschichtlichen Komplexität, d.h. Vieldeutigkeit problematisiert werden. Aus pragmatischen Gründen ist es ferner vorzuziehen, möglichst einfache Definitionen für begriffliche Termini zu formulieren. In der Regel werden diese Definitionen nicht länger als *einen* Satz sein. Dies erleichtert es dem Leser, einen Zugang zu den hier dargelegten Gedanken zu finden. Darüber hinaus trägt dieses Vorgehen entscheidend dazu bei, die Gedankengänge insgesamt klar zu halten. Mit einem stumpfen Bleistift wird man kaum eine exakte Zeichnung zu Wege bringen, wobei die Umkehrung freilich nicht notwendig gilt.

Wir fassen nun unsere Kritik der Spengler'schen Geschichtsphilosophie und pars pro toto der konventionellen Geschichtsphilosophie insgesamt zusammen: Die Geschichtsphilosophie Spenglers insbesondere sowie mit ihr verwandte Geschichtsphilosophien sind in dreierlei Hinsicht problematisch: Sie tragen (1) deterministische Züge, zeichnen ferner (2) ein essentialistisches Bild von der Geschichte und bemühen sich (3) in ungenügendem Maße um begriffliche Klarheit. Diese drei Punkte sind Kennzeichen der meisten geschichtsphilosophischen Denkwürfe der Vergangenheit und Gegenwart. Geschichtsphilosophien, welche in der genannten Weise zu kritisieren sind, sollen hier *traditionelle, konventionelle* oder *herkömmliche Geschichtsphilosophien* genannt werden. Im Gegensatz hierzu soll es uns unter der Vermeidung der genannten Kritikpunkte darum gehen, eine *moderne* Geschichtsphilosophie zu entwerfen. „Modern“ ist eine solche insoweit zu nennen, als die Punkte (1) bis (3) traditionelle Geschichtsphilosophien unter den hohen Maßstäben moderner Wissenschaftlichkeit obskur erscheinen lassen. Bevor wir uns allerdings der eigentlichen Theorieentwicklung zuwenden, soll ein weiterer Denker als Geschichtsphilosoph diskutiert werden, der in der Regel nicht als solcher rezipiert wird: Thomas Kuhn.⁸⁷

1.2 Strukturanalyse der Geschichte unter modernen methodischen Prämissen: Thomas Kuhn

1.2.1 Kuhns Theorie des Paradigmenwechsels

Kuhns Hauptwerk *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*⁸⁸ lehrt beispielhaft, in welcher Weise das in den Naturwissenschaften erfolgreiche Wissenschaftsideal auf die Geschichtswissenschaften übertragen werden kann.⁸⁹ Kuhn begeht jedoch nicht den Fehler, einen in methodischer Hinsicht univoken Wissenschaftsbegriff zu verwenden, sondern erkennt die entscheidende ontologische Differenz, welche die Gegenstandsbe-

⁸⁷ Zur Rezeptionsgeschichte Kuhns siehe Rose (2004).

⁸⁸ Kuhn (1977).

⁸⁹ Zu Kuhns Verständnis des Verhältnisses von Natur- und Geisteswissenschaften siehe Kuhn (2000).

reiche der Naturwissenschaften von denen der Geschichtswissenschaften unterscheidet. Diese ontologische Differenz besteht darin, dass die historischen Wissenschaften je *Einmaliges* zum Gegenstand haben, während der Gegenstandsbereich der Naturwissenschaft durch die Reproduzierbarkeitsforderung durch Objekte gebildet wird, die als Äquivalenzklassen einer ontologischen Identitätsrelation aufzufassen sind.⁹⁰ Anschaulich gesprochen: Es gab nur *einen* Dreißigjährigen Krieg, der 1618 mit dem (zweiten) Prager Fenstersturz begann, nur *einen* Friedrich II. von Preußen, der 1784 verstarb, während es unvorstellbar viele Elektronen im Universum gibt, die gemäß der physikalischen Theorie beim Milikan'schen Öltröpfchen-Versuch den identischen Wert der Elementarladung ergeben sollten. Um Missverständnissen vorzubeugen, müssen wir die genannte ontologische Differenz noch etwas genauer fassen: Denn selbstredend sind auch natürliche Gegebenheiten letztlich einmalig, da alles, was ist, in seiner Totalität einmalig ist.⁹¹ Entscheidend ist aber eben der Umstand, dass die Historiographie Gewesenes mittels der überkommenen Spuren untersucht, *insoweit* dieses Gewesene als ein Einmaliges rekonstruiert werden kann, während die Physik natürliche Gegebenheiten untersucht, *insoweit* sich innerhalb der einmaligen Naturgeschichte mathematische Gesetzmäßigkeiten ausmachen lassen, deren allgemeine Gültigkeit das *Absehen von Einmaligkeit* ermöglicht. Dies hat zur Voraussetzung, dass die vielfach auftretenden empirischen Korrelate der theoretisch postulierten Entitäten als *identisch*, mithin als *zählbar* und folglich eben *nicht* als *einmalig* Gegenstand der Betrachtung werden.⁹² (Die sich hier anschließende Frage nach einem nomothetischen oder idiographischen Verständnis der Geschichtswissenschaft wird in Kap. 3.3.3 eingehender behandelt.)

In diesem Sinne unterscheidet Zwenger die angestrebten wahrheitsfähigen Aussagen der Natur- und Geschichtswissenschaften in *tatsächliche* und *faktische*, bzw. *Tatsachen* und *Fakten*.⁹³ Tatsachen tragen demnach wesenshaft den Charakter von *Allaussagen* und haben somit gesetzmäßigen Charakter. Das 2. Keplersche Gesetz besagt eben, dass der Fahrstrahl *aller* Planeten *zu jeder Zeit* pro Zeitintervall die gleiche Fläche überstreicht. Demgegenüber sind Fakten wesentlich als Existenzaussagen zu begreifen. Im Unterschied zur klassischen Logik sind Fakten jedoch mit der ontischen Struktureigenschaft der zeitlichen Einordnung notwendig versehen. Ein Beispiel für ein Faktum liefert die Aussage „Johann Wolfgang von Goethe wurde am 28. August 1749 in Frankfurt am Main geboren.“

Die besagte ontologische Differenz führt dazu, dass die Methode der Naturwissenschaften – insoweit sie überhaupt in einem derart eindeutigen Singular bestimmbar ist – nicht

⁹⁰ Dies ist eine komplizierte, aber logisch korrekte Formulierung dafür dass die Objekte der Naturwissenschaft, wie Elektronen, chemische Verbindungen etc., für Klassen identischer Gegenstände stehen.

⁹¹ Dies explizit erkannt zu haben wird i.A. unter dem Schlagwort *analogia entis* auf Thomas von Aquin zurück geführt; vgl. Przywara (1962).

⁹² Die Frage, ob etwa Elektronen über ihre unterschiedlichen Orts- und Impulskoordinaten und Spinorientierungen hinaus als *identisch* oder *individuell* anzusehen sind, ist eine naturphilosophisch tiefgehende Frage und führt über den Horizont dieses Textes weit hinaus.

⁹³ Zwenger (2008), S. 45ff.

unverändert auf die historischen Wissenschaften übertragen werden kann. Ein in univokaler Weise nach dem Vorbild der Naturwissenschaften ausgerichtetes Wissenschaftsideal hätte zur Folge, dass das Geschichtliche überhaupt nicht Gegenstand wissenschaftlicher Forschung werden könnte. Allenfalls ließen sich als ein Feld der angewandten Naturwissenschaften Altersbestimmungen, Materialanalysen archäologischer Befunde u.ä. durchführen, die jedoch nur Randaspekte unseres Bildes von der Vergangenheit der Menschheit darstellen.

Wir kommen also nicht umhin, auch *qualitative* Aspekte wissenschaftlicher Forschung anzuerkennen. Qualitäten in diesem Sinne sind begriffliche Bestimmungen einmaliger Gegebenheiten, bezüglich derer sich keine strikt quantitativen und gesetzmäßigen Aussagen treffen lassen. Jedes einzelne Individuum, insbesondere mit seiner je einmaligen Vergangenheit, stellt in diesem Sinne eine Qualität dar. Es ist nun aber dennoch notwendig, in den historischen Forschungsbemühungen über das stets Singuläre, das Anekdotenhafte hinauszukommen. Damit hat die Geschichtswissenschaft eine ähnliche Aufgabe wie ein belletristischer Schriftsteller, der eine kontingente Handlung derart bearbeitet, dass aus ihr etwas von universalem Charakter entsteht – ein Kunstwerk. Allein – der Historiker hat nicht die Freiheit des Erfindens, sondern bleibt in seinen Interpretationen immer bezogen auf die materielle Faktizität der historischen Spuren. Deswegen ist die Geschichtswissenschaft keine Form der Kunst, sondern eine Form der Wissenschaft, wenngleich sie der Kunst näher steht als andere Wissenschaften. Von ihr ist es berechtigt, Erkenntnisse zu erwarten, die über ein bloßes Protokoll vergangener Ereignisse hinaus gehen. Die Geschichte ist insofern Teil der Gegenwart als die Geschichte für unser Hier und Jetzt Bedeutung gewinnen. Sie hilft uns heute in unserer Gegenwart, das allgemein Menschliche einerseits sowie dessen gegenwärtige Verfasstheit andererseits besser zu verstehen. Dies ist der letzte Sinn der Geschichtswissenschaften.⁹⁴ Ohne allgemeine begriffliche Kategorien, mit Hilfe derer die Geschichte erschlossen werden kann, ist ein solches Unterfangen undurchführbar.⁹⁵ (Insbesondere bei der neueren und neuesten Geschichte sind durch unser allgemeines Verständnis politischer und kultureller Gegebenheiten implizite Kategorien vorgegeben, die etwa dazu notwendig sind, eine anspruchsvolle Tageszeitung zu verstehen. Nichts desto weniger gab es aber auch Historiker, die sich explizit um die reflexive Aufarbeitung derartiger Kategorien bemüht haben – man denke etwa nur an Jacob Burckhardts Instanzen *Staat, Religion* und *Kultur*, die er ausführlich und in wechselseitiger Bedingtheit in seinen *Weltgeschichtlichen Betrachtungen* diskutiert.⁹⁶)

Im Gegensatz zu vielen gegenwärtigen Tendenzen überträgt nun Thomas Kuhn nicht das offensichtlichste Merkmal naturwissenschaftlicher Forschung – die quantitative Methode – auf die Historiographie, sondern das *deskriptive, modellhafte Denken*.⁹⁷ Kuhn

⁹⁴ Zur Problematik der Bedeutung historiographischer Erkenntnis für die Gegenwart siehe Faber (1978), S. 183ff.

⁹⁵ Siehe hierzu Collins (2000), S. 10f.

⁹⁶ Vgl. Burckhardt (2007).

⁹⁷ Vgl. hier und im Folgenden Kuhn (1997).

entwirft ein auch durch Erkenntnisse der kognitiven Psychologie gerechtfertigtes Modell wissenschaftlicher Umbrüche, wie etwa den historischen Übergang von der klassischen Mechanik zur Quantenmechanik. Der zentrale Begriff der Kuhn'schen Theorie ist der des *Paradigmas*. Da Kuhn diesen Begriff in seinem ursprünglichem Hauptwerk recht unscharf gebrauchte, stellte er im Postskriptum von 1969 klar,

daß in einem großen Teil des Buches der Ausdruck 'Paradigma' in zwei verschiedenen Bedeutungen gebraucht wird. Einerseits steht er für die ganze Konstellation von Meinungen, Werten, Methoden usw., die von den Mitgliedern einer gegebenen Gemeinschaft geteilt werden. Andererseits bezeichnet er ein Element in dieser Konstellation, die konkreten Problemlösungen, die, als Vorbilder oder Beispiele gebraucht, explizite Regeln als Basis für die Lösung der übrigen Probleme der 'normalen Wissenschaft' ersetzen können.⁹⁸

Das wissenschaftstheoretische Modell des Paradigmenwechsels konstituiert sich im Wesentlichen durch eine Reihe von Begriffen: *Paradigma* als Musterbeispiel, *Paradigma* als disziplinäre Matrix, *normale Wissenschaft*, *wissenschaftliche Revolution*, *Anomalie*, *Paradigmenwechsel*. Diese Begriffe stehen in einem systematischen Verhältnis zueinander und definieren ein idealtypisches Modell wissenschaftlicher Umbrüche. Sie stellen eine Art Werkzeugkasten dar, mit dessen Hilfe die historischen Spuren befragt werden können.

Kuhns Theorie wissenschaftlicher Revolutionen muss als wissenschaftshistorisch motivierter Einspruch gegen den bis dahin in den Naturwissenschaften sowie in der Wissenschaftstheorie vertretenen Begriff vom wissenschaftlichen Fortschritt verstanden werden. Bei diesem Begriff wurde, die Wissenschaftsgeschichte als ein *kumulativer Prozess* verstanden. Das heißt, die Geschichtlichkeit der Naturwissenschaften wurde begriffen als ein kontinuierlicher Prozess beständigen Wissenszuwachses. Kuhn hingegen entwarf ein Bild der Wissenschaftsgeschichte, welches gekennzeichnet ist durch Phasen der *Kontinuität* und *Diskontinuität*, wobei Kontinuitäten durch den Begriff „Paradigma“ konzeptualisiert werden. Insbesondere hat die von Kuhn postulierte *Inkommensurabilität* unterschiedlicher Paradigmen heftige und kontroverse Resonanz über die Wissenschaftstheorie und -geschichte hinaus verursacht. Kuhn wurde häufig dahingehend interpretiert, dass sein Wissenschaftsverständnis normative Begriffe wissenschaftlicher „Rationalität“ untergrabe, da in seinem Modell des wissenschaftlichen Fortschritts die Bedeutung interner wissenschaftlicher Argumente zugunsten wissenssoziologischer Prozesse geschmälert werde.⁹⁹

⁹⁸ Vgl. Kuhn (1997), S. 186.

⁹⁹ Tatsächlich finden sich bei Kuhn Zitate, die eine solche Interpretation rechtfertigen: „Wie bei politischen Revolutionen gibt es auch bei der Wahl des Paradigmas keine höhere Norm als die Billigung durch die jeweilige Gemeinschaft.“ vgl. Kuhn (1997), S. 106.

1.2.2 Kuhn, Spengler und die Frage nach der Inkommensurabilität historischer Denkformen

Was hat nun die Kuhn'sche Theorie mit der traditionellen Geschichtsphilosophie, etwa im Sinne Spenglers, zu tun? Zunächst einmal handelt es sich bei aller Verschiedenheit in beiden Fällen um strukturtheoretische Zugänge zur Historiographie. Das heißt, Geschichte wird nicht als ein Geflecht singulärer Ereignisse begriffen, in welchem etwa historisch bedeutenden Einzelpersonen eine große Aufmerksamkeit geschenkt wird, sondern das Interesse gilt vornehmlich überindividuellen Strukturen und Prozessen. Neben dem Umstand, dass sowohl Kuhn als auch Spengler bezüglich des Gegensatzes von Ereignis- und Strukturgeschichte¹⁰⁰ eindeutig auf der Seite der letzteren einzuordnen sind, trennen Kuhn von Spengler entscheidende weltanschauliche Anteile der jeweiligen Theorie. Dies entspricht den oben aufgezeigten Differenzen der traditionellen Geschichtsphilosophien Spenglers, Huntingtons, Toynbees und Danilewskis.

Die wohl bemerkenswerteste Übereinstimmung zwischen *Kuhn* und *Spengler* besteht in dem sehr verwandten Verständnis von *Inkommensurabilität*, hier bezogen auf vergleichsweise gleichförmige Forschungstraditionen, dort bezogen auf Kulturkreise. So lesen wir bei Kuhn:

Die Befürworter konkurrierender Paradigmen bewegen sich immer in gewissem Grade auf verschiedenen Ebenen. Keine Seite will alle die nichtempirischen Voraussetzungen, welche die andere für die Vertretung ihres Standpunktes braucht, zubilligen. Wie Proust und Bertollet bei ihrem Streit über die Zusammensetzung chemischer Verbindungen, müssen sie teilweise aneinander vorbeireden. Wenn auch jeder hoffen mag, den anderen dazu zu bringen, die betreffende Wissenschaft und ihre Probleme mit seinen Augen zu sehen, so kann doch keiner hoffen, seinen Standpunkt als den richtigen zu beweisen. Der Wettstreit zwischen Paradigmata kann nicht durch Beweise entschieden werden.¹⁰¹

Und mit ganz ähnlicher Intention stellt Spengler fest:

Es gibt keine Mathematik, es gibt nur Mathematiker. Was wir die Geschichte „der“ Mathematik nennen, vermeintlich die fortschreitende Verwirklichung eines einzigen und unveränderlichen Ideals, ist in der Tat, sobald man das täuschende Bild der historischen Oberfläche beseitigt, eine Mehrzahl in sich geschlossener, unabhängiger Entwicklungen, eine wiederholte Geburt neuer, ein Aneignen, Umbilden, und Abstreifen fremder Formenwelten, ein rein organisches, an eine bestimmte Dauer gebundenes Aufblühen, Reifen, Welken und Sterben. Man lasse sich nicht täuschen. Der antike Geist schuf seine Mathematik fast aus dem Nichts; der historisch angelegte Geist des Abendlandes, der die angelebte antike Wissenschaft schon besaß – äußerlich, nicht innerlich –, mußte die eigene durch ein scheinbares Ändern und Verbessern, durch ein tatsächliches Vernichten der ihm wesensfremden euklidischen gewinnen. Das eine geschah durch Pythagoras, das andere durch Descartes.

¹⁰⁰ Zur Unterscheidung von Ereignis- und Strukturgeschichte aus Sicht eines theoretisch orientierten Historikers siehe Faber (1978), S.45ff. Die „great-persons-history“ kann in dieser Polarität als eine Zwischenposition verstanden werden.

¹⁰¹ Vgl. Kuhn (1997), S. 159.

Beide Akte sind in der Tiefe identisch.¹⁰²

Da auch wir im folgenden in Anschluss an Kuhn und Spengler eine *Theorie historischer Diskontinuitäten* entwickeln wollen, ist es notwendig, zum Thema *Inkommensurabilität* Stellung zu beziehen. Freilich kann dies nur cursorisch geschehen, da wir uns nicht auf ein wissenschaftstheoretisches Nebengleis begeben wollen. Vieles spricht dafür, dass jede Erkenntnis zweierlei Aspekte besitzt: einen *strukturellen, terminologisch klar ausdifferenzierten*, den wir den *rationalen* Aspekt nennen wollen, und einen *qualitativ wertenden* Aspekt, den wir *den analogen* Aspekt nennen wollen. Betrachten wir einmal eine naturwissenschaftliche Einzelerkenntnis, etwa die, dass kristalline Festkörper aus Atomen aufgebaut sind. Eine solche wissenschaftliche Aussage manifestiert sich in unterschiedlichen Gegebenheiten. Als erstes fallen vielleicht Beugungsexperimente ein, die belegen, dass in einem kristallinen Festkörper regelmäßige Streuzentren auszumachen sind. Diese Experimente werden nun durch Unterschiedliches in der Wissenschaft dinghaft. Zum einen sind etwa auf Fotoplatten klarerweise Beugungsmuster erkennbar. Insofern diese Beugungsmuster strukturell, also etwa mit mathematischen Hilfsmitteln analysiert werden und sich daraus gewisse Feststellungen ableiten lassen, handelt es sich um den rationalen Aspekt der aus dem Experiment erkennbaren Gegebenheit. Doch der rationale Aspekt reicht noch nicht aus, um tatsächlich ein wissenschaftliches Faktum zu schaffen. Denn insoweit die Beugungsmuster sensorisch erkennbar sind, sind sie eigentlich noch nicht das, als was wir sie bezeichnet haben. Zunächst einmal handelt es sich einfach um gewisse Muster, die auf irgendeine Weise durch das Experiment produziert wurden. Um diese Gegebenheit als Beugungsmuster zu identifizieren, bedarf es einer *Interpretation*. Die Interpretation eines strukturellen Sachverhaltes stellt einen wertenden, zumindest aber qualitativen Aspekt eines wissenschaftlichen Faktums dar.

Wir wollen diese Überlegungen auf die bereits genannten Geschichtsphilosophen übertragen. Wir hatten bereits gesehen, dass Danilewski, Spengler, Toynbee und Huntington für die Beschreibung historischer Prozesse *strukturell* recht ähnliche Konzepte entwickelt hatten, diese aber sehr unterschiedlich *interpretierten*. Dies deutet darauf hin, dass Inkommensurabilität durch den *analogen Aspekt* eines als wissenschaftliches Faktum dinghaft gewordener Gegebenheit zustande kommt, und nur diesen betrifft. Denken wir zurück an Spenglers Ausführungen zu den „Mathematiken“ der Antike und der Neuzeit. Spengler würdigt in seiner Sicht dieser Thematik einseitig den *analogen* Aspekt historischer Gegebenheiten, die als „Mathematik“ bezeichnet werden. Denn es wäre aberwitzig, zu behaupten, dass Inkommensurabilität auch bezüglich der rationalen Aspekte bestünde. Der Satz von Euklid¹⁰³ gilt heute ebenso wie zu seiner Zeit. Das Argument, welches Euklid entwickelte, ist heute nach wie vor richtig.

¹⁰² Vgl. Spengler (1997), S. 82. Im Text kursiv gedrucktes wurde hier nicht kursiv gesetzt.

¹⁰³ Dieser Satz besagt, dass es mehr Primzahlen (natürliche Zahlen, die nur durch sich selbst und durch eins teilbar sind) gibt als jede angebbare Zahl. Der Beweis erfolgt nach Euklid über ein Widerspruchsargument: Angenommen, es gäbe endlich viele *Primzahlen* q_1, \dots, q_n , dann gibt es eine von ihnen, welche die größte ist. Nach Konstruktion ist die Zahl $q_1 \cdot q_2 \cdot \dots \cdot q_n + 1$ größer als jede Primzahl, also durch eine natürliche Zahl größer 1 teilbar. Sie kann aber nicht durch eine der Primzahlen q_1, \dots, q_n teilbar sein, da sich so immer ein Rest $1/q_i$ ergeben würde.

Dennoch haben Kuhns und Spenglers Einwendungen gegen ein kumulatives Wissenschafts- und Kulturverständnis ihre Berechtigung. Denn bezüglich der *analogen* Aspekte kultureller oder wissenschaftlicher Gegebenheiten besteht durchaus so etwas wie Inkommensurabilität. Die Interpretation und Bewertung der rationalen, strukturellen Aspekte der Produkte kulturellen Schaffens ist durchaus abhängig von dem, was man als „Zeitgeist“ bezeichnen könnte. Bezogen auf unser Beispiel: Es ist durchaus richtig, dass die Mathematik der Antike gewisse Entwicklungen, wie die zur Integral- und Differentialrechnung nicht vollzogen hat, wenngleich sich hierfür Ansätze bei Archimedes finden und seit ihm im Grunde genommen noch genügend Zeit gewesen wäre. Dass dies in der Antike nicht geschehen ist, das abendländische Denken der Neuzeit indes zielstrebig die Analysis entwickelte, ist in der Tat nur dadurch zu verstehen, dass die Analysis dem antiken Verständnis von Mathematik eben nicht entsprochen hat und so gesehen zum *analogen Aspekt* der antiken Mathematik *inkommensurabel* war.

Die Interpretation und Bewertung wissenschaftlicher Einzelgegebenheiten bedeutet immer, diese Gegebenheiten in eine *wissenschaftliche Weltsicht* zu integrieren. Eine solche beinhaltet aber stets mehr als eine Ansammlung terminologisch klar strukturierter und differenzierter rationaler Aussagen. Eine wissenschaftliche Weltsicht konstituiert einen Begriff davon, welche Entitäten im Kosmos vorkommen und welche nicht. Sie beinhaltet ferner Annahmen über gewisse Gleichförmigkeiten, etwa die universelle Gültigkeit der Naturgesetze betreffend. Diese Annahmen sind zu verstehen als *Analogieschlüsse* von paradigmatischen wissenschaftlichen Problemlösungen auf eine wenigstens implizite geistige Repräsentation einer *Welttotalität*. Eine solche ist notwendiger Bestandteil normaler wissenschaftlicher Tätigkeit, etwa wenn es darum geht, mögliche zukünftige Forschungstätigkeiten gegeneinander abzuwägen.

Wir wollen diese Überlegungen mit der Feststellung abschließen, dass die Interpretationen und Wertungen dazu führen, dass Kulturleistungen, so terminologisch rational sie auch sein mögen, stets eingebunden sind in letztlich weltanschaulich einzustufende, kulturbedingte Wertungs- und Interpretationszusammenhänge. Sie erst geben den rationalen Einzelleistungen ihre gesamtgesellschaftliche und -kulturelle Bedeutung. Insoweit Kulturleistungen in unserem Sinne als rational zu bewerten sind, trägt die Kulturgeschichte in der Tat kumulativen Charakter. Da nun von allen Wissenschaften die Mathematik die rationalste ist, hat ihre Geschichte von allen Wissenschaften den ausgeprägtesten kumulativen Charakter. Insoweit kulturelle Leistungen aber analogen Charakter haben, handelt es sich bei ihnen um je singuläre Ereignisse, die nur unter je einmaligen historischen Bedingtheiten möglich sind. Die Gesamtheit dieser Bedingtheiten begrifflich zu artikulieren oder gar zu rekonstruieren bleibt bis heute ein anspruchsvolles Programm kulturwissenschaftlicher Theoriebildung.

Um jedoch an dieser Stelle Missverständnissen vorzubeugen, gilt es noch zu erläutern, warum eine Relativierung der rationalen Aspekte kulturwissenschaftlicher Gegebenheiten nicht zwangsläufig zu einer *kulturrelativistischen* Position führen muss. Ein rationa-

listisches Verständnis von Wissenschaftsgeschichte geht davon aus, dass wissenschaftliche Leistungen unabhängig von ihrem außerwissenschaftlichen Kontext zu begreifen sind. Insoweit aber tatsächlich etwa der Gesamtbestand der antiken Mathematik eben mit dem jeweiligen spezifischen Zustand der antiken Kultur zum entsprechenden Zeitpunkt in Wechselbeziehung stand, ist die antike Mathematik Teil einer einzigartigen Verfasstheit kultureller Randbedingungen subjektiver und intersubjektiver kognitiver Prozesse. Sie ist eine einzigartige, spezifisch antike Mathematik. In diesem Sinne ist sie kontextabhängig. Es ist jedoch keineswegs zwingend, aus dieser Kontextabhängigkeit der antiken Mathematik zu schließen, dass diese für uns gänzlich unzugänglich wäre. Schließlich ist es durchaus ein Hauptzweck der Kulturgeschichte, durch Aneignung verschiedenartiger Momente etwa aus der politischen, sozialen, künstlerischen, alltagswissenschaftlichen Geschichte vergangener Zeiten ein „Gesamtbild“ dieser Zeiten zu skizzieren. Hier freilich ist so etwas Ähnliches wie ein hermeneutischer Zirkel wirksam, d.h. das globale Verständnis führt zu Kenntnissen in einzelnen Disziplinen und umgekehrt. Zurückzuweisen ist also nicht jeder Aneignungsversuch durch die Gegenwart, bezogen auf vergangene wissenschaftliche Leistungen, zurückzuweisen ist indes der implizite Glaube, diese seien identisch mit dem, was die gegenwärtige Wissenschaft rückblickend in ihren Lehrbüchern von ihnen erzählt. So waren beispielsweise bleibende Erkenntnisse Keplers mit Annahmen verbunden, die aus heutiger Sicht wohl als esoterisch (im populären Sinne) zu bezeichnen wären.

Aus dem in diesem Abschnitt Dargelegten folgt für die hier zu entwickelnde Zyklen- theorie, dass diese durch sie beschriebene Dynamik sowohl kumulativen wie Inkommensurabilitäts-Aspekten zu genügen hat. Ferner haben wir gesehen, dass bezüglich der Inkommensurabilität sich Kuhn und Spengler näher stehen, als man dies vielleicht zunächst erwarten mag.¹⁰⁴ Im weiteren Verlauf der Darstellung wird klar werden, inwie- weit die hier entwickelte Theorie Spenglers monadenhaftes Verständnis historischer Hochkulturen in theorieimmanenter Weise relativiert.

1.2.3 Kuhn und die traditionelle Geschichtsphilosophie

Das im letzten Abschnitt diskutierte Thema der Inkommensurabilität ergibt sich in nahe- liegender Weise bei einer geschichtsphilosophischen Diskussion der Theorie Kuhns. Wir haben ihn jedoch vor allem deshalb ins Spiel gebracht, weil sein Denken für jeden ge- schichtsphilosophisch orientierten Philosophen im höchsten Maße interessant sein soll- te. Bei aller berechtigter und unberechtigter Kritik, der sich die Geschichtsphilosophie ausgesetzt sieht, bei allem Skeptizismus, den das „nachmetaphysische“ Zeitalter für der- art „totale“ Denkansätze hegt, kann nicht abgestritten werden, dass es Thomas Kuhn in

¹⁰⁴ Es ergäbe sich hier auch die philosophiehistorisch interessante Frage, ob sich nicht sogar eine wirkungsgeschicht- liche Verbindung zwischen Kuhn und Spengler herstellen lässt. Hierbei wäre insbesondere der wirkungsgeschicht- liche Zusammenhang des von Kuhn als Vorläufer zitierten Buches von Ludwik Fleck *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*, Fleck (1935), zu untersuchen.

nach der Kenntnis des Verfassers einmaliger Weise gelungen ist, einen philosophischen Aneignungsversuch des Historischen vorzulegen, *der tatsächlich in der einschlägigen historischen Fachdisziplin im Großen und Ganzen als anerkannte theoretische Leistung zu gelten hat.*¹⁰⁵ Dies ist der wesentliche Grund, warum Geschichtsphilosophie, vund zwar auch eine solche, die über eine reine Methodologie hinaus geht, nicht als antiquiertes Unternehmen anzusehen. Hierzu ist jedoch eine Modifizierung der konventionellen Geschichtsphilosophie in Hinblick auf moderne Standards der wissenschaftlichen Theorieentwicklung notwendig. Anders ausgedrückt: Obschon wir im 21. Jahrhundert leben, muss die philosophische Tradition der materiellen Geschichtsphilosophie¹⁰⁶ – der Kuhn nicht zuzuordnen ist – erst einmal im späten 20. Jahrhundert ankommen.

Der entscheidende Grund, weshalb Kuhns Theorie erfolgreich war, besteht darin, dass sich seine Theorie in wesentlichen Punkten von traditionellen Zugängen zur Geschichtsphilosophie unterscheidet. Im Sinne unserer Kritik an der konventionellen Geschichtsphilosophie ist seine Theorie (1) nicht deterministisch, (2) nicht essentialistisch und verfügt (3) über ein hohes Maß an interner Rationalität.

Zum Punkt (1) ist zu sagen, dass Kuhns Theorie keinerlei Aussage darüber macht, wann sich Paradigmenwechsel ereignen noch *worin* neue Paradigmata bestehen. Vielmehr setzt sie zunächst die These voraus, dass der Lauf der Wissenschaftsgeschichte allgemein durch *Diskontinuitäten* geprägt ist und macht dann Aussagen darüber, welche subjektiven wie intersubjektiven kognitiven und wissenssoziologischen Prozesse diese Diskontinuitäten begleiten, und worin Wissenschaft im Zustand der Kontinuität und Diskontinuität in den genannten Hinsichten differenziert werden können. Darüber hinaus ist zu Punkt (2) der Erklärungsanspruch der Kuhn'schen Theorie weit geringer als bei klassischen geschichtsphilosophischen Ansätzen. Zum einen ergibt sich das daraus, dass diese allein wissenschaftshistorische Prozesse beschreibt, zum anderen fehlt hier ein Endziel im Sinne einer Teleologie. Die Postulierung eines *Endzieles der Geschichte* impliziert, dass neben allen Kontingenzen einzelner historischer Begebenheiten eine *essentielle Bestimmung* auszumachen ist, die gerade darin besteht, dass alles historische Geschehen darauf abzielt, dieses Endziel der Geschichte zu erreichen. Bei Hegel ist ein solches gegeben, doch auch der Spengler'sche Ansatz postuliert eine Art „negatives Ziel“ einer jeden großen Kultur, nämlich dasjenige, letztlich sterben zu müssen und entweder im Strom der Geschichte zu versinken oder in Totenstarre als „seelenlose Zivilisation“ Jahrhunderte zu überdauern. Das „Ziel“ der Geschichte ist bei Spengler letztendlich das ziellose, ewige Werden des *Heraklit*, über den Spengler nicht zufällig seine Dissertationsschrift verfasste.¹⁰⁷ Der von Kuhn vorgenommene Verzicht auf eine

¹⁰⁵ Gewiss ist Kuhn nicht unwidersprochen geblieben. Siehe hierzu etwa Andersson (1988) und Rose (2004). Wer jedoch heftige Kontroversen auszulösen vermag, hat durchaus in einem wissenschaftssoziologischen Sinne als anerkannt zu gelten.

¹⁰⁶ Für diesen Terminus siehe Einleitung.

¹⁰⁷ Vgl. Spengler (1904) und Kocktanek (1968), S.67.

essentialistische Wissenschaftsgeschichte muss freilich dahingehend eingeschränkt werden, als Kuhn durchaus behauptet, die Natur wissenschaftlichen Fortschritts weit treffender beschrieben zu haben als etwa sein Kontrahent Popper. Dennoch ist bei Kuhn eine Verschiebung der Prioritäten zu beobachten, welche für naturwissenschaftliche Theorien charakteristisch ist: Die Pflicht einer Theorie besteht demnach zunächst darin, Gegebenheiten adäquat zu *beschreiben*, d.h. begrifflich zu rekonstruieren, wenn auch nur in Teilaspekten. Ob darüber hinaus diese Beschreibungen einen Einblick in das „Wesen“ der Gegebenheiten liefern, ist zunächst nicht entscheidend. Zwar strebt Naturwissenschaft auch heute noch – insbesondere im Kontext ihrer externen Rechtfertigung – ein essentialistisches Bild der Natur an, doch ist dies gewissermaßen die „Kür“, der faustische Traum von der „Weltformel“, dem die Naturwissenschaft zwar nicht gänzlich abgeschworen hat und der auch nach wie vor die wichtigste Heuristik für fundamentaltheoretische Forschung darstellt, der aber dennoch gegenüber der Bescheidung auf das deskriptive Moment naturwissenschaftlicher Theoriebildung von nachrangiger Bedeutung ist. Der beschreibende Zugang Kuhns muss im Gegensatz zur traditionellen erkenntnistheoretischen Fragestellung gesehen werden. Lautet die traditionelle Frage der Wissenschaftstheorie „Wann ist es berechtigt, Behauptungen als wissenschaftlich anzusehen?“, so stellt Kuhn die Frage „Wie lassen sich Erkenntnisprozesse in der Wissenschaft beschreiben?“.

Bezogen auf den Punkt (3), der internen Rationalität, muss überhaupt erst einmal erläutert werden, was darunter zu verstehen ist. Interne Rationalität soll hier definiert werden als die Eigenschaft wissenschaftlicher Theorien, unabhängig davon formulierbar zu sein, worin sie im Einzelnen ihre Anwendung finden. Dies heißt nichts anderes, als dass sie *formalen* Charakter haben und im Prinzip unabhängig von jeder speziellen Anwendung erklärbar sein müssen. In den klassischen Naturwissenschaften besitzen Theorien vor allem dadurch ein hohes Maß an interner Rationalität, dass sie in der Sprache mathematischer Begriffe formuliert werden. Da wir aber die prinzipielle Zulässigkeit qualitativer Forschung in den historischen Wissenschaften konstatiert haben, muss anstelle der (spezielleren) mathematischen Sprache die (allgemeinere) Sprache der Philosophie bemüht werden, um in ihr ein größtmögliches Maß an interner Rationalität zu gewinnen. Vergleicht man nun die Theorieansätze von Spengler und Kuhn, so fällt auf, dass Kuhn sich in bedeutend höherem Maße um Begriffsbildung bemüht als Spengler. Dies hat freilich insbesondere seinen Grund darin, dass letzterer im Grunde genommen Irrationalist ist und deshalb vermutlich einer – wie er vielleicht sagen würde – „seelenlosen“ Begriffsbildung wenig abgewinnen konnte. Das ist durchaus zu bedauern, denn auf diese Weise blieben wertvolle Ansätze Spenglers eingewoben in seinen pathetischen, an Nietzsche gemahnenden Stil, der Analyse und Wertung unnötig vermengt. Nicht zuletzt dürfte ihn seine mitunter engstirnige Zeitkritik viele Sympathiepunkte bei zeitgenössischen und heutigen Rezipienten gekostet haben.

1.3 Der Nominalismus oder die Frage nach dem Modus der wissenschaftlichen Theoriebildung

Auf den Punkt gebracht stellen die Forderungen (1) bis (3) eine Explizierung dessen dar, was gemeinhin mit *Nominalismus* bezeichnet wird. Aufgrund des philosophiehistorisch aufgeladenen Charakters dieses Begriffes scheint es angebracht, ein paar klärende Worte zum Gebrauch und Verständnis dieses Terminus in dem hier diskutierten Kontext zu verlieren. Gewiss ist hier nicht der Ort, das Universalienproblem in all seiner Tiefe zu diskutieren. Der Verfasser sieht sich jedoch veranlasst zu betonen, dass er sich nicht in impliziter Weise der nominalistischen Doktrin verschreiben möchte. Im Gegenteil sieht er in dem etwa in Philosophie und theoretischer Physik weit verbreiteten *Nominalismus* eine große Gefahr.

Die Überzeugung, dass sprachliche Termini lediglich als Namen aufzufassen sind, denen keine universale ontische Gegebenheit entspreche, in Verallgemeinerung dessen die Überzeugung, dass wissenschaftliche Theorien lediglich Hilfsmittel seien, denen letztlich nicht „Reales“ entspreche, diese hier als *Nominalismus* bezeichnete Doktrin tritt zunächst mit dem Ziel auf, *das Denken vor ungerechtfertigten Hypostasierungen zu bewahren*.¹⁰⁸ Gegen dieses Ziel ist zunächst einmal nichts einzuwenden. Dennoch führt ein impliziter Gebrauch der nominalistischen Doktrin leicht dazu, das genaue Gegenteil dessen zu erreichen, was der ursprünglichen Intention des Nominalismus entspricht. Diese Doktrin verleitet dazu, alle terminologischen Bildungen im wissenschaftlichen Diskurs (wobei der Verfasser naturgemäß vor allem an die theoretische Physik denkt) als gleichberechtigt anzusehen. Indem der Nominalismus nämlich essentialistische Begriffsbildungen vermeidet, werden Termini, denen aus empirischer Sicht in naheliegender Weise eine essentialistische Bedeutung gegeben werden kann, gleichrangig zu jenen, die als bloße Hilfskonstruktionen anzusehen sind.

Um ein Beispiel zu geben: In der theoretischen Physik gibt es den Begriff der *Raumzeitmannigfaltigkeit*. Hierbei werden Raum und Zeit mit Hilfe der mathematischen Theorie der glatten Mannigfaltigkeiten beschrieben. Eine andere Begriffsbildung ist die der *Störungsreihe*. Dabei handelt es sich um eine mathematische *Hilfskonstruktion* zur Berechnung quantenfeldtheoretischer Wechselwirkungsprozesse. Offenbar zielt der erste Begriff darauf ab, tatsächliche subsistente Gegebenheiten, nämlich Raum und Zeit, abzubilden, während der zweite Begriff in wesentlich indirekterer Weise mit empirischen Gegebenheiten korrespondiert.

Die Grundlagenforschung der theoretischen Physik der Gegenwart hat in der Tat sehr mit dem Problem der mangelnden Realitätsanbindung zu kämpfen, was nicht nur bei der Stringtheorie zu konstatieren ist.¹⁰⁹ Nach Einschätzung des Verfassers hat dieses Problem durchaus mit einem in die theoretischen Physik eingezogenen radikalen Nomina-

¹⁰⁸ Vgl. etwa Duhem (1998).

¹⁰⁹ Zu dieser Problematik siehe auch Rovelli (2006).

lismus zu tun, der seinen historischen Ursprung in der Kopenhagener Interpretation der Quantenmechanik hat. Es ist auch leicht ersichtlich, weshalb ein radikaler Nominalismus ebenso die Gefahr der irrelevanten Theoriebildungen birgt wie ein impliziter Idealismus. Denn ungeachtet der Frage, in welcher Weise theoretische Begriffsbildungen mit „der Realität“ korrespondieren, bewegt sich der wissenschaftliche Diskurs innerhalb theoretischer Termini, die qua ihrer Eigenschaft, eben Bestandteil dieses Diskurses zu sein, Bedeutung besitzen. „Bedeutung“ ist hierbei in zweierlei Weise zu verstehen, zum einen entsprechend dem internen Verständnis der Wissenschaftler, zum anderen in einem wissenssoziologischen Sinne. Sie bedeuten etwas, weil Wissenschaftler mit ihnen etwas intendieren, und sie besitzen Bedeutung dadurch, dass sie Elemente in sozialen Prozessen sind.

Eben weil das Befolgen einer radikal-nominalistischen Doktrin die große Gefahr einer irrelevanten Theoriebildung birgt, schreckt der Verfasser davor zurück, für die folgenden Darlegungen unbekümmert die Parole des Nominalismus auszugeben. Deswegen soll bei dem hier vertretenem Nominalismus von einem *instrumentellen Nominalismus* gesprochen werden. Darunter soll das Bemühen verstanden werden, die Begriffsbildung als einen bewussten, vom Wissenschaftler zu vollziehenden Prozess zu begreifen und ihr innerhalb des wissenschaftlichen Vorgehens einen hohen Stellenwert einzuräumen. *Begriffe* werden hierbei als *Instrumente* verstanden, welche ein *Modell* formulieren, das anhand der *Daten* zu prüfen ist. Die Frage, inwieweit eine im Sinne des instrumentellen Nominalismus gefundene Beschreibung – in unserem Falle historischer Geschehnisse – nun tatsächlich den „Kern der Sache“ trifft, ist ja durchaus im Voraus nicht zu beantworten. Hier in skeptizistischer oder erkenntnisoptimistischer Weise eine Vorentscheidung treffen zu wollen, wäre blanke Ideologie.

In einem Bild gesprochen gleicht das Vorgehen einer Wissenschaft unter dem Regime des instrumentellen Nominalismus einem Zeichner, der sich bemüht, die *Instrumente* seines Schaffens möglichst sorgfältig auszuwählen. Kreide und Zeichenpapier sollten möglichst angemessen und von höchster Qualität sein, bevor er sein Werk beginnt. Dies ist eine Selbstverständlichkeit, denn mit nasser Kreide und brüchigem Papier wäre selbst Rembrandt unfähig gewesen, ein Meisterwerk zu schaffen. In unserem Falle stellen die Werkzeuge aber gerade die Begriffe dar, die wir in unserer Theoriebildung entwickeln. Es wäre nun allerdings töricht, von der Qualität der Werkzeuge auf die Qualität des entstehenden Kunstwerkes zu schließen. Ebenso ist es unmöglich, von einem instrumentell nominalistischen Verständnis der wissenschaftlichen Sprache auf den epistemischen Status der sich mittels einer Theorie ergebenden inhaltlichen Aussagen zu schließen. *Insofern als* die mittels der theoretischen Begriffe getroffenen Aussagen tatsächlich in wesentlicher Weise mit dem „Sein“ der referierten Gegebenheiten korrespondieren, ist es dem Wissenschaftler gelungen, *Realist* zu sein. Das heißt, welcher epistemische Status der jeweiligen Begrifflichkeit zugesprochen wird, hängt – zumindest unter anderem – entscheidend davon ab, wie gut der die Theorie gebrauchende

Wissenschaftler seine Arbeit macht. Um in diesem Bild zu bleiben: eine schlichte nominalistische Doktrin besagt gerade so viel wie die Aussage, dass Zeichenpapier und Kreide nichts Abzubildendem entsprächen. Ob und inwieweit eine Zeichnung einer ontischen Realität entspricht, ist eine davon gänzlich verschiedene Frage. Und wiederum davon verschieden ist die Frage, inwieweit sich mittels Zeichenpapier und Kreide die Wirklichkeit *überhaupt* abbilden lässt.

Die Beantwortung der vorletzten Frage spielt bei der Bewertung von Kunst durchaus eine Rolle. Die Beantwortung der letzten hingegen kaum. Zurückübersetzt in den geschichtsphilosophischen Kontext bedeutet dies: Die Klärung epistemischer Grundsatzen spielt für eine erfolgreiche Praxis geschichtsphilosophischen Denkens zunächst keine Rolle. So wie Max Webers *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*¹¹⁰ einen möglicherweise erfolgreichen wirtschaftsgeschichtlichen *Interpretationsansatz* darstellt, tun dies auch instrumentell nominalistisch formulierte Geschichtsphilosophien. Derartige Interpretationsansätze haben sich aber stets anhand der historiographischen Einzelforschung zu bewähren und sind von daher als *realistisch*, *in Teilaspekten realistisch* oder als *irrelevant* zu bewerten.

¹¹⁰ Weber (2006)

KAPITEL 2:

ENTWURF EINER MODERNEN ZYKLENTHEORIE

2.1 Methodische Voraussetzungen

Die initiale These dieses Textes besteht in der Behauptung, dass eine Korrektur des geschichtsphilosophischen Programms, orientiert an Kuhn (1) unter dem Verzicht auf Determinismus, (2) dem Verzicht auf Essentialismus und (3) mit dem Bemühen um ein möglichst hohes Maß an interner Rationalität dazu dienen kann, das Projekt der Geschichtsphilosophie in einer Weise zu beleben, bei der es dem Anspruch moderner Wissenschaftlichkeit genügen kann. Durch diesen Umformungsprozess wandelt sich Geschichtsphilosophie von einer mehr oder weniger säkularisierten Eschatologie¹¹¹ zu einem Instrument modellhafter Deskription. Im Grunde genommen stellt dies eine in der wissenschaftlichen Arbeit triviale Korrektur des Forschungsinteresses dar: Wenn hohe Ansprüche an ein Forschungsprogramm – zumindest wissenssoziologisch – nicht erfolgreich zu erreichen sind, muss der Erkenntnisanspruch reduziert werden. Dies bedeutet nicht, dass das hohe Erkenntnisziel, wie das einer essentialistischen Geschichtsphilosophie, prinzipiell unerreichbar bleibt, sondern lediglich, dass wir uns bis auf weiteres mit bescheideneren Zielen zufrieden geben.

Speziell soll ein Modell zur autochthonen¹¹² ideengeschichtlichen Entwicklung entworfen werden, welches oberflächlich betrachtet dem Spengler'schen Modell homolog ist. Wo Spengler sich der vitalistischen Metapher von *Frühling, Sommer, Herbst* und *Winter* bedient, stehen in unserem (verlaufstypologischen) Modell die Begriffe *implizite, programmatische, anklassische* und *nachklassische Phase*. Wir werden jedoch sehen, dass das entwickelte Modell grundlegende methodische Differenzen zum Spengler'schen Ansatz aufweist. Diese entscheidende methodologische Differenz, insbesondere der durch die drei oben genannten Forderungen definierte instrumentelle Nominalismus, ist letztlich auch Grund dafür, das vorgestellte Modell – im Gegensatz zur Spengler'schen Theorie – als „modern“ zu bezeichnen. Dies soll heißen, dass die hier vorgestellte Zyklentheorie jenen sophistizierten Problematisierungen der Geschichtsphilosophie Rechnung tragen sollte, welche dieselbe im 20. Jahrhundert zunehmend als unvertretbar erschienen ließen.

Die oberflächliche Ähnlichkeit zur Spengler'schen Kulturmorphologie besteht darin,

¹¹¹ Diese kulturgeschichtliche Bedeutung dieses Terminus sollte nicht unterschätzt werden. In diesem Sinne stellt etwa Sloterdijk zu Recht fest: „Wenige Historiker legen sich mit der nötigen Ausdrücklichkeit darüber Rechenschaft ab, daß nicht nur die frühe abendländische Geschichte, sondern auch die Neuzeit einschließlich der jüngsten Gegenwart durch die Überlieferung und Abwandlung messianischer und eschatologischer Motive modelliert worden ist.“, vgl. Sloterdijk (1989), S. 279.

¹¹² Hier in der Bedeutung von „im kulturhistorischen Sinne selbständig“.

dass beide zyklentheoretischen Konstrukte von *vier Entwicklungsphasen* ausgehen. Dass die hier entwickelte Zyklentheorie entsprechend unserer methodologischen Forderung (3) unabhängig von konkreten Inhalten formuliert werden soll, eröffnet jedoch die Möglichkeit, die Theorie *zeitlich skaleninvariant* zu gebrauchen. Der Objektbereich der Spengler'schen Theorie ist in dem gegeben, was wir hier (*Spengler'sche*) *Kulturzyklen* nennen wollen – sich über gut 1000 Jahre erstreckende Lebenszyklen von Kulturkreisen. Dies bedeutet, dass die *Zeitskala*, auf welcher Spengler seine Theorie angewendet wissen wollte, stets die gleiche war. Ein formal beschreibendes Modell lässt sich aber prinzipiell auf historische Entwicklungen ganz unterschiedlicher zeitlicher Skalen anwenden. Es liegt eben in der Natur eines *formalen* Verlaufsmodells, dass es nicht darauf festgelegt ist, ob es in Bezug auf ein Jahrhundert oder ein Jahrtausend angewendet wird. Wollen wir eine Zyklentheorie zeitlich skaleninvariant formulieren, so ergibt sich, dass sie sich insbesondere auch mehrfach auf *einen* Zeitabschnitt anwenden lässt, indem übergeordnete und untergeordnete Epochen jeweils separat durch das Modell beschrieben werden. In diesem Sinne könnte man entsprechend der Spengler'schen Theorie den Kulturzyklus des Abendlandes durch das Modell beschreiben und hiervon zunächst unabhängig den „Unterzyklus“ des Mittelalters. Daraus folgt aber unmittelbar, dass eine einzelne Anwendung der zu entwickelnden Zyklentheorie niemals essentialistisch das „Wesen“ einer historischen Entwicklung abbilden, sondern stets nur bestimmte *Aspekte* des historischen Geschehens modellieren kann. Denn die beiden unterschiedlichen Anwendungen des Modells (Instanziierungen) – das Mittelalter als *eigener Zyklus* und als *Teil des Abendländischen Kulturzyklus* – liefern zunächst ja unterschiedliche Beschreibungen, die nur dann widerspruchsfrei sein können, wenn die sich jeweils ergebenden Beschreibungen als *verschiedene Aspekte* des historischen Verlaufs interpretiert werden. Diese Eigenschaft der hier entworfenen modernen Zyklentheorie wollen wir mit dem Terminus *Aspekthaftigkeit* ansprechen.¹¹³ Sie ist als eine Grundvoraussetzung dafür zu verstehen, dass die hier vorgestellte Zyklentheorie zumindest gewissen Historikern annehmbar sein sollte. So erwidert etwa Faber auf eine Kritik Wittrams an der historiographischen Verwendung von Verlaufstypen:

Dieser Einwand [gegen die Verwendung von Verlaufstypen] wäre berechtigt, wenn die Typisierung darauf abzielte, die jeweilige Ereignisfolge in ihrer ganzen Vielfalt zu erfassen. Das ist aber nicht der Fall. Jeder Typus repräsentiert immer nur einen Ausschnitt aus der Wirklichkeit, und kein historisches Phänomen geht ganz in *einem* Typus auf, sondern lässt sich entsprechend seiner Unausschöpflichkeit an Eigenschaften und entsprechend der beliebig großen Zahl von Kombinationsmöglichkeiten typologisch unter den verschiedenen Gesichtspunkten einordnen.¹¹⁴

Im Sinne Fabers stellt etwa der Terminus „Revolution“ einen Verlaufstypus dar, da Revolutionen eben stets etwas Verlauffhaftes bezeichnen. Durch den Vergleich verschiedener Revolutionen ließe sich ein solcher Verlaufstypus auch durch eine Art Stufenschema

¹¹³ Vgl. hierzu Simmel (1922), S. 66ff.

¹¹⁴ Vgl. Faber (1978), S. 95.

modellieren (vgl. Kap. 4.3.3).

Bis zu diesem Punkt der Darstellungen sind wir einem Problem aus dem Wege gegangen. Es handelt sich eigentlich nur darum, einen gewissen Sprachgebrauch zu erläutern, der unhinterfragt zu fruchtlosen Einwänden verleiten könnte. Dies betrifft ein Problem, dem sich alle Geschichtsphilosophien zu stellen haben, die *Phasen, Epochen* oder dergleichen postulieren. Trivialer Weise sind damit nicht primär Zeitabschnitte gemeint, da weder die Menschen eines Abends im „Mittelalter“ zu Bett gingen und am Morgen in der „Neuzeit“ erwachten, noch zu irgendeinem Zeitpunkt 40% Mittelalter und 60% Neuzeit herrschten. Sondern historische Kontinuitäten – „Epochen“ – bezeichnen mit zeitlichen Intervallen korrelierte Gültigkeitsbereiche historischer Erklärungen. Somit definiert jede entsprechende Erklärung, die über eine meist kausale Kennzeichnung singularer Ereignisse hinaus geht, eine Epoche: *Renaissance, Aufklärung, Absolutismus, Neuzeit, Moderne, analytische Philosophie, Faschismus*, etc. Insoweit wir weiter etwa das Schaffen Goethes durch die Eigenart seiner schöpferischen Persönlichkeit erklären wollen, sind auch die Biographien historisch bedeutender Persönlichkeiten sowie in irgendeiner Weise gekennzeichnete Lebensabschnitte derselben „Epochen“. Pauschal gegen „Epochendenken“ zu polemisieren bedeutet damit zugleich, jede Historiographie zu verunmöglichen, die auch nur ansatzweise eine begrifflich globale Perspektive einzunehmen bestrebt ist.¹¹⁵ Eine solche Geschichtsforschung könnte aber nicht mehr sein als simple Chronologie, eine ungeordnete Mannigfaltigkeit von Jahreszahl-Ereignis-Zuordnungen. Bis heute wird allerdings auch die Position vertreten, dass für den Historiker in der Tat nur Einzelereignisse Tatsachen darstellten, sodass nur sie betreffende Aussagen wahr oder falsch sein könnten.¹¹⁶ Allgemeine Konzepte wie die genannten Epochenbegriffe seien lediglich vom Historiker entworfene „Bilder, welche dazu dienen, mit der Vergangenheit intellektuell umgehen zu können.“¹¹⁷ Wir wollen uns hier nicht auf eine detaillierte Auseinandersetzung mit dieser Position einlassen¹¹⁸, sondern es bei dem pragmatischen Hinweis belassen, dass zweifelsohne historiographische Diskursformen bestehen, welche von den oben genannten Epochenbegriffen Gebrauch machen¹¹⁹, wie etwa auch Pochat zugibt:

So belastet der Epochenbegriff auch erscheinen mag, es bleibt die Periodisierung ein notwendiges Ordnungsprinzip der Geschichtswissenschaft, dessen selektiver und perspektivischer Charakter freilich nie aus den Augen gelassen werden sollte.¹²⁰

Man könnte nun meinen, mit dem oben Festgestellten den Begriff der *historischen Kontinuität* geklärt zu haben. Doch dies würde implizieren, dass geklärt ist, was unter „Gül-

¹¹⁵ Für die Kunstgeschichte stellt P. Feist fest: „Eine Strömung zu untersuchen, zu definieren und damit auch zu periodisieren bildet unzweifelhaft eine der fachspezifischen Hauptaufgaben des Kunsthistorikers, und zwar eine der schwierigsten.“ Vgl. Feist (1989) S.315, ein Aufsatz, der sich mit dem Problem der Periodisierung in der Kunstgeschichte in konstruktiver Weise auseinandersetzt.

¹¹⁶ Vgl. Ankersmit (1983).

¹¹⁷ A.a.O. S. 110.

¹¹⁸ Siehe hierzu etwa McCullagh (1998), S.65ff.

¹¹⁹ Vgl. hierzu etwa Wiersing (2007), S. 822f. Wiersing diskutiert unter dem Topos der Selbstorganisation die Thematik mit den Termini „Ebene“ (Kontinuität) und „Krisis“ (Diskontinuität).

¹²⁰ Pochat (1985), S. 165.

tigkeit einer historischen Erklärung“ zu verstehen ist. Wenn wir bereits vermerkt haben, dass historisches Geschehen ein je Einmaliges ist, so ließe sich argumentieren, dass aus diesem Grunde historische Allgemeinbegriffe sich prinzipiell nicht auffinden lassen. An dieser Feststellung ist etwas Wahres, denn in der Tat lassen sich keine *univoken* Allgemeinbegriffe für historisches Geschehen finden. Sehr wohl aber *analoge*. Im Gegensatz zu univoken Termini referieren analoge nicht auf Objekte, die unter bestimmten Rück­sichten als *identisch* angesehen werden, sondern auf Familien von Objekten, die eine gewisse *Familienähnlichkeit* verbindet. Das Konzept der Familienähnlichkeit des späten Wittgenstein ist besonders einschlägig für historische Gegebenheiten, etwa wenn wir an kunsthistorische Stile denken. Keine zwei Renaissance-Paläste sind identisch, noch gibt es ein eindeutiges Merkmal, anhand dessen ein univoker Begriff des „Renaissance-Palastes“ definierbar wäre. Daraus zu folgern, der genannte Begriff ließe sich nicht bilden, verkennt nicht nur den Sprachgebrauch in der Kunstgeschichte, sondern verunmöglicht die Kunstgeschichte zu einem erheblichen Teil prinzipiell.

Zusammenfassend lässt sich also feststellen: Historiographische Epochenbegriffe entsprechen mit zeitlichen Intervallen korrelierten Gültigkeitsbereichen historischer Erklärungen, deren Begrifflichkeit nicht in *univoker*, sondern in *analoger* Weise auf historische Gegebenheiten referenziert und damit historische Gegebenheiten einer gewissen Familienähnlichkeit kennzeichnet.

Nach diesem Einschub über die allgemeine Problematik von historischer Kontinuität und Diskontinuität kommen wir auf weitere Eigenschaften des hier vorgestellten modernen Zyklen­theorie zu sprechen. Der modellhafte Charakter dieser Theorie kommt nicht nur in der bereits besprochenen *Aspekthaftigkeit* zum Ausdruck, sondern auch in einem Merkmal, das *partielle Anwendbarkeit* genannt werden soll.¹²¹ Letztere ergibt sich aus der Tatsache, dass das hier entwickelte Zyklenmodell ein Modell *interner, autochthoner ideengeschichtlicher Entwicklung* darstellt.

Der Terminus „intern“ korrespondiert in diesem Zusammenhang mit dem wissenschafts­historischen Terminus der „internalistischen“ Geschichtsschreibung.¹²² Eine solche liegt vor, wenn historisches Geschehen primär aus einer internen gedanklichen Logik heraus verstanden werden soll. Sie ist gewissermaßen „reine Ideengeschichte“ und sieht von externen Einflüssen auf ideengeschichtliche Entwicklungen, etwa sozialer, ökonomischer oder politischer Art, ab. Ideengeschichte kommt also als etwas *Subsistentes* in Betracht. Werden hingegen primär die externen Einflüsse wissenschaftsgeschichtlicher Entwicklungen thematisiert, wird also Ideengeschichte als Relation sozialer, ökonomischer oder politischer Gegebenheiten verstanden, so spricht man von „externalistischer“ Geschichtsschreibung.¹²³ Für eine solche ist das hier entwickelte Modell, soweit es im Rahmen dieses Textes entwickelt wird, nicht unmittelbar relevant.

Der Terminus „autochthon“ meint, dass die modellierte ideengeschichtliche Entwick-

¹²¹ Vgl. Simmel (1922), S. 73.

¹²² Zum Verhältnis von internalistischer und externalistischer Wissenschaftsgeschichtsschreibung siehe Rapp (2006).

¹²³ Sie wurde für die Kunstgeschichte etwa bahnbrechend von Arnold Hauser erschlossen. Vgl. Hauser (1953).

lung sich nicht in starker Abhängigkeit von anderen ideengeschichtlichen Entwicklungen vollziehen darf. Dies soll anhand eines Beispiels erläutert werden: Das Zyklenmodell ist anwendbar auf die Geschichte der italienischen Renaissance-Architektur, weil es sich bei ihr um eine vergleichsweise *selbstständige* ideengeschichtliche Entwicklung handelt. Im Gegensatz hierzu ist das prägendste Moment der französischen Architekturgeschichte der Renaissance die Italien-Rezeption. Man unterscheidet in der Geschichte der französischen Renaissance-Architektur eine sogenannte „erste“ und „zweite“ Renaissance. Diese beiden Epochen sind dadurch unterschieden, dass in der „ersten“ Renaissance die italienische Frührenaissance rezipiert wurde und der Einfluss der gotischen Architekturtradition nach wie vor groß blieb. In der „zweiten“ Renaissance hingegen wurde primär die italienische Hoch- und Spätrenaissance rezipiert, was sich insbesondere auch in der veränderten soziologischen Rolle des Baumeisters widerspiegelte. Insoweit also bei einer ideengeschichtlichen Entwicklung das relationale, rezeptorische Moment über das autochthone dominiert, ist die Zyklen­theorie *nicht* anwendbar.¹²⁴

Nun ist gewiss jede interne, autochthone ideengeschichtliche Entwicklung auch begleitet von Erscheinungen, die einerseits dem internen, andererseits dem autochthonen Charakter widersprechen. Immer wird der Kreis der internen Entwicklung in irgendeiner Weise in Kommunikation mit einem „Außen“ stehen, und immer wird interne Ideengeschichte durch externe Geschehnisse begleitet sein. In der Anwendung der hier vorgestellten Zyklen­theorie werden aber die Fälle, in denen das Zyklenmodell als Ganzes anzuwenden ist, von denen zu unterscheiden sein, in denen externe bzw. nicht-autochthone Momente einen derartigen Einfluss auf die historische Entwicklung haben, dass das Zyklenmodell nur in Teilen anwendbar ist. Diese sog. *partielle Anwendbarkeit* der Zyklen­theorie bringt also den Umstand zum Ausdruck, dass das Zyklenmodell auch dann fruchtbringend angewendet werden kann, wenn das idealtypische Bild subsistenter, ideengeschichtlicher Entwicklung gestört ist. Ja häufig sind gerade die Fragen, die sich aus einer partiellen Anwendung des Zyklenmodells ergeben, besonders interessant.¹²⁵ Beispielsweise können sich anhand der historischen Spuren nur die ersten zwei der vier Phasen des Zyklenmodells aufzeigen lassen, da die weitere Entwicklung beispielsweise durch einen Krieg gestört wurde, etwa ins Stocken geriet oder ganz abbrach. Dieses Beispiel ist zugegebenermaßen konstruiert, doch fehlen uns an dieser Stelle noch die Begriffe, um konkrete Beispiele anzuführen. Wir werden jedoch in Kapitel 3 historische Beispiele für partielle Anwendungen der Zyklen­theorie besprechen. Im Sinne dieser partiellen Anwendbarkeit liefert das Zyklenmodell nicht ausschließlich eine Theorie interner Geschichtsschreibung, sondern verweist explizit auf die Möglichkeit externer Bedingtheiten, insbesondere insoweit es lediglich partiell anwendbar ist. Dessen ungeachtet wird man in der Praxis zunächst nach einem *verbindenden Moment* eines zeitli-

¹²⁴ Bis auf Weiteres bleibt das Kriterium eines Überwiegens des autochthonen Charakters der kulturgeschichtlichen Einzelforschung überlassen, wobei Kennzeichnungen etwa kunstgeschichtlicher Strömungen als „autochthon“ oder „fremdbeeinflusst“ durchaus im Rahmen der etablierten Diskurse anzutreffen sind.

¹²⁵ Wir werden dann auch vom *atypischen Anwendungen* des Zyklenmodells sprechen, vgl. Kap. 3.

chen Verlaufes Ausschau halten, der traditionellen Epochen entlehnt sein kann, aber nicht muss.

Im Zusammenhang mit dem Zyklenmodell werden wir auch immer wieder von „Begriff“ sprechen. Darunter ist ganz allgemein eine *Weise des Begreifens* zu verstehen.¹²⁶ (Im Deutschen kann auch der Terminus „Verständnis [von etwas]“ in dem hier intendierten Sinne von „Begriff“ gebraucht werden.) In diesem Sinne sind Termini und Attribute Begriffe. Jedoch müssen Begriffe nicht notwendiger Weise sprachlicher oder rein sprachlicher Natur sein. Denken wir an den durch Thomas Kuhn geprägten Terminus „Paradigma“. Kuhn selbst gebraucht diesen Terminus – wie bereits festgestellt – in zweierlei Weise, im Sinne von *Musterbeispiel* sowie im Sinne von *disziplinärer Matrix*, worunter Kuhn die Gesamtheit von Theorie, Musterbeispielen, Konventionen, metaphysischen Grundannahmen eines Rahmens naturwissenschaftlicher Erklärung versteht. In beiden Fällen stellt aber ein Paradigma einen *Begriff* einer Klasse zu erklärender wissenschaftlicher Gegebenheiten dar. Werden Gegebenheiten mittels eines *Musterbeispiels* begriffen, so handelt es sich um einen *impliziten* Begriff. Das Begreifen besteht darin, eine Gegebenheit nach dem Vorbild und in Ähnlichkeit zu einer bereits erklärten Gegebenheit zu begreifen. In diesem Sinne stellte das quantentheoretisch erfolgreich beschriebene Wasserstoffatom ein Paradigma für alle atomaren Systeme dar. Weitet sich ein Paradigma zur disziplinären Matrix, so wird aus einem *impliziten Begriff* ein *expliziter*, da nun mit hoher Eindeutigkeit angegeben werden kann, in welcher Weise, d.h. mittels welcher fundamentaler Denkschemata, die entsprechende Gegebenheit begriffen wird. Wir sprechen weiter von *historischen Mustern* als den Objekten dieses Begreifens. Beispielsweise stellt die Renaissance-Architektur eine bestimmte Weise des Begreifens architektonischer Probleme dar, während die projektierten und ausgeführten Bauten, welche sich gegebenenfalls zu Äquivalenzklassen¹²⁷ gewisser „Traditionen“ oder „Entwicklungslinien“ abstrahieren lassen, die entsprechenden historischen Muster sind.

Schließlich müssen wir uns noch um eine genauere Charakterisierung des Objektbereiches der Zyklentheorie bemühen. Die oben getroffene Feststellung, die Zyklentheorie lasse sich womöglich etwa auch auf die Biographie Goethes anwenden (was hier nicht zu prüfen ist), gleichwohl aber ebenso Zeiträume von Jahrhunderten oder Jahrtausenden in Betracht kommen sollen, erweckt zunächst den Eindruck, die hier entwickelte Theorie lasse sich recht willkürlich auf alle möglichen historischen Prozesse anwenden. In der Praxis aber kristallisieren sich durchaus Kriterien heraus, welche den Objektbereich der Zyklentheorie stark einschränken. Insbesondere dürfte eine zyklentheoretische Modellierung der Biographien kulturhistorisch bedeutender Einzelpersonlichkeiten häufig nicht möglich sein.

Die zyklentheoretische Analyse wird in der Regel damit einsetzen, bei einer Familie his-

¹²⁶ Freilich legt es die deutsche Sprache nahe, stets auch von Begriffen im Sinne von Termini zu sprechen. Diese Sprechweise widerspricht nicht der hier getroffenen Sprachregelung.

¹²⁷ Dieser Begriff muss hier nicht rein mathematisch verstanden werden, indem jede Äquivalenzklasse auf einer eindeutig zu definieren Äquivalenzrelation beruht. Für einen abgeschwächten Begriff in unserem Kontext ließen sich auch typologisch zu fassende Ähnlichkeitsrelationen in entsprechender Weise gebrauchen.

torischer Spuren eine gewisse Ähnlichkeit festzustellen, wobei diese historischen Spuren einem eingrenzbaren Zeitraum entstammen. In diesem Sinne sprechen wir etwa von „Renaissance-Architektur“ oder „neuzeitlicher Philosophie“. Das Spezifische der zyklentheoretischen Analyse besteht nun darin, innerhalb dieser Familie historischer Spuren Unterfamilien auszumachen, welche einer bestimmten, durch die Zyklentheorie definierten Konturierung entsprechen. Daraus folgt unmittelbar, dass für die Anwendung der Theorie die *Anzahl nennenswerter historischer Spuren entsprechend hoch* sein muss. Die Postulierung von Ähnlichkeitsfamilien setzt ferner voraus, dass die Elemente dieser Familien ein *gewisses Maß an Gleichrangigkeit* haben müssen. Wenn also in dem Œuvre eines Künstlers ein Werk das gesamte anderweitige Schaffen an Bedeutung übertrifft – wie etwa George Bährs Frauenkirche dessen sonstige Werke¹²⁸ – so kann hier die Zyklentheorie nicht sinnvoll angewendet werden. Dies hat zur Folge, dass die meisten Biographien von Wissenschaftlern durch eine zyklentheoretische Analyse nur schwer erschließbar sein dürften. Denn erstens ist das Lebenswerk großer Wissenschaftler in der Regel durch eine oder wenige große Leistungen gekennzeichnet, deren Anzahl aber im Allgemeinen zu gering sein wird, um für eine zyklentheoretische Analyse geeignet zu sein. Ferner ist schon die erste Forderung an den historischen Prozess – das Vorhandensein einer Familie ähnlicher historischer Muster – von den Biographien vieler Wissenschaftler nicht erfüllt, nämlich insbesondere dann nicht, wenn sich ein Wissenschaftler in mehreren, von einander unabhängigen Bereichen Verdienste erworben hat.

Wenn sich nun künstlerische Lebenswerke wie die *Palladios* oder *Pablo Picassos* durch eine zyklentheoretische Interpretation erschließen lassen sollten, so liegt dies daran, dass diese Lebenswerke (i) ausgesprochen werkreich sind, und (ii) eine das Gesamtwerk umspannende prägnante Stilbildung durch die Künstler erkennbar ist. Palladios Gesamtwerk führte gar zum Stilbegriff des *Palladianismus*, und auch *Picasso* ist sicher einer der Künstler des 20. Jahrhunderts mit der eigenständigsten Stilbildung. (iii) haben beide Künstler lang genug gelebt, um innerhalb ihres Werkes eine ausgeprägte stilistische Entwicklung durchzumachen.

Trotz der getroffenen Charakterisierungen des Objektbereiches der Zyklentheorie ist es nicht möglich, diesen noch schärfer zu definieren. Das letztlich entscheidende Kriterium besteht darin, ob die zyklentheoretische Perspektive das Begreifen und Interpretieren historischer Spuren bereichert oder nicht. Es ist dies eine analoge Situation zur Physik, in der aus der Formulierung einer Modellvorstellung wie der des harmonischen Oszillators auch nicht abzuleiten ist, in welchen Fällen dieses Modell sinnvoll anzuwenden ist.¹²⁹

¹²⁸ In diesem Falle kommt noch hinzu, dass bei der Werdung des ausgeführten Planes der Frauenkirche nicht nur Entwürfe von George Bähr eine Rolle spielten. Bähr war eingebunden in eine Art Konsortium und nahm insbesondere wesentliche Impulse eines Alternativen Entwurfs von Johann Christoph Knöffel auf. Vgl. Löffler (2012), S.196. In diesem Sinne war George Bähr in seinem Schaffen bei der Frauenkirch nur mit Einschränkungen selbständig.

¹²⁹ Das Kriterium, der harmonische Oszillator sei immer dann anwendbar, wenn das entsprechende Potential näherungsweise paraboloid sei, hilft nicht weiter, da dann nicht geklärt ist, wann ein Potential sich näherungsweise durch eine Parabel beschreiben lässt.

Zusammenfassend lässt sich also feststellen: Unter der oben getroffenen Einschränkung des Objektbereiches entwirft die Zyklen­theorie ein *idealtypisches Muster*¹³⁰ (oder anders ausgedrückt: ein typologisches Raster oder Modell) interner, autochthoner bzw. selbständiger ideengeschichtlicher Entwicklung, welches

- (1) Gebrauch macht vom *instrumentellen Nominalismus*, der die Forderungen nach
 - (1.1) Verzicht auf Determinismus
 - (1.2) Verzicht auf Essentialismus und
 - (1.3) Bemühen um ein hohes Maß an interner Rationalität

erfüllt. Darüber hinaus ist dieses idealtypische Muster, typologische Raster bzw. Modell

(2) *aspekt­haft* und

(3) *partiell anwendbar*.

Nach diesen Präliminarien soll nun das Zyklenmodell im Einzelnen vorgestellt werden. Dabei sollen zunächst *drei Beispiele* als Objektbereiche des Modells im Vordergrund stehen: Zum einen die Architekturgeschichte der italienischen Renaissance. Sie bietet den Vorteil, dass wir hier gewissermaßen zum heuristischen Ursprung der Zyklen­theorie zurückkehren.¹³¹ Am Anfang ihrer Entstehung stand die Beobachtung des Verfassers, dass verschiedene kunsthistorische Epochen oft eine sehr ähnliche Dynamik aufweisen. Diese Heuristik ist sehr ähnlich der Spengler'schen, die sich anhand der Beobachtung einer Parallelität zwischen antiker und abendländischer Kultur ergab. Die Frage, weshalb im Rahmen dieser Untersuchung ausschließlich architekturgeschichtliche und keine anderweitigen kunsthistorischen Entwicklungsverläufe betrachtet werden, erklärt sich neben persönlichen Präferenzen dadurch, dass naturgemäß der Anteil ikonographischer Momente bei bildnerischen Gegenständen vergleichsweise größer ist. Dies heißt aber, dass insoweit dies der Fall ist, nicht von einer autochthonen geistesgeschichtlichen Entwicklung zu sprechen ist, bzw. eine solche nur unter Einschluss der allgemeineren Ideengeschichte etwa durch die Berücksichtigung literaturgeschichtlicher Momente zu diskutieren ist.¹³² Des weiteren werden im Folgenden mit der *Entwicklung der Quantenmechanik* sowie der *Philosophiegeschichte der Neuzeit* Anwendungen derselben diskutiert, welche die Anwendbarkeit der Zyklen­theorie auf andere Zeitskalen und kulturgeschichtliche Sektoren demonstrieren sollen. Wir können diese Beispiele hier freilich nur andeutungsweise besprechen, da es uns weniger darum gehen kann und soll,

¹³⁰ Der Terminus „Idealtypus“ geht auf Max Weber zurück. Vgl. Faber (1978), S.93.

¹³¹ In diesem Sinne stellt die italienische Renaissance-Architektur einen *Urtypus* dar, die erste Instanzierung eines Typus, die zunächst gleichzeitig definierenden Charakter hat. Durch Hinzunahme weiterer Instanzierungen wird daraus ein gewöhnlicher Typus, wie etwa der Typus „Revolution“ durch die Urtypen der Französischen und der Russischen Revolution bestimmt werden könnten, wobei alle weiteren möglichen Instanzierungen des Begriffes „Revolution“ dann durch eine Bewertung der Ähnlichkeit zu diesen beiden Urtypen geprüft würden. Aus einem solchen gewöhnlichen Typus wird durch Abstraktion ein *Idealtypus*, als welcher das Zyklenmodell verstanden werden soll.

¹³² In Kap. 3 werden wir uns ausführlich mit Kirchenfronten des Römischen Barocks beschäftigen. In Bezug auf diesen Forschungsgegenstand urteilt Schlimme über Borromeos „Instructiones“, eine für die Gegenreformation maßgebliche Kirchenbauanweisung: „Der Text [Borromeos] zeigt, daß der Architekt für die architektonische Gestaltung der Eingangsfassade verantwortlich ist, der Bischof dagegen für das ikonographische Programm [...]“. Vgl. Schlimme (1999), S.33.

die genannten Epochen historiographisch zu schildern, als vielmehr unsere spezielle zyklentheoretische Perspektive auf dieselben zu vermitteln.

Insbesondere in Zusammenhang mit kunsthistorischen Epochen ist noch eine weitere Bemerkung notwendig, die vor unnötigen Missverständnissen bewahren soll. Es ergibt sich nämlich, dass die Menge der durch das hier vorgestellte Zyklenmodell angemessen beschreibbaren Epochen sich mit der Menge der sich in der Kunstgeschichte phänomenologisch ergebenden Epochen zwar schneidet, aber nicht identisch ist. Es gibt also *einerseits* phänomenologische Epochen – wie die französische Gotik – die nach dem Urteil des Verfassers nicht sinnvoll zyklentheoretisch beschreibbar sind, *andererseits* aber Instanziierungen des Zyklenmodells – wie ein einheitlicher Zyklus der mittelalterlichen Sakralbaukunst – der so im Allgemeinen nicht als phänomenologische Epoche in der Kunstgeschichte diskutiert wird.

Wie bereits gesagt besteht die hier vorgestellte Zyklentheorie aus einem Vier-Phasen-Modell für geistesgeschichtliche Entwicklungen. Formal konstituieren die ersten beiden Phasen – Teil-Epochen im oben genannten Sinne – die übergeordnete *Frühphase*, während entsprechend die letzten beiden Phasen hingegen die *Spätphase*. Dabei gilt es zu beachten, dass die Zuordnung einer kulturgeschichtlichen Gegebenheit zu einer Stufe unseres idealtypischen Entwicklungsschemas nicht notwendigerweise einer Wertung entspricht. In der römischen Barockarchitektur übertrifft die Frühphase die Spätphase in Bezug auf Originalität und kunsthistorische Bedeutung – für die deutsche Barockarchitektur gilt das Gegenteil. Im Einzelnen ergibt sich das im folgenden Abschnitt 2.2 dargelegte Bild.

2.2 Das Zyklenmodell im einzelnen – typische Anwendungen

Bevor wir nun von den methodischen Vorbemerkungen der Charakterisierung des Zyklenmodells zuwenden, sind noch ein paar Bemerkungen bezüglich der darin verwobenen und allen folgenden historischen Beispiele notwendig. Die Erläuterungen zu diesen Beispielen können nicht als Beiträge zu den zitierten historiographischen Teildisziplinen gelten, weswegen auch nicht die wissenschaftstheoretischen Maßstäbe dieser Wissenschaft eins zu eins übertragen werden können. Gleichwohl sollte der Geschichtsphilosoph darum bemüht sein, den historischen Fakten nicht unnötig Gewalt anzutun. Umgekehrt können aber sich ergebende unorthodoxe Sichtweisen auf historische Sachverhalte nicht einfach mit dem Verweis auf ihre Unorthodoxheit beiseite geschoben werden. Vielmehr ist dies der Punkt, an dem ein lebendiger Diskurs zwischen Historiker und Geschichtsphilosoph einsetzen sollte, was auf totem Papier nur schwer zu imitieren ist.

2.2.1 Die implizite Phase

In der impliziten Phase stabilisieren sich neuartige historische Muster. Damit man von einer *neuen Epoche* sprechen kann, müssen diese Muster ein gewisses Maß an *Familienähnlichkeit* aufweisen. Diese Familienähnlichkeit führt dazu, dass sich in dieser Phase ein *impliziter Begriff* bilden kann, was als spezifische Weise des Begreifens der Epoche gelten kann. Der Begriff der verwandten historischen Muster ist implizit in dem Sinne, als er in Ähnlichkeitsrelationen zwischen verwandten historischen Mustern wirksam wird. Begriffen wird also mit Hilfe des *Vorbildes* historischer Muster, die so zu einer gewissen Mannigfaltigkeit ähnlicher Muster führen. Der implizite Begriff konstituiert sich also maßgeblich durch das Begreifen der Familienähnlichkeit der neuen, wiederholt auftretenden historischen Muster.

Wir werden hier zum ersten Mal auf ein sprachphilosophisches Analogon zu sprechen kommen, welches uns im folgenden mehrfach behilflich sein soll, den *Prozess des Begreifens*, als welcher eine geistesgeschichtliche Epoche aufgefasst werden kann, besser zu verstehen. Die sprachphilosophische Entsprechung dessen, was wir hier als *impliziten Begriff* bezeichnen, ergibt sich, wenn man eine Frage der Art „Was ist ein Baum?“ (*) analysiert. Wir gehen davon aus, dass es sich um eine echte, auf einen Erkenntnisgewinn abzielende Frage handelt. Das heißt, (*) ist nicht etwa im Sinne einer pädagogischen Frage zu verstehen, bei welcher dem Fragenden der Inhalt der korrekten Antwort bereits bekannt ist. Damit aber diese Frage von einer solchen der Art „Was ist ein Hubaba?“ unterschieden ist – welche zweifelsohne einen sinnlosen Satz darstellt – muss der Terminus „Baum“ für den Fragenden bereits eine Bedeutung besitzen, wenn auch eine mehr oder weniger vage. Formal können wir diese Bedeutung über einen erfolgreichen Sprachgebrauch definieren. Damit also die Frage (*) sinnvoll gestellt ist und eine echte, also keine pädagogische Frage darstellt, muss der Fragende über einen Begriff des Terminus „Baum“ verfügen, der jedoch von einem expliziten, also durch einen analytischen Satz definierten Begriff desselben, unterschieden ist. Damit ist gezeigt, dass sinnvoll über implizite Begriffe gesprochen werden kann, da ansonsten die Möglichkeit echter Fragen gelehnet werden müsste. Eine weitere Möglichkeit, die Existenz impliziter Begriffe zu demonstrieren, bietet der Terminus „sein“. Bekanntlich ist dieser nicht durch eine Definition erklärbar und ist demnach ausschließlich als impliziter Begriff gegeben. Implizite Begriffe in diesem sprachphilosophischen Sinne sind also solche, die zwar verstanden werden, dementsprechend auch eine Bedeutung haben müssen, die aber dennoch nicht definiert werden können. Die meisten Begriffe der Alltagssprache sind in diesem Sinne zunächst einmal implizite Begriffe, und es bedarf einer nichtalltäglichen Reflexionsleistung die impliziten Begriffe des Alltags explizit im Sinne eines korrekten prädikativen Ausdrucks zu definieren.

Der Unterschied des sprachphilosophischen Analogons zum historischen Prozess besteht freilich darin, dass implizite Begriffe in einem Prozess der Begriffsklärung durch unsere Kenntnis der alltäglichen Sprache stets schon vorausgesetzt werden können,

während die erste Phase des Zyklenmodells für den geschichtlichen Prozess gerade annimmt, dass sich der implizite Begriff einer neuen Weise des Begreifens überhaupt erst bilden muss. Die Variationsbreite der historischen Muster ist in der impliziten Phase meist gering. Dies ist dadurch verständlich, dass eine geringere Variationsbreite die Erkenntnis von Familienähnlichkeit erleichtert. Es ist gewissermaßen natürlich, dass sich in dieser Phase die ideengeschichtliche Entwicklung innerhalb einer einfach zu begreifenden Mustermannigfaltigkeit bewegt.

Gleichwohl muss betont werden, dass mit dem Auftreten neuer Muster nicht notwendigerweise die alten Muster absterben. Vielmehr ist es als typisch für die implizite Phase anzusehen, dass hergebrachte Muster parallel zu den neuen, Epoche machenden weiter tradiert werden, so gesehen sich die neuen Muster in der impliziten Phase gegen das Hergebrachte oder alternative Neuentwürfe zu behaupten und durchzusetzen haben. Die sogenannte *Protorenaissance*¹³³ der mittelalterlichen Architekturgeschichte Italiens kann durchaus als eine Epoche verstanden werden, die über eine implizite Phase nicht hinaus kam. Hier hob gewissermaßen eine neue Epoche an, die in der impliziten Phase „stecken blieb“, weil sie sich vermutlich aus sozialgeschichtlich aufzuklärenden Gründen nicht dauerhaft etablieren konnte. Zwar vermögen sich in ihr über ein singuläres Werk hinaus neuartige und auf die Renaissance des Quattrocento vorausdeutende Muster (Bauwerke) zu stabilisieren, doch konnte sich diese Tradition nicht gegenüber der eindringenden und in bedeutender Weise von den geistlichen Orden der Zeit getragenen Gotik durchzusetzen.

Es ist durchaus hilfreich, die hier vorgestellte Zyklentheorie als eine Modifikation der Kuhn'schen Theorie des Paradigmenwechsels zu begreifen. In diesem Sinne trägt die hier vorgestellte Zyklentheorie dem prozesshaften Charakter der Genese neuer Paradigmen in einem stärkeren Maße Rechnung, als dies dem Kuhn'schen Ansatz entspricht. Denken wir nun an eines der herausragendsten Beispiele für einen Paradigmenwechsel, die Entstehung der Quantenmechanik: Knapp dreißig Jahre waren notwendig, um von Plancks Quantenhypothese zur Dirac-Gleichung zu gelangen. Diese enorm intensive Phase der Physikgeschichte einfach als „Paradigmenwechsel“ zu beschreiben vereinfacht die historischen Geschehnisse deshalb, weil die kognitiven Vorgänge gewiss bedeutend komplexer sind, als die von Kuhn gebrauchte Analogie des wahrnehmungspsychologischen „Gestalt-Wandels“ suggeriert.¹³⁴

Zu Beginn der Entwicklung der Quantenmechanik¹³⁵ wurde in einer impliziten Phase in verschiedenen Zusammenhängen von der Idee der Quantisierung Gebrauch gemacht: bei der Erklärung des Spektrums des schwarzen Strahlers, der Erklärung des Photo-Effektes, im Einstein'schen Modell des Festkörpers. Die entscheidende Erkenntnis, welche

¹³³ Hierbei handelt es sich um eine antikisierende Tendenz der italienischen Kunst des 11. und 12. Jahrhunderts. Durch Marmorinkrustationen, antikische Säulenordnungen und Gebälk verweist die Architektur eindeutig auf die römische Antike.

¹³⁴ Vgl. Kuhn (1997), Kap. X.

¹³⁵ Zur Geschichte der Quantenmechanik – hier und im Folgenden – siehe Kraus (1999), Forstner (2001), Forstner (2007), Meyenn (1994), Michel (1993), Benz (1975), Eckert (1993).

sich in dieser Phase durchsetzte bestand darin, dass tatsächlich eine neue Epoche der Physik begonnen hatte, nämlich die der *Quantenphysik*. Der implizite Begriff der Quantenmechanik bestand in dem Gebrauch ad hoc eingeführter Quantisierungsvorschriften mit dem Zweck, eine mit dem Experiment übereinstimmende quantitative Beschreibung deduzieren zu können. Hierfür lieferte Plancks Behandlung des schwarzen Strahlers das mustergültige Beispiel, das auf andere Probleme übertragen wurde.¹³⁶ Der Gebrauch von Quantisierungsvorschriften war das historische Muster, welches sich in dieser Phase stabilisierte.

Wir werden anhand des Musterbeispiels der Geschichte der Quantenmechanik in der Tat sehen, dass die vom vorgestellten Zyklenmodell beschriebene Dynamik, angewandt auf die Wissenschaftsgeschichte, kein Bild liefert, das in Konkurrenz zum Kuhn'schen Modell tritt. Die Kuhn'schen Begriffe ergänzen in dieser Hinsicht unser Epochenmodell. Bezogen auf die *implizite Phase* ist zu bemerken, dass sich das, was wir mit den *historischen Mustern und ihrem impliziten Begriff* bezeichnen haben, weitgehend mit dem deckt, was Kuhn im ursprünglichen Sinne als Paradigma bezeichnet: als Musterbeispiel. In der Sprache Kuhns könnten wir sagen, dass ein physikalischer Sachverhalt *nach dem Paradigma des schwarzen Strahlers* erklärt ist, wenn zu seiner Erklärung in *analoger Weise* wie bei Plancks Deduktion seiner Strahlungsformel von ad hoc eingeführten Quantisierungsvorschriften Gebrauch gemacht wird. Gemäß des im Folgenden zu entwickelnden Bildes tritt ein Paradigma *zunächst* als Musterbeispiel auf und bewirkt durch sein erfolgreiches Beispiel-Geben das Auftreten einer Gruppe ähnlicher historischer Muster. Wir werden sehen, wie unser Zyklenmodell die Dynamik beschreibt, mit Hilfe derer aus zunächst einem Musterbeispiel und dann einer Gruppe familienähnlicher Musterbeispiele das wird, was Kuhn als ein Paradigma im Sinne einer *disziplinären Matrix* bezeichnet.

Betrachten wir als weiteres Beispiel die italienische Renaissance-Architektur¹³⁷: Ihre implizite Phase ist jene frühe Teilepoche, welche *vor* dem Auftreten *Albertis* einerseits und der sich manifestierenden eigenständigen oberitalienischen Tradition andererseits nahezu ausschließlich in Florenz bzw. in den Werken Florentiner Meister zu verorten ist. Die wichtigsten Namen dieser architektonischen Teilepoche sind *Brunelleschi* und *Michelozzo*. Von einer Renaissance, deren *explizites* künstlerisches *Programm* es war, eine Wiederbelebung der antiken Kunst darzustellen, kann in dieser frühen Phase noch nicht die Rede sein. Das verbindende Moment der Renaissance-Architektur dieser Zeit war die gemeinsame Opposition gegen die Gotik, wobei neben der antiken Baukunst auch frühchristliche, byzantinische und romanische Architektur vorbildlich war. Denkt man an die Palast-Architektur, so ging es in dieser Phase zunächst einmal um die Etablierung des Typus des florentinischen Stadtpalastes mit seinen wichtigsten Merkmalen: Dreigeschossigkeit, rundbogige Biforienfenster, durchgehende Gesimse als Abschluss

¹³⁶ Zu nennen wären hierbei etwa das Einstein-Modell zur Berechnung der Wärmekapazität kristalliner Festkörper sowie Einsteins Erklärung des Photoeffektes.

¹³⁷ Zur Geschichte der Renaissance-Architektur – hier und im Folgenden – siehe Murray (1975).

jedes Geschosses und Rustizierung der Wände. Die impliziten Muster des basilikalen Sakralbaus bestanden im Wesentlichen in San Lorenzo und San Spirito, die des zentralen Sakralbaus in der Alten Sakristei von San Lorenzo und der Pazzi-Kapelle. Auffallend ist, dass innerhalb dieser Gebäudetypen in der Tat eine geringe stilistische Variationsbreite im Sinne unseres Modells festzustellen ist.

Bezogen auf die Neuzeit als umfassende Kultur-Epoche stellt die Renaissance *als Teil-epoche* im Rahmen des hier entwickelten Modells die implizite Phase dar. Um zu begreifen, inwieweit die Interpretation der Renaissance als *implizite Phase* eines übergeordneten Zyklus der Neuzeit berechtigt ist, müssen wir darauf reflektieren, was die entscheidende geistesgeschichtliche Idee der Neuzeit darstellt. Der Verfasser sieht diese in der *liberalen Idee*, die sich in der anthropologischen Auffassung des Menschen als eines *autonomen Individuums* verwirklicht, welches dazu aufgerufen ist, sich selbstständig seiner Vernunft zu bedienen – *sapere aude!* – um so zu einer selbstbestimmten und freien Lebensführung zu finden. Mit einem Schlagwort ist es die *Idee der Emanzipation* oder die *Idee der Aufklärung*, welche die Neuzeit in wesentlicher Hinsicht prägte. Akzeptieren wir diesen – gewiss unzureichenden – Begriff von der geistesgeschichtlichen Epoche der Neuzeit (dessen Rechtfertigung und Vertiefung hier nicht eigentlich Thema ist) so stellt die Renaissance hierin insoweit eine implizite Phase dar, als sich zu Beginn der Neuzeit – insbesondere in der Geistesströmung des Humanismus – durchweg emanzipatorische Gedanken finden, die im Grunde genommen bereits identisch mit dem späteren Programm der Aufklärung sind: die Idee der Menschenrechte (Pico della Mirandola)¹³⁸, die religiösen Toleranz (Erasmus von Rotterdam)¹³⁹, die Relativierung überlieferter Traditionen durch Gebrauch der historisch-kritischen Methode (Nikolaus von Kues)¹⁴⁰, Infragestellung des Gottesgnadentums zugunsten konstitutioneller Legitimation (John Fortescue)¹⁴¹, etc. Durchweg sind dies *emanzipatorische Ideen*, wobei der entscheidende Unterschied zwischen Humanismus und Aufklärung darin bestand, dass ersterer entgegen der letzteren keinen *expliziten Begriff* von sich entwickelte. Bezeichnenderweise wurde der Begriff „Humanismus“ erst 1859 durch Paulsen als Epochenbezeichnung in den philosophischen Diskurs eingeführt¹⁴², während die Aufklärung sich selbst ihren Namen gab.¹⁴³ Mithin erkennt man das einigende Neue erst im Rückblick, konnten sich die Humanisten selbst durchaus noch in der Tradition der intensivierten Antikenrezeption seit der Hochscholastik sehen. Dass ein konsequentes Weiterdenken der emanzipatorischen Gedanken des Humanismus zu einer massiven Säkularisation führen musste, war jenem selbst noch nicht klar, denn im Gegensatz zu vielen Protagonisten insbesondere der französischen Aufklärung

¹³⁸ Auch wenn Dora Baker zu Recht darauf hinweist, dass Picos „Oratorio“ den Titel „Rede über die Würde des Menschen“ nicht im Original trug, so gibt dieser Schlüsseltext des Humanismus dennoch einen beeindruckenden Einblick in ein Menschenbild, in welchem „dem Menschen“ und damit im Prinzip allen Menschen von Gott in herausragender Weise Freiheit und Würde geschenkt wurde. Vgl. Baker (1983), insb. S. 60f, 62ff.

¹³⁹ Vgl. Peter (2002), insb. S. 39f.

¹⁴⁰ Vgl. Riedenaier (2003).

¹⁴¹ Vgl. Dose (1977), 125ff.

¹⁴² Vgl. (HWP), Stichwort „Humanismus“.

¹⁴³ Vgl. Kant (1968).

standen die meisten Humanisten noch selbstverständlich in der Werteordnung des Christentums. Im Humanismus der Renaissance – so können wir festhalten – stabilisierten sich, gemäß der Sichtweise der hier vorgestellten zyklentheoretischen Modells, emanzipatorische Ideen und führten schließlich dazu, dass die Erkenntnis der Familienähnlichkeit dieser Ideen zu dem *impliziten Begriff einer neuen übergreifenden Epoche* führe. Das war gewissermaßen die „Leistung“ der Renaissance, und soweit sich diese voll entwickelt hatte, war diese erste Phase der neuzeitlichen Kulturgeschichte auch beendet. Hier zeigt sich zum ersten Mal deutlich der hierarchische, oder besser *hierarchisierende* Charakter unseres Modells, das verschiedene Ebenen epochaler Gliederungen kennt. Die Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, die durch die Zahlen 1419 (Ospedale degli Innocenti, erstes Renaissancebauwerk Brunelleschis) und 1517 (Luthers Thesenanschlag) in seiner Totalität nicht genauer eingegrenzt werden kann¹⁴⁴, ist als grundlegender anzusehen, als der geistesgeschichtliche Einschnitt um das Jahr 1600. Bezogen auf die Anwendung des Zyklusmodells auf die Geistesgeschichte der Neuzeit bezeichnet ersteres den Beginn dieses Zyklus, letzteres das Ende eines ihm enthaltenen Teilabschnittes.

2.2.2 Die programmatische Phase

Sobald der *implizite Begriff* einer neuen Epoche Allgemeingut geworden ist, sich also die Erkenntnis durchgesetzt hat, dass sich etwas Neues von Bedeutung stabilisiert hat, beginnt die zweite Phase des Zyklusmodells. Die Entwicklung, welche aus der wiederholten Manifestation der historischen Muster dazu führt, dass etwas im geschichtlichen Prozess dinghaft wird, ist implizit zu nennen, insoweit sie eben nur das Gewahren einer gewissen Familienähnlichkeit darstellt, der Begriff also noch kein expliziter ist.¹⁴⁵ Deshalb ist das charakteristische Merkmal der zweiten Phase, welche hier die *programmatische Phase* genannt wird, explizite Konzeptuierungen hinsichtlich einer dezidierten Elaborierung der neuartigen Muster zu finden. Der Terminus „explizit“ ist hier freilich – wie bereits der Terminus „implizit“ – *relativ* zu verstehen. Das Maß an Implizitheit bzw. Explizitheit hängt von dem jeweils zur Diskussion stehenden Sektor der Kulturgeschichte ab. Wissenschaft ist naturgemäß expliziter als Kunst. Dennoch gibt es in beiden Bereichen relative Unterschiede zwischen Implizitheit und Explizitheit. Die implizite Phase ringt um die Erkenntnis eines neuen Begriffes. In der programmatischen Phase geschieht kulturelles Schaffen im vollen Bewusstsein des impliziten Begriffes, also in bewusster Entscheidung für denselben. Die programmatische Phase setzt damit die erfolgreich Herausbildung des impliziten Begriffes voraus.

Wir sollten an dieser Stelle wieder an unser sprachphilosophisches Analogon anschließen. Wollen wir den impliziten Begriff etwa eines Baumes in einen expliziten Begriff desselben überführen, so ist es ein notwendiges Vorgehen, sich gewisse *Eigenschaften*

¹⁴⁴ In Teilbereichen kann diese Wende durchaus genauer eingegrenzt werden, mediengeschichtlich etwa durch die Erfindung des Buchdrucks.

¹⁴⁵ Es sind hier gewisse Berührungspunkte mit dem „implizien Folgern“ der „Grammar of Assent“ Newmanns gegeben vgl. Newmann (1962).

eines Baumes bewusst zu machen. Selbstverständlich ist auch, dass nicht alle Eigenschaften dabei von gleicher Wichtigkeit sind, da sicher die Eigenschaft der Fähigkeit zum biologischen Wachstum wichtiger ist als die Anzahl der Äste. Es ist nun aber keineswegs offensichtlich, welche Eigenschaften einer Gegebenheit, die sich zunächst gedanklich mittels eines impliziten Begriffes erschließt, wichtig oder unwichtig sind. Dieses willkürliche Moment führt in entsprechender Weise dazu, dass sich in der programmatischen Phase einer Epoche meist verschiedene Ansätze herausbilden, einen expliziten Begriff einer Epoche zu entwickeln, die in verschiedenen „Strömungen“ oder „Richtungen“ greifbar werden. Allgemein sprechen wir von verschiedenen *Programmatiken*. Im Zusammenhang mit der Hegel'schen Geschichtsphilosophie wäre zu sagen, dass sich tatsächlich in dieser Phase häufig ein Gegensatz zweier antithetisch einander gegenüberstehender Programmatiken ergibt. In unserem Zyklenmodell ist dies aber nicht zwangsläufig der Fall.

Dieses Auseinandertreten der Programmatiken, welches in der Regel zu Beginn der programmatischen Phase zu beobachten ist, soll in unserem Modell auch *Divergenz (der Programmatiken)* genannt werden. Die einzelnen Programmatiken vertiefen und elaborieren unterschiedliche Einzelmomente des impliziten Begriffes einer Epoche. In diesem Sinne widmen sich die Programmatiken gewissermaßen Einzelaspekten des impliziten Begriffes, um diese zu explizieren. Das Explizitmachen von Einzelmomenten führt im Allgemeinen dazu, dass gewisse Momente, die im impliziten Begriff enthalten waren, in den Vordergrund treten. Häufig ist dies ein ausgesprochen origineller Prozess. Die unterschiedlichen Ansätze, den impliziten Begriff aufzufassen, eröffnen in dieser Phase einer Epoche ein Maß an kreativen Möglichkeiten, wie sie später nur selten mehr erreicht wird. Oft trägt diese Phase also den Charakter der „kreativen Spielwiese“, so dass hier schließlich häufig eine größere Variationsbreite der Muster auszumachen ist als in anderen Phasen. Die Erfahrung gibt hier jedoch in der Regel Randall Collins recht, nach dessen Theorie niemals mehr als sechs verschiedene Denkschulen über einen längeren Zeitraum parallel zueinander bestehen können.¹⁴⁶ Gegen Ende dieser Phase nehmen die unterschiedlichen Programmatiken häufig selbst wieder Bezug aufeinander und nähern sich infolge dessen einander an. Diese Bewegung wollen wir als *Konvergenz (der Programmatiken)* gegen Ende der programmatischen Phase bezeichnen. Insgesamt liefert diese Phase des Zyklenmodells die *Explizierung des impliziten Begriffes einer Epoche*. Divergenz und Konvergenz sind zwar in der Regel anzutreffende Merkmale der programmatischen Phase, nicht jedoch *notwendige*. Notwendig ist vielmehr das grundlegendere Charakteristikum eines Prozesses der *Explizierung* des impliziten Begriffes.

In der Quantentheorie bestand die implizite Phase, wie gesagt, bis zum Bohr'schen Atommodell 1913. Diese Phase war bekanntlich dadurch gekennzeichnet, dass Quantentheorie hier lediglich die Verwendung von Quantisierungsvorschriften in verschiedenen Kontexten bedeutete, welche als Ad-hoc-Annahmen eingeführt wurden. Das Bohr'sche Atommodell hingegen lieferte zum ersten Mal einen Begriff davon, dass auf

¹⁴⁶ Collins (2000), S.81ff.

mikroskopischer Skala eine *andere Mechanik* Gültigkeit hat. In diesem Sinne gab Bohr der frühen Quantentheorie zum ersten Mal ein Programm, indem bei seiner Theorie klar ersichtlich wurde, dass die ad hoc angenommenen Quantisierungsvorschriften eine tiefe Ursache hatten, welche die Notwendigkeit einer gänzlich neuartigen und mit den Vorstellungen der klassischen Mechanik nicht verträglichen physikalischen Theorie aufzeigte. Dies bedeutete eine Explizierung des Konzeptes der Quantisierung. Denn bis dahin wurde kein allgemeineres Prinzip angenommen, durch das ad hoc aufgestellte Quantisierungsvorschriften im Einzelfall zu rechtfertigen waren, geschweige denn an die Ersetzung der klassischen Mechanik eine neuartige Quanten-Mechanik gedacht. Die *Quantenhypothese* war auf dem Weg über die *Quantentheorie* zur *Quantenmechanik*. Bohrs Modell war der Beginn der programmatischen Phase, die in ihren weiteren Entwicklungen die zunächst antithetischen Programme der *Schrödinger'schen Wellenmechanik* und der Heisenberg'schen *Matrizenmechanik* hervorbrachte. Hier freilich tritt uns der für die Naturwissenschaften spezifische Sachverhalt vor Augen, dass Konzepte – wie die Bohrsche Theorie – als *unwahr* verworfen werden.¹⁴⁷

Bezogen auf die italienische Architektur der Renaissance treten in der programmatische Phase ebenfalls zwei Strömungen antithetisch einander gegenüber. Einerseits eine stark intellektuell geprägte Form des künstlerischen Schaffens, welche vor allem in Florenz beheimatet war. Dabei weitete sich die stilistische Enge der Frühphase. Die leuchtendste Figur ist hierbei zweifellos *Alberti*, jedoch sind auch die Namen *Guiliano da Sangallo*, *Bernardo Rossellino* und *Luciano Laurana* zu nennen. Alberti war es, der einerseits mit seinen Hauptwerken die Frührenaissance bis an die Schwelle der Hochrenaissance führte, der andererseits mit seinen *zehn Büchern zur Architektur* der Kunst seiner Zeit durch die Idee einer expliziten Wiederbelebung der antiken Kunst ein *Programm* gab. Stilistisch äußerte sich dieses einerseits in einer tatsächlich stärker – wenn auch noch nicht in voller akademischen Strenge – durchgeführten Anlehnung an die Kunst der Alten. So war Alberti der erste, welcher die akademische Säulenordnungs-Hierarchie von dorischer, ionischer und korinthischer Ordnung im Pallazzo Rucellai auf eine Pallast-Fassade applizierte. Damit in Zusammenhang steht, dass ganz allgemein diese *florentinische* Richtung der programmatischen Renaissance durch eine sehr strukturell und formal ausgerichtete Ausformung des impliziten Begriffes von Renaissance charakterisiert werden kann. Rationale Proportionen, die mit einer strengen Komposition einhergingen, sowie nicht selten eine gewisse Sprödigkeit waren kennzeichnend für diese Programmatik der italienischen Renaissance-Architektur.

Die Antithese zur florentinischen Programmatik stellt die sich herausbildende oberitalienische Tradition der Frührenaissance mit Namen wie *Giovanni Amadeo*, *Antonio Rizzo* und *Mauro Codussi* dar. Zwar wurde auch hier die Renaissance-Architektur als Wiederbelebung nicht-gotischer Architektur wahrgenommen – der implizite Begriff von Renaissance, welcher sich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Florenz

¹⁴⁷ Damit ist folgendes gemeint: Die Bohr'sche Quantentheorie wurde von Sommerfeld modifiziert, jedoch letztlich verworfen. Hierfür gibt es im Bereich der Kunst keine direkte Entsprechung.

herausgebildet hatte, wurde in Oberitalien jedoch gänzlich anders aufgefasst als in Florenz selbst. Die Antike wurde hier gleichsam wie ein Musterbuch gelesen, dem eine neue Mode der Dekoration entnommen wurde. In Oberitalien entwickelte sich eine Kultur des eher handwerklichen als gelehrten Umgangs mit dem antiken Formenschatz, in seiner reichsten Ausprägung heute noch immer im Innenhof des Dogenpalastes zu bewundern. In diesem Sinne ist es bezeichnend, dass alle drei genannten Meister auch Bildhauer waren, sie also durchaus noch eine gewisse Nähe zu den mittelalterlichen Steinmetz-Architekten hatten. Der stilistische Unterschied zur florentinischen Programmatik bestand darin, dass in der oberitalienischen Programmatik Maß und Proportion eine untergeordnete bzw. gar keine Rolle spielten, während – wiederum im Gegensatz zu Florenz – dem Dekor die größte Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Schließlich sehen wir, wie in dem *frühen Bramante* sich die beiden Programmatiken der italienischen Renaissance einander annähern, um dann schließlich in dessen Spätwerk zur Synthese einer Klassik zu kommen.

Die programmatische Phase der (philosophischen) *Neuzeit* wurde eröffnet durch *Francis Bacon*.¹⁴⁸ Es ist Teil des hier angedeuteten kulturgeschichtlichen Bildes der Neuzeit, dass *Barock* und *Aufklärung* als Teil *einer* geistesgeschichtlichen Epoche aufgefasst werden, die gekennzeichnet ist durch ein zunehmendes Explizitmachen des neuzeitlichen Denkens. Im Rahmen dieses Textes kann es nicht darum gehen, dieses Verständnis im Einzelnen zu rechtfertigen. Wir sollten aber bedenken, dass die Aufklärung, so wie sie heute als normative Instanz rezipiert wird, nicht identisch mit der historischen Strömung des 18. Jahrhunderts ist. Die wenigsten Aufklärer waren Demokraten sondern standen der Aristokratie, deren Salons sie regelmäßig besuchten, meist näher als dem „gemeinen Pöbel“.¹⁴⁹ Ferner Bestand die höfische Kultur des Absolutismus im Grunde genommen bis zur Zeit der Französischen Revolution fort.

Wie kein Denker vor ihm hat Francis Bacon tatsächlich das erste *Programm der Neuzeit* hinterlassen¹⁵⁰, nicht nur mit seinem *Novum organon scientiarum* (1620), welches schon im Titel klar macht, dass es hier darum geht, für eine neue Epoche ein Methodenprogramm zu entwerfen, sondern auch insbesondere mit seinen *Essayes or Counsels, Civill and Morall* (1597 und 1625), welche in ihrer populären Form mit der Betonung des Praktischen und Lehrreichen als wegweisend für die spätere Aufklärung angesehen werden können. Schließlich geht auch das aufklärerische Programm des Fortschrittsglaubens letztlich auf Bacon zurück.¹⁵¹

Bezogen auf die Philosophiegeschichte ist der Name dieser Phase in der Tat wörtlich zu nehmen. Es war eine *Zeit* des *programmatischen* Neubeginns. Das Bewusstsein hierzu lieferte der implizite Begriff des emanzipatorischen Denkens, den die Renaissance zum

¹⁴⁸ Zu Bacon siehe Faulkner (1993).

¹⁴⁹ So etwa Voltaire, vgl. Schneiders (1997), S. 62.

¹⁵⁰ Descartes' Erstling „*Musicae compendium*“ kann an dieser Stelle getrost übergangen werden, da dieses Werk einerseits im Œuvre Descartes' von untergeordneter Bedeutung ist und andererseits erst nach seinem Tode erschien. Vgl. Lohmann (1979).

¹⁵¹ Vgl. Faulkner (1993) S. 3ff.

Ergebnis hatte. *Descartes, Spinoza, Leibniz, die Empiristen*, sie alle entwarfen Programme eines neuen, philosophischen Zeitalters. Dass nun eine Vielzahl von Programmen auftauchte, von denen die (philosophiehistorische) Renaissance im Grunde genommen kein einziges vergleichbares besaß, fügt sich nahtlos in das hier entworfene Bild. Wir sehen auch, dass im Großen und Ganzen wiederum ein antithetisches Gegeneinander zweier programmatischer Tendenzen auszumachen ist: *Rationalismus* und *Empirismus*.¹⁵² Was wir die historische Aufklärung nennen, kann womöglich als *konvergente Teilphase* der programmatischen Phase der Neuzeit interpretiert werden.

2.2.3 Die Klassik oder der Übergang von der Frühphase zur Spätphase

Was in einer Epoche mit dem Ende der programmatischen Phase folgt, wird rückblickend häufig als eine Art *Höhepunkt* rezipiert. Im kunsthistorischen Kontext, hier auch bezogen auf Musik und Literatur, spricht man hier nicht selten von einer *Klassik*, und wir wollen uns dieser Sprechweise anschließen. In diesem Sinne enthält die Zyklentheorie eine *Theorie des Klassischen*, die unabhängig von jedem spezifischen kulturellen Inhalt formuliert ist. Demgemäß könnten wir also etwa auch von einem „klassischen“ Faustkeil der Altsteinzeit reden, insoweit sich hier unsere Zyklentheorie sinnvoll anwenden ließe.

Der Begriff „Klassik“ sollte jedoch nicht normativ verstanden werden, als sei es der höchste Sinn einer Epoche, eine Klassik hervorzubringen, und alles Nachklassische so dann *qua definitione* epigonal. Große Geister gab es zu allen Zeiten, unabhängig von jedweden historischen Zyklen. Wenngleich wir in diesem Text im Rahmen verschiedener Instanzierungen des Zyklenmodells den Künstler Michelangelo diskutieren werden, wird er doch in keiner Weise als Klassiker diskutiert, wenngleich er gewiss einer der größten ist. Umgekehrt befindet sich die Generation derer, welche in einer klassischen Zeit wirken, gewissermaßen in „glücklichen Umständen“, und es ist in solchen Zeiten viel einfacher, Bedeutendes zu leisten, als in nichtklassischen Zeiten. Die Geister einer Klassik haben in einer gewissen Weise das Glück, zur richtigen Zeit am richtigen Ort geboren zu sein, um Großes zu schaffen.

Es soll noch einmal betont werden, dass der hier entwickelte Klassikbegriff ein rein formaler ist. Dies steht in eindeutigen Widerspruch zu dem traditionellen, etwa Wölfflins¹⁵³, Roses¹⁵⁴ oder Bauchs¹⁵⁵. Letzterer differenziert freilich bereits inhaltliche und formale Aspekte eines möglichen Klassikbegriffs, ohne sich letztlich von einer antiki-

¹⁵² Man könnte einwenden, dass insbesondere bei *Newton* und *Leibniz* Gedanken zu finden sind, die nach heutigem Verständnis „esoterischen“ und nicht typisch „neuzeitlichen“ Charakter haben. Dies stellt aber mit dem Verweis auf die Aspekthaftigkeit der Anwendung unseres Modells kein Problem dar.

¹⁵³ Im Vergleich etwa zum Klassik-Begriff Wölfflins stellt dies eine starke Abstraktion dar. Wölfflin hatte den Begriff Klassik durchaus noch im Sinne eines klassizistischen Kunstideals anhand der Antiken Kunst geprägt, wobei sich folgende Typologie des Klassischen ergab: (1) Der plastische Geist (2) geschlossene Form und Maß (3) das Große und Einfache (4) Klarheit und (5) Idealität und Natur. Vgl. (Wölfflin (1940), S.28. Hiervon sind allenfalls (3) und (4) im Sinne des hier entwickelten Klassik-Begriffs rekonstruierbar.

¹⁵⁴ Vgl. Rose (1937).

¹⁵⁵ Vgl. Bauch (1967).

schen Ausrichtung dieses Begriffes gänzlich zu befreien, etwa wenn er feststellt:

Wenn wir von der französischen Klassik sprechen, so ist das eine vergleichende Übertragung jenes Namens und bedeutet zunächst nicht auch eine Klassik, sondern *wie* die Klassik, *wie* die Hellenik. Diese ist aber, wenn auch ihren Grenzen nach weniger genau als ihrem Zentrum nach, einmalig festgelegt, wie jeder historische Gegenstand.¹⁵⁶

Darüber hinausgehend unterscheidet Bauch drei Bedeutungen von „Klassik“. (1) Klassik als „Hellenik“, (2) „Klassik“ als alles zu totaler Selbstverwirklichung Gelangende und (3) „Klassik“ als das *für uns* im Hinblick auf *unsere* Selbstverwirklichung Gültige.¹⁵⁷ Den Klassikbegriff (2) spezifiziert Bauch im Sinne einer formalen Typologie:

Diese „Klassizität“ kann man bestimmen als „völlige Selbstverwirklichung“. Wir nennen das klassisch, das sich und insofern es sich ganz erfüllt. Diese totale Selbstrealisation schließt kurz angedeutet etwa folgendes in sich: 1. *Reife*, das ist^[...] ein bestimmter „biologischer“ (vielleicht besser „geschichtlicher“) Moment, vor dem schon eine Entwicklung (besser „Geschichte“) liegt; 2. *Einzigartigkeit*, d.h. die Einmaligkeit des Sichvollendens im biologisch wie im geschichtlich sich qualifizierenden Sinne; 3. *Bewußtwerdung*, die sich aus der Reife und dem Einmaligen und Völligen ihres Erlebtwerdens ergibt, und 4. *Muster-gültigkeit*, die aus diesem Bewußtwerden des Selbsterlebnisses im Moment absoluten Erfülltseins resultiert.¹⁵⁸

Wenngleich Bauch sich mit dieser Typologisierung dem hier vertretenen formalen Verständnis des Klassikbegriffs annähert, so verfolgt er in seinen weiteren Darlegungen dennoch ein an den Klassikbegriffen (1) und (3) orientiertes Verständnis dieses Begriffs.¹⁵⁹

In dem hier entworfenen Bild haben Klassiken stets den Charakter eines *Überganges*, eines *Zeitpunktes*, in dem es gelingt, in der Ansehung der verschiedenen Programmatiken das *Essentielle* einer Epoche herauszuschälen, gewissermaßen eine Epoche „auf den Punkt“ zu bringen, um es für einen Augenblick in idealtypischer und allgemeingültiger Weise zu verwirklichen.¹⁶⁰ Dies geschieht in einem *synthetischen Akt*, welcher sich häu-

¹⁵⁶ A.a.O. S.41.

¹⁵⁷ A.a.O. S.42.

¹⁵⁸ A.a.O. S.41.

¹⁵⁹ Bauchs Aufsatz schließt mit den Worten: „Jeder Klassizismus sucht die Klassik auf dem Weg über den ihm vorausgehenden Klassizismus. Die Zeit des Augustus hat schon der vorausgehende Attizismus den Zugang zur eigentlichen Klassik vermittelt. Für die klassizistischen Strömungen des Mittelalters war ausschließlich Rom und die römische Provinzkunst das Mittel, durch das man die Klassik suchte. Die Renaissanceklassizisten betrachteten wieder jene Bauten der 'Protorenaissance' (!) als klassisch. Für Brunelleschi war das mittelalterliche Baptisterium in Florenz ein antiker Bau und auf solchen mit Genauigkeit nachgeahmten Vorbildern beruhen die Formen der 'Renaissance'-Architektur. Für alle späteren Klassizisten war dann stets die 'Renaissance' die Mittlerin zur Klassik. 'Raphael und die Antike' war bis ins 19. Jahrhundert das, was man "klassisch" nannte. Jeder Klassizismus rechnet den vorausgehenden mit zur Klassik. Aber da die Klassik jeweils um soviel, als er ihr entfernter ist (vermeintlich richtiger oder echter, in Wirklichkeit nur) anders und heutiger sieht, so glaubt er sich der Klassik besonders nahe und nennt sich gern Renaissance. So bestimmte spätantike Klassizismen, so die Archäologie Albertis (gegenüber Brunelleschi), so der Humanismus der Aufklärung und des 'Idealismus', durch den wiederum der heutige Aspekt grundlegend bedingt ist. Wölfflin nennt Goethe zusammen mit Raffael, Rom und Hellas klassisch.

Da zeichnet sich die große Ahnenlinie unserer Bildung ab.

Wer heute in der Geschichte des Eigenen und Einigen das Schöpferische aufsucht, wird dahin nur gelangen, wenn er den Klassizismus in seiner Geschichtlichkeit und damit erst die Einmaligkeit der Klassik sieht. Sie ist nicht das Vorbild, sondern [...] sogar das Urbild unserer Bildung.“ A.a.O. S. 49f.

¹⁶⁰ Die Herausbildung dieses Verständnisses von Klassik in Bezug auf die (griechisch-römische) Antike kann etwa

fig nach dem Schema $K = P_1 + P_2 + \dots + P_n + X$ gestaltet. Diese symbolische Formel soll ausdrücken, dass die Klassik die verschiedenen Programmatiken der zweiten Phase des Vier-Phasen-Modells zu einer Synthese bringt, wobei noch ein der programmatischen Phase nicht direkt zu entnehmendes und nicht selten auch durch außen vermitteltes Moment X hinzutritt. Keinesfalls soll ausgedrückt werden, dass die Synthese der Klassik als „bloße Addition“ zu begreifen ist, sondern es handelt sich in der Regel um eine *ganzheitliche Integration*. Die Klassik bereinigt und klärt die divergenten Tendenzen der programmatischen Phase und führt zu einer wesentlichen Vereinheitlichung der kulturellen Muster. Für die gesamte Spätphase wirkt die Klassik normgebend. Die Synthese der Klassik beinhaltet freilich meist, dass die Programmatiken nicht vollständig in die Klassik integriert werden, es also programmatische Momente gibt, welche *nicht* in die Klassik integriert werden. In diesem Sinne ist Klassik nicht eindeutig durch die Programmatiken vorherbestimmt.

Bezogen auf unser sprachphilosophisches Analogon ergibt sich aus den verschiedenen möglichen Versuchen, beruhend auf einem impliziten Begriff einen expliziten Begriff einer Gegebenheit zu gewinnen, die Notwendigkeit, diese verschiedenen begrifflichen Programmatiken zu einer Einheit zu bringen. Wenn wir also zum Zwecke der Beantwortung der Frage „Was ist ein Baum?“ verschiedene Merkmale der uns implizit zugänglichen Gegebenheit explizit begrifflich gefasst haben, wenn wir also verschiedene *Eigenschaften* eines Baumes aufzählen können, so erhebt sich notwendiger Weise die Frage, worin die Einheit dieser verschiedenen expliziten beschreibenden Begrifflichkeiten liegt. Vor allem stellt sich die Frage, welche Eigenschaften notwendig sind, um eine Gegebenheit als „Baum“ zu bezeichnen. Darüber hinaus wäre es etwa denkbar, dass eine Gegebenheit veränderlich ist und die Abhängigkeit gewisser Eigenschaften voneinander zu klären wäre. Die a priori widersprüchlichen Eigenschaften von Laubbäumen, Blätter zu tragen und auch keine Blätter zu tragen, lässt sich offensichtlich dadurch aufklären, dass die Eigenschaften in Abhängigkeit von den Jahreszeiten auftreten. Wenn also die verschiedenen *Eigenschaften* des Baumes begrifflich zu einer Einheit zusammengefasst werden können, genau dann gewinnen wir in analoger Weise einen expliziten Begriff eines Baumes.

Werfen wir nun einen Blick auf die Wissenschaftsgeschichte: Wenngleich Bohrs Quantentheorie mit Auftreten der Alternativen von Heisenberg und Schrödinger fallen gelassen wurde, so hatte Bohr bei der klassischen Ausformulierung der Theorie der Quantenmechanik in Form der Kopenhagener Interpretation dennoch entscheidenden Anteil. Was bis heute als *klassische Quantenmechanik* gilt, wurde durch diese Interpretation, den Nachweis der Äquivalenz von Heisenberg'scher und Schrödinger'scher Theo-

um das Jahr 1930 verzeitet werden. So stellt Rose fest: „Erst neuerdings ist man bestrebt, dem Wort 'Klassik' eine speziellere Bedeutung zu geben, es auf den einzigen geschichtlichen Punkt der griechischen Blütezeit zu beziehen und an Stelle des Periodenbegriffs, den man bis dahin im Auge gehabt hatte, das Polare seines Wesens herauszustellen. Eben dadurch ist es aber mit einem Geltungsanspruch versehen worden, der darauf hinausläuft, es zu einem geistigen Regulator der abendländischen Geschichte zu erheben und somit zu einem Ordner unserer Wertesysteme. Aus dieser Schärfung der Situation erklärt sich die Fragestellung der Naumburger Tagung des Jahres 1930, auf deren Ergebnisse ich weiterbaue.“ Rose (1930), S. 51.

rie als der *klassischen Synthese*, und die Dirac-Gleichung in seine im Wesentlichen bis heute gültige Form gebracht. Im Kuhn'schen Bild gesprochen: Erst als klar wurde, dass die Heisenberg'sche und die Schrödinger'sche Theorie Teil eines gemeinsamen formalen und theoretischen Rahmens waren, war die disziplinäre Matrix der modernen Quantentheorie gesetzt.

Wenn Kuhn von einem Paradigma spricht, so meint er damit etwas, was wir als *Begriff* bezeichnet haben. Die Doppeldeutigkeit des Kuhn'schen Paradigmenbegriffes mal als Musterbeispiel und mal als disziplinäre Matrix erklärt sich im Bilde der hier vorgestellten Zyklentheorie daraus, dass der Begriff einer Epoche zuerst in Form eines Musters auftaucht, das zum Musterbeispiel wird, und in dem wiederholten Auftreten ähnlicher Muster ein impliziter Begriff dinghaft wird. Der weitere Gang der internen historischen Entwicklung führt dazu, dass dieser implizite Begriff eines Musterbeispieles transformiert wird in einen expliziten, der mit Erreichen der Klassik vollendet wird. Dieser *explizite Begriff* entspricht aber genau Kuhns Paradigma als *disziplinärer Matrix*.

Im Beispiel der Renaissance-Architektur war es *Bramante*, der als Architekt oberitalienischer Herkunft die Grunddisziplinen der florentinischen Baukunst – die relativ größere Nähe zur Antike und damit korrespondierend ein ausgeprägtes Verständnis für einfache, rationale Proportionen und Kompositionen – durchaus zu beherrschen gelernt hatte, der aber dennoch bei seinem Übersiedeln nach Rom wichtige Impulse aus seiner Heimat mitbrachte. Bramante schuf in Rom in den ersten eineinhalb Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts eine *Synthese* der beiden Programmatiken der Frührenaissance. Gemäß Albertis Programm einer Wiederbelebung der antiken Kunst gelang es Bramante im Tempietto als erstem Architekten des Abendlandes, eine nach antiker Lehre korrekte Säulenordnung zu entwerfen. Dies bezieht sich hierbei und in der Folgezeit sowohl auf die Proportionen als auch auf Details wie die Verwendung von Triglyphen, oder (in Bezug auf die korinthische Ordnung) die Verwendung einer dritten Arkanthus-Reihe, welche in vorklassischer Zeit entgegen dem antiken Vorbild stets fortgelassen wurde. Das hinzutretende Moment X besteht also im Falle der Architektur der Hochrenaissance in dem dieselbe erst ermöglichenden erneuten Antikenstudium, welches so nur in Rom möglich war. In Bezug auf Proportion und Komposition blieben auch für die Hochrenaissance die hauptsächlich in Florenz grundgelegten Maßstäbe gültig. Aus Oberitalien nahm Bramante mehrere Elemente mit: (1) die Verwendung der halben bis vollen Säule als schmückendes Element im hintermauerten Außenbau¹⁶¹, (2) ein verglichen mit der florentinischen Renaissance gesteigertes dekoratives Bemühen, insbesondere im Innenraum¹⁶², (3) die Form des zweigeschossigen Pallazzo, für welche es aus dem 15. Jahrhundert etwa in Bologna zahlreiche Beispiele gibt, der aber in Florenz und Rom bis zu Bramantes Palazzo Caprini unüblich war.

¹⁶¹ So um 1480 in S. Zacharia, Venedig und in ähnlicher Weise nach Plänen Bramantes 1500-1505 S. Maria, Abbiatograsso

¹⁶² Man vergleiche etwa das Innere der Villa Madama in Rom mit dem Inneren der Sakristei von San Spirito, um zu erkennen, dass die römische Hochrenaissance durchaus wesentliche dekorative Impulse aus Oberitalien und zwar wie auch speziell dieser Vergleich belegt, von Bramante aufgenommen hatte.

Angemerkt sei, dass im Kontext eines stilgeschichtlichen Klassik-Begriffs die Begriffsbildung der *Pseudo-Klassik* mithin hilfreich sein kann. Darunter wäre ein Stil zu verstehen, der eine Mischung von stilistischen Elementen der Frühphase und der Spätphase darstellt, damit gewissermaßen suggeriert, klassisch zu sein, es aber dennoch im Sinne der hier entwickelten Theorie des Klassischen nicht ist.¹⁶³ Eine zweite Abart der Klassik könnte man mit dem Begriff *schwache Klassik* bezeichnen. Damit wäre gemeint, dass es zum Zeitpunkt der Klassik zwar zu einer norm- bzw. kanonbildenden Synthese kommt, diese sich jedoch nicht vollständig durchzusetzen vermag. In einem solchen Falle ist damit zu rechnen, dass es zur Bildung *alternativer Synthesen* kommt, was durch die mangelnde Eindeutigkeit der klassischen Synthese jederzeit möglich ist.¹⁶⁴

Um schließlich auf das Beispiel der Neuzeit als Epoche zurückzukommen, so ergibt sich – zumindest philosophiegeschichtlich – ein recht einfaches Bild. Der Klassiker der neuzeitlichen Philosophie ist zweifellos *Kant*. Und in der Tat vermochte er es eine Art Synthese bezüglich der wichtigsten Richtungen der programmatischen Phase zu schaffen: eine Synthese aus *Empirismus* und *Rationalismus*. Das hinzutretende Moment ist bei ihm die transzendente Methode, welche in Kants Konsequenz weder dem Empirismus noch dem Rationalismus zu entnehmen war.

2.2.4 Die Anklassik

Die *Anklassik* ist jene Phase, welche direkt an die Klassik anschließt. Bei dem Terminus handelt es sich um einen Neologismus, dessen Bildung der Verfasser gerne vermieden hätte. Allein keine alternative Möglichkeit schien dem Charakter dieser Phase angemessen. Warum nun „Anklassik“? Weil sich diese Phase zur Klassik wie ein Anbau zu einem Bauwerk verhält. Sie ist geprägt durch eine starke Abhängigkeit von der Klassik. Um ihren Charakter zu verstehen, ist es sehr wichtig, zu fragen, warum uns die Klassik in der Regel als ein punktuelles Ereignis und nicht als eine eigene Teilepoche begegnet. Zwar wirkt sie für die gesamte Spätphase normgebend, doch ergibt sich hier eine bemerkenswerte Zwiespältigkeit, welche dazu führt, dass Klassik niemals selbst zur Epoche werden kann, sondern stets den Charakter eines Übergangs behält. Um dies zu verstehen, benötigen wir ein vertieftes Verständnis für die Leistung der Klassik: Ausgehend von dem Gegeneinander der verschiedenen Programmatiken, welche wiederum vom impliziten Begriff ausgegangen waren, schafft es die Klassik, die essentiellen Aspekte der einzelnen Programmatiken gewissermaßen rückblickend zu definieren und zu einer Synthese zu bringen. Diese Synthese besteht in einem einheitlichen expliziten Begriff dessen, was das Begreifen in einer Epoche charakterisiert. Weiterhin ist nun Folgendes wichtig: Das Erreichen der Synthese ist in der Regel verbunden mit einer *methodischen Revolution* und bringt auf diese Weise *neuartige Inhalte* hervor.

¹⁶³ Ein architekturgeschichtliches Beispiel für Pseudoklassik ist etwa die ehemalige Zisterzienser-Klosterkirche St. Mariä Himmelfahrt in Fürstenfeldbruck in Relation zur Klassik von Weingarten (vgl. Kap. 3.3 und Abb. 30).

¹⁶⁴ In einem solchen Falle kann mitunter die ganze folgende Phase des Zyklusmodells durch stets neu auftretende Synthesen geprägt sein, ohne dass es zu einer allein gültigen Klassik kommt. In diesem Falle wollen wir diese Phase als die „synthetische Phase“ bezeichnen und das Analogon zur „Nachklassik“ als „nachsynthetische Phase“.

Es stellt sich nun die Frage, wie genau etwa in stilgeschichtlichem Kontext inhaltliche von methodischen Aspekten zu unterscheiden sind. In einer physikalischen Metapher könnte man sie als „Ort“ und „Geschwindigkeit“ der Klassik bezeichnen. Um zu klären, welche Bestimmungsmomente als methodischer Aspekte der Klassik anzusehen sind, ist es hilfreich, diese mit der späten Frühphase zu vergleichen und zu bestimmen, welche progressiven Momente zur Klassik geführt haben. Richtet man die Aufmerksamkeit hingegen ausschließlich auf die historischen Muster der Klassik selbst, so soll von ihrem inhaltlichen Aspekt gesprochen werden.

Inhaltliche und methodische Aspekte können aber im kulturellen Schaffen nicht gleichermaßen fortbestehen, da dies nichts anderes bedeuten würde, als vollkommenen Stillstand. Und so gibt es ausgehend von der Klassik zwei mögliche Entwicklungslinien: *Klassizismus* und *Manierismus* (oder äquivok: *Antiklassizismus*). Gleichbedeutend hiermit wollen wir auch von der Unterscheidung von *Akademismus* und *Antiakademismus* sprechen. Um diese Unterscheidung plastisch zu machen, nehmen wir ein Beispiel vorweg: Die Leistung der Architektur der Hochrenaissance bestand darin, unter regelgerechter Verwendung der antiken Formensprache in der Antike nicht vorkommende Gebäudetypen zu formulieren. Antike Tempel waren in der Renaissance nicht zu bauen, wohl aber christliche Kirchen. Zudem sei darauf verwiesen, dass die Pole *Klassizismus* und *Antiklassizismus* als Idealisierungen aufzufassen sind, derart, dass etwa bei festgestellten klassizistischen Tendenzen diese in der Regel nie völlig frei sein werden von einer gewissen Reduktion des klassischen Ideals.

An dieser Stelle ist nicht entscheidend, dass Bramante seine Vorstellungen für den Neubau von St. Peter allein aus statischen Gründen nicht verwirklichen konnte.¹⁶⁵ Hier erwies sich die Riesenhaftigkeit des Bauauftrages als Hemmschuh und ließ doch die Tatsache unberührt, dass sich im Umfeld des Neubaus der Vatikankirche die Bramantische Schule der Hochrenaissance wirksam werden konnte und mit so vielen Namen die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts in Italien prägte: *Raphael*, *Baldassare Peruzzi*, *Guilio Romano*, *Antonio da Sangallo der Jüngere*.

Die Künstler, welche dem Vorbild Bramantes folgen wollten, standen vor der Wahl, nun *entweder* die von ihm am antiken Vorbild gefundene Formensprache zu kanonisieren und sie auf alle möglichen architektonischen Aufgaben anzuwenden, *oder* die *Methode* der Bramanteschen Leistung weiter zu verfolgen. Denn Bramante war bei der Formulierung mustergültiger Lösungen der Hochrenaissance durchaus erfindungsreich. Im Palazzo Caprini verband er ein wuchtiges, rustifizierendes Sockelgeschoss mit einem regelmäßig durchfensterten Piano Nobile, dessen Achsen durch Paare dorischer Halbsäulen gegliedert wird. Eine solche Kombination ging deutlich über die eher flächig orientierte Ästhetik des Quattrocento hinaus und stellte eine bis dahin unorthodoxe Kombination dar. Den Geist dieses Erfindungsreichtums konnte nicht durch die Unterordnung unter einen vorgegebene Kanon der Hochrenaissance bewahrt werden.

¹⁶⁵ Siehe hierzu und im Folgenden Murray (1975) S. 148ff, insb. S. 158.

Und doch stellt auch der Klassizismus keine triviale Aufgabe dar, als Bramante selbst ja nur etwa ein halbes Dutzend Bauwerke im Stil der Hochrenaissance gebaut hatte, also für viele andere Bauaufgaben noch keine Lösungen in deren Sinne gefunden waren. Anders aber als die Hochrenaissance selbst, die undogmatisch sein konnte, hatte sich die akademisierende Richtung der italienischen Spätrenaissance stets am Vorbild des Bramante und seines reifen Begriffes der Renaissance zu messen. Bramantes Hochrenaissance wirkte schulbildend, und seine inhaltlich treuen Schüler – am ehesten wohl Antonio da Sangallo der Jüngere – hatten nun aber anders als Bramante selbst stets das Vorbild des Klassikers vor Augen.

Der Klassizismus oder Akademismus bleibt also *inhaltlich* der Klassik treu um den Preis, ihr *methodisch* untreu zu werden. Die Klassik ist *undogmatisch*, der Klassizismus *dogmatisch*, die Klassik ist *inhaltlich innovativ*, der Klassizismus *inhaltlich imitativ*, die Klassik *setzt neue Maßstäbe*, der Klassizismus *hält sich an eben diese Maßstäbe*. Da inhaltlich im Rahmen des Klassizismus aber nur vergleichsweise bescheidene Innovationen möglich sind, so ist der Hauptgegenstand desselben die *Kanonisierung, Systematisierung und Akademisierung der klassischen Inhalte* – mithin das Bestreben *klassischer sein zu wollen als die Klassik selbst*. Für den Klassizismus definiert die Klassik einen Kanon, an welchem sich das kulturelle Schaffen inhaltlich zu orientieren hat, womit aber zwangsläufig der *methodische Aspekt* der Klassik, nämlich die *Schlüssel zur Synthese* und die *inhaltliche Revolution* in den Hintergrund treten.¹⁶⁶

Es ist nun bezeichnend, dass, soziologisch betrachtet, der Weg von der Hochrenaissance zum Manierismus nicht weniger direkt führt, wie zum römischen Akademismus eines Antonio da Sangallo d. J. In architektonischer Hinsicht werden *Raphael, Peruzzi* und *Giulio Romano* hauptsächlich als *Manieristen* wahrgenommen, wengleich sie mithin beide Aspekte der Spätrenaissance, *Klassizismus* und *Antiklassizismus* bzw. *Manierismus*, in ihren Werken verwirklichten. So schuf Giulio Romano im Palazzo del Te geradezu ein Musterbeispiel manieristischer Architektur, während seine Umgestaltung des Domes von Mantua deutlich klassizistischere Züge trägt.

Eine Klassik zu erreichen erfordert in der Regel Mut, geistige Kühnheit und eine gewisse Freiheit. Der Klassiker muss sich über die Begrenztheiten der einzelnen Programmatiken erheben. Es ist jedoch nicht zwingend, dass sich alle schöpferischen Zeitgenossen einer Klassik mit dem Erreichten zufrieden geben. Wer das Erreichen der Klassik geistig vollzogen hat, kann nicht gleichzeitig die geistige Haltung dieses Erreichens bewahren

¹⁶⁶ Ergänzend und in unserem Sinne sei hierzu Schmoll-Eisenwerth zitiert: „Erkennen wir hinter einer klassizistischen Form die Kriterien des Normativen und der Ratio, und hinter allen Antiklassizismus deren Widersacher, so reduziert sich die Kontroverse zwischen diesen beiden Grundhaltungen wiederum auf die Formel Pinders vom 'Ja' und vom 'Nein' zur Bedingtheit alles (sic!) Existenz. [...] Der normative Charakter des Klassizismus fordert das, was Pinder die 'auferlegte Form' nennt, die mit strengen Regeln, rationalen Kriterien, Gebilden der einfachen Mathematik usw. gestaltet wird. Klassizismen suchen Harmonie innerhalb eines Koordinatensystems. Antiklassizismen zerreißen es. Klassizismen suchen den Ausdruck der Ruhe und Dauer, Antiklassizismen den des organischen Werdens und Wachsens, der Bewegung.“ (Schmoll-Eisenwerth (1990), S. 658. Schmoll-Eisenwerth nähert sich hier einem formalen Verständnis der Begriffe „Klassizismus“ und „Antiklassizismus“, wie er hier entwickelt wird. Inhaltstreue und Methodentreue korrespondiert mit der Schmoll-Eisenwerth'schen Charakterisierung im Sinne von „statisch“ versus „dynamisch“.

und sich einer akademisierenden Schulbildung hingeben. Von der Klassik ausgehend gibt es die Möglichkeit, sich mit der Freiheit, mit der die Klassik erreicht wurde, nun auch wieder *über die klassischen Inhalte zu erheben*. In diesem Sinne ist die Klassik auch für den Manierismus, der sich durchaus als flammende Anti-Klassik gebärden kann, normgebend, und zwar in *methodischer Hinsicht*. Im Falle der Renaissance-Architektur geschah dies anfangs durch ein freies Spiel mit den Elementen der Hochrenaissance, das sich etwa am *Pallaco del Te* in Mantua zu einer durchaus „postmodern“ wirkenden Ironisierung der Hochrenaissance steigerte. In der künstlerischen Freiheit des Manierismus im Umgang mit den klassischen Inhalten liegt aber gerade eine *methodische Kontinuität zur Klassik selbst*. Die Leistung der Hochrenaissance bestand ja gerade darin, frühneuzeitliche Bauaufgaben *im Sinne* der antiken Architektur zu lösen. Dies brachte es notwendigerweise mit sich, dass der Umgang mit der antiken Architektur durchaus mit einer gewissen Freiheit geschah, teils, weil es in der Antike für die zu lösenden Bauaufgaben keine Vorbilder gab, teils, weil die archäologische Kenntnis der Zeit noch keine authentischen Rekonstruktionen zuließ. Die Freiheit im Umgang mit dem antiken Vorbild ist selbst bei einem so paradigmatischen Bau wie Bramantes Tempio zu erkennen. So leitet sich dessen Kuppel nicht etwa aus der antiken, sondern letztlich aus der byzantinischen Architektur ab. Die manieristischen Architekten blieben genau in diesem methodischen Moment der klassischen Hochrenaissance treu und müssen deswegen als ebenso abhängig von der Hochrenaissance gesehen werden, wie die Klassizisten. Gerade die Architektur der italienischen Renaissance führt indes vor Augen, dass die scharfe Dichotomie von Klassizismus und Manierismus letztlich als begriffliche Idealisierung anzusehen ist und sich beide Tendenzen in einer Künstlerpersönlichkeit durchdringen können.

Darüber hinaus ist zu beachten, dass diese Begriffe – wie dies im kunsthistorischen Kontext häufig geschieht – mitunter auch in relativer Weise zu verstehen sind, etwa wenn es darum geht, zwei Werke im kunsthistorischen Diskurs zu vergleichen. So kann es eben sinnvoll sein, ein Werk als klassizistisch *relativ* zu einem anderen Werk zu charakterisieren, ohne deswegen einem klar bestimmten *absoluten* Begriff von Klassizität zu genügen. Im Sinne unseres Zyklenmodells bedeutet dann *relativ* klassizistisch der Klassik inhaltlich *relativ* näher stehend und *relativ* manieristisch der Klassik methodisch *relativ* näher stehend.

Wie bei der Diskussion der Frühphase unseres Zyklenmodells gilt es auch bei der Diskussion der Spätphase zwei Skalen zu unterscheiden. Klassizismus bzw. Akademismus und Manierismus bzw. Antiakademismus sind die beherrschenden Tendenzen der *gesamten* Spätzeit einer Epoche. Dennoch soll die Spätphase wiederum in zwei Unterepochen aufteilt werden, nämlich die *Anklassik* und die *Nachklassik*.

2.2.5 Die Nachklassik

In der Anklassik wirken die Haupttendenzen Klassizismus und Manierismus wie oben

beschrieben. Die *Nachklassik* nun trägt Entwicklungen Rechnung, die im Laufe der An­klassik dazu führen, dass sich das Gepräge des kulturellen Schaffens deutlich verändert. Zunächst aber wollen wir an unser sprachphilosophisches Analogon anschließen. Der „klassische Punkt“ ist hierbei gleichzusetzen mit dem Erreichen eines expliziten Begrif­fes, welcher es vermag, die „programmatisch“ elaborierten Eigenschaften der durch den impliziten Begriff angesprochenen Gegebenheit zu einer Einheit zu synthetisieren. Man könnte nun meinen, das Nachdenken über eine Gegebenheit hätte mit Erreichen des expliziten Begriffes einen Abschluss gefunden. Dies ist jedoch nicht der Fall!¹⁶⁷ Denken wir an das Beispiel eines Begriffes der Gegebenheit „Baum“. Nehmen wir an, wir hät­ten folgenden expliziten Begriff eines Baumes gefunden: „Bäume sind mehrjährige, holzige Samenpflanzen, die einen dominierenden Spross aufweisen, der durch sekundä­res Dickenwachstum an Umfang zunimmt“, so verfügen wir zwar über eine explizite Norm für das Begreifen eines Baumes, doch damit ist der kognitive Prozess des Begrei­fens der Gegebenheit „Baum“ noch nicht ans Ende gekommen. So könnten wir uns etwa der Frage zuwenden, ob Palmen Bäume im Sinne unseres expliziten Begriffes sind. Die Beantwortung einer solchen Frage stellt ein typisches akademistisches Problem dar. Auch läge es im Sinne des Akademismus auf der Hand, einen möglichst vollständigen *Katalog* von Baumarten zu erarbeiten und klassifikatorisch zu erschließen. Diese beiden Möglichkeiten haben gemeinsam, dass sie unter Voraussetzung der *Intension* des expli­ziten Begriffes dessen *Extension* klären. Diese ist ja dadurch, dass ein expliziter Begriff einer Gegebenheit gefunden ist, noch nicht offenkundig.

Es ist nun bezeichnend, dass sich in unserem sprachphilosophischen Analogon wesent­lich einfacher eine Entsprechung für das finden lässt, was wir oben *Akademismus* bzw. *Klassizismus* genannt haben, als für die entsprechende Gegenbewegung. In der Kuhn'schen Sprache besteht im wissenschaftlichen Kontext der Akademismus gerade in der *normalen Wissenschaft*, die Kuhn auch als das „Lösen von Rätseln“ charakterisiert, deren wesentliche Lösungsmethoden durch das Paradigma vorgegeben sind. Im Gegen­satz etwa zur Kunst scheint es wissenschaftshistorisch so zu sein – und unser sprachphi­losophisches Beispiel ist im Wesentlichen ein naturwissenschaftliches – dass den Naturwissenschaften ein starker Drang zu eigen ist, den Zustand des Akademismus zu erreichen. Alle anderen Phasen scheinen nur Durchgangsstadien oder Nebenerscheinun­gen zu sein, welche Kuhn als *anomale Wissenschaft* bzw. *wissenschaftliche Revolution* bezeichnet. Und so kommt es, dass sich das kunsthistorische Zyklenmodell in der Regel in Form etwa gleichlanger Teilepochen verzeitlicht, was im naturwissenschaftshistori-

¹⁶⁷ Nach Stephan Otto wird im Zuge dieses Einwandes klar, dass das hier verwendete Verständnis von „Begriff“ demjenigen *Hegels* verwandt ist: „Die Einzelheit – *nicht die Allgemeinheit!* – ist der Schlüssel zum Hegel'schen Begriff: sie macht logisch einsichtig, daß Besonderheit und Allgemeinheit als *einzelne* Momente des Begriffs ver­standen werden müssen, und sie läßt zugleich erkennen, daß die Einzelheiten „Besonderheit“ und „Allgemein­heit“ *begriffliche Einzelheiten* sind oder Momente des Begriffs, dessen Struktur in der *Vermittlung* von Einzelheit, Besonderheit und Allgemeinheit steht.“ Vgl. Otto (1982), S. 15. Man könnte dies auch so formulieren: Begriffe als Elemente des Verstehens sind *lebensweltlich* etwas anderes als Prädikate im Sinne der formalen Logik. Machen letztere nur *Allgemeines* explizit, so ist die Fähigkeit, einen allgemeinen Begriff im *Einzelfall* anzuwenden, nicht kontingenter, sondern notwendiger Bestandteil *lebensweltlichen Verstehens*.

schen Kontext in der Regel eben *nicht* der Fall ist. Die Naturwissenschaft gibt sich in der festgestellten Besonderheit als ein Unternehmen kund, welches in einem weit höheren Maße als andere Kulturdisziplinen nach einem *expliziten* Begriff strebt, unter dessen Regime Wissenschaft als eine akademistische Tätigkeit geschieht. Das ist sozusagen ihre Natur.¹⁶⁸

Hier wird auch erneut klar, dass im Zyklenmodell Akademismus und Antiakademismus stets nur Optionen darstellen, deren Verwirklichung nicht notwendig erfolgt. In manchen Anwendungen des Zyklenmodells finden sich ausschließlich akademistisch zu interpretierende historische Spuren, in manchen ausschließlich antiakademistische, in manchen dominiert eine Richtung, in manchen finden sich beide Richtungen in einem ausgewogenen Verhältnis.

Der Akademismus strebt im Allgemeinen danach, alle Anwendungsfälle des expliziten Begriffes zu erforschen. Im Gegensatz zur Klassik verfolgt dieses klassizistische Unternehmen einen systematischen Anspruch. Es geht ihm mithin um die Erarbeitung einer *finiten Systematik* des expliziten Begriffes. Der Klassizismus des italienischen Renaissance-Architektur brachte eine Traditionslinie von Architekturtraktaten hervor, welche im Wesentlichen als Teil der Akademismus zu beurteilen sind, beginnend mit *Serlio*¹⁶⁹ über *Vignola*¹⁷⁰; *Barbaro*¹⁷¹, *Palladio*¹⁷² bis zu *Vincenzo Scamozzi*¹⁷³. Da letzterer verglichen mit Palladio eindeutig epigonale Züge trägt, kann als der Höhepunkt der systematisierenden Tendenzen der Renaissance und in diesem Sinne ihrer *finiten Systematik* Palladios *quattro libri* angesehen werden. Hier findet sich an weit mehr Beispielen, als sie die Bramantesche Hochrenaissance überhaupt besitzt, durchexerziert, was unter Renaissance im Sinne der Wiederbelebung antiker Architektur – im Sinne des Autors – zu verstehen ist. Der Punkt, an dem die systematischen Anstrengungen des Klassizismus bzw. Akademismus ihren Höhepunkt erreichen, kennzeichnet den Übergang von der Anklassik zur Nachklassik. Das heißt, bezogen auf den Akademismus ist die Nachklassik durch ein nachlassendes systematisches Bemühen gekennzeichnet, wobei nun zunehmend die Klassik vermittelt durch die Werke der Spätphase, insbesondere mittels der *finiten Systematik*, rezipiert wird.

Beim genaueren Hinsehen wird man jedoch auch bei klassizistischen Tendenzen der Spätphase feststellen, dass auch hier durchaus noch Korrekturen am klassischen Ideal möglich sind. Dies liegt einfach daran, dass kognitive Prozesse des Menschen nicht rein

¹⁶⁸ Kuhn war sehr vorsichtig mit der Übertragung seiner Konzeption wissenschaftlicher Revolutionen auf andere Kulturdisziplinen. Seine ursprünglichen Darstellungen galten auch allein der Physikgeschichte, vgl. Kuhn (1997) S.11. Dennoch finden sich bei ihm Überlegungen über die Verwandtschaft von Kunst und Wissenschaft, die eine Übertragung seiner Konzeption auf die Kunstgeschichte durchaus möglich erscheinen lässt vgl. Kuhn (1977) S. 446ff. Daran anknüpfend wäre eine genaue Differenzierung von Kunst und Wissenschaft durchaus ein lohnendes Unterfangen, welches aber vermutlich ohne eine breitere kognitionswissenschaftliche Fundierung nicht möglich ist.

¹⁶⁹ Vgl. Serlio (1978).

¹⁷⁰ Vgl. Vignola (1620).

¹⁷¹ Vgl. Vitruvius (1567). Hier handelt es sich um eine von Barbaro kommentierte Vitruv-Ausgabe, die Palladio illustriert hat. Es handelt sich also nur bedingt um ein eigenständiges Werk.

¹⁷² Vgl. Palladio (1993).

¹⁷³ Vgl. Scamozzi (1615).

deduktiv verlaufen, sondern eine beständige Erweiterung des Anwendungsbereiches bestimmter Normen, natürlich auch auf das Verständnis der Normen selbst zurück wirkt. Zudem mischen sich gerade in ästhetischen Schaffensprozessen intersubjektive Prämissen stets auch mit den individuellen Eigenarten der kreativen Persönlichkeiten.

Bezogen auf den Manierismus bzw. Antiakademismus ist nun die Spätphase gekennzeichnet durch eine zunehmende Rezeption nachklassischer Muster. Wir hatten ja festgestellt, dass auch diese sich antiklassisch gebende Richtung der Spätphase methodisch in Abhängigkeit von der Klassik steht. Diese Abhängigkeit ist aber noch durch einen anderen Aspekt charakterisiert, die als „Ähnlichkeit im Widerspruch“ oder „inverse Ähnlichkeit“ bezeichnet werden soll. Damit ist gemeint, dass auch in der bewussten Ironisierung oder Negierung eines – hier bezogen auf die Klassik – inhaltlichen Ideals eine Form der Abhängigkeit vorliegt. Der Übergang zur nachklassischen Phase des Manierismus bzw. Antiakademismus kann dadurch charakterisiert werden, dass die Bezugnahme auf antiakademische bzw. manieristische Muster anstelle der klassischen deutlich überwiegt. Die methodentreue Nachklassik bekommt offensichtlich innerhalb der Spätphase ihre eigene Tradition, und insofern die Bezugnahme auf diese Tradition, also den direkten Einfluss der Klassik überwiegt, ist der Übergang zur Nachklassik vollzogen. Kurz: In der Nachklassik überwiegt die mittelbare Rezeption der Klassik. Die inhaltstreue und methodentreue Nachklassik einer Epoche verbindet die deutlich nachlassende normative Kraft der Klassik. Häufig beginnt eine unverbindliche Suche nach neuen Mustern, ohne dass solche bereits zur Epoche werden. Nicht selten trägt die Nachklassik krisenhaften Charakter.

Bezogen auf unser sprachphilosophisches Analogon, endet das Begreifen der Gegebenheit „Baum“ mit der *Erkenntnis der Limitation* des expliziten Begriffes der Gegebenheit „Baum“. Das heißt die letzte Stufe des Begreifens der Gegebenheit „Baum“ besteht darin, dass die Anwendbarkeit des Begriffes an seine Grenzen gerät. Wenn also erst einmal ein weitgehend vollständiger Katalog von Baumarten erstellt ist – in diesem Zusammenhang eine Instanzierung des Begriffes der *finiten Systematik* – wird es immer schwieriger, neue Baumarten ausfindig zu machen. In dieser letzten Phase des Begreifens, in Anbetracht zunehmender Schwierigkeiten, die Extension des Terminus „Baum“ zu erweitern, kann die sowohl intensionale wie extensionale *Begrenztheit* dieses Begriffes Gegenstand der Reflexion sein. Es handelt sich hierbei um einen eigenen und letzten Schritt im Prozess des Begreifens einer Gegebenheit. Im historischen Kontext ist der häufige krisenhafte Charakter der Nachklassik nicht einfaches Signum des Niederganges, sondern trägt die wichtige Aufgabe, *die Limitation des Begriffes einer Epoche zu begreifen*. Dem häufig krisenhaften Charakter dieser Phase steht zudem prinzipiell der Umstand entgegen, *dass sich das Begreifen einer Epoche in dieser Phase tatsächlich vollendet und abschließt*. Im letzten Kapitel werden wir auf dieses Thema in Bezug auf unsere eigene Gegenwart als Nachklassik der Neuzeit zurückkommen.

Wie oben bereits festgestellt war unser sprachphilosophisches Analogon bezogen auf die methodentreue Spätphase nicht sehr ergiebig. Neben dem genannten naturwissen-

schaftlichen Charakter des Beispiels „Baum“ ist hierfür auch verantwortlich, dass wir über die *Methode*, welche in unserem Gedankenexperiment hypothetisch zum expliziten Begriff eines Baumes geführt hatte, nichts angenommen haben. Aus diesem Grunde ist völlig unbestimmt, was *Methodentreue* hierbei heißen könnte. Der Verfasser hofft diesen Mangel an Anschaulichkeit aber durch die nun nachzuliefernden Beispiele aus Quantenmechanik und neuzeitlicher Philosophiegeschichte ausgleichen zu können.

Die Quantenmechanik erreichte ihren klassischen Punkt mit dem Nachweis der Äquivalenz von Wellenmechanik und Matrizenmechanik durch Schrödinger, der Dirac-Gleichung sowie der Kopenhagener Interpretation, welche die disziplinäre Matrix der Quantenmechanik bezüglich der erkenntnistheoretischen und metaphysischen Interpretation abschloss. Der *Akademismus* bzw. in Kuhn'scher Sprache die *normale Wissenschaft* besteht seitdem darin, die Extension des Begriffes der Quantenmechanik als möglichst umfassend zu erweisen in Bezug auf neuartige Anwendungen etwa in der – häufig technisch orientierten – Festkörperphysik sowie hinsichtlich einer quantenmechanischen Behandlung der Wechselwirkungsfelder. Die *finite Systematik* der Quantenmechanik stellt das bis heute gültige *Standardmodell der Quantenfeldtheorie* dar. Dies wurde in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts aufgestellt und ist bis heute nicht wesentlich und allgemein anerkannt modifiziert worden. Forschungsanstrengungen wie Stringtheorie oder Schleifenquantengravitation markieren die Suche nach neuen Mustern, welche durch die Limitationen der Quantenfeldtheorie motiviert ist. Würde sich einer dieser neuen fundamentaltheoretischen Ansätze allgemein durchsetzen, so würde dies wahrscheinlich eine wissenschaftliche Revolution auslösen, welche mit dem Paradigmenwechsel zur Quantenmechanik vergleichbar wäre.

Wenn oben gesagt wurde, dass antiakademische Tendenzen in der Geschichte der Naturwissenschaften nicht die Bedeutung haben wie in der Kunstgeschichte, so lassen sich dennoch solche Tendenzen auch in der Physikgeschichte des 20. Jahrhunderts erkennen. Als prominentes Beispiel ist im Zusammenhang mit der Geschichte der Quantenmechanik *David Bohm* zu nennen. Gemäß unserer Zyklen­theorie müsste die Bohm'sche Rebellion gegen die Kopenhagener Interpretation der Quantenmechanik als eine *methodische Treue* zur Klassik anzusehen sein. In welchem Sinne ist dies möglich?

Es ist wissenschaftshistorisch gut belegt¹⁷⁴, dass insbesondere die jüngere Generation der Quantentheoretiker – Heisenberg, Pauli, Schrödinger – einen dezidiert philosophischen Blick auf die Physik hatte. Sie sahen die Physik als Teil des metaphysischen Welt­rätsels. Da sich aber bezüglich der metaphysischen Interpretation der Quantenmechanik, vor allem bei der Frage nach der Bedeutung der Wellenfunktion, keine eindeutige Antwort finden ließ, wurde in der Kopenhagener Interpretation der Quantenmechanik eine durch den Positivismus inspirierte „Einklammerung“ der metaphysischen Fragestellung vorgenommen, indem eine direkte Korrespondenz zwischen hypothetischen, d.h. theoretischen, und realen Entitäten verneint wurde. Bohr und Heisenberg, die eigentlichen Väter der Kopenhagener Interpretation, standen indes als Denkerpersönlichkeiten

¹⁷⁴ Siehe etwa Kretzschmar (1967), Dürr (1986) oder Fischer (2002).

keineswegs für eine Wissenschaftsauffassung, welche philosophische Fragen völlig aus dem Interessenkreis der Naturwissenschaft verbannte, und die Kopenhagener Interpretation stellt ja selbst eine *philosophische* Interpretation des theoretischen Bestandes der Quantenmechanik dar. Die konsequente Verbannung philosophischer Fragen aus dem physikalischen Diskurs geschah erst durch die nachfolgende Generation der theoretischen Physiker, welche insbesondere durch das Manhattan-Projekt geprägt wurde, bzw. die Übernahme der Führungsrolle in der theoretischen Physik durch die Vereinigten Staaten. Die herausragendste Persönlichkeit ist hierbei *Richard Feynman*, als Protagonist der Quantenfeldtheorie ein typischer Vertreter akademistischer, normaler Wissenschaft. Feynman machte Zeit seines Lebens keinen Hehl daraus, dass für ihn in allen Fragen nach Wahrheit der Naturwissenschaft das absolute Primat zukam.¹⁷⁵ Im Gegensatz hierzu ist das ausgeprägte Interesse Bohms für Philosophie gut belegt.¹⁷⁶ Die Bohm'sche Interpretation der Quantenmechanik kann damit begriffen werden als eine Rebellion gegen die Untreue der „normalen Wissenschaft“ gegenüber der *methodischen* Tradition einer philosophisch fragenden Physik, welche die Atomphysik von Plancks Quantenhypothese bis nach Kopenhagen geführt hatte. Tatsächlich lenkt diese Sichtweise den Blick auf wissenschaftshistorische Fragestellungen nach Rebellen oder Dissidenten, die sich allgemein anerkannten Paradigmen der normalen Wissenschaft in wesentlichen Teilaspekten widersetzen.

Als letztes Beispiel bleibt der Verfasser noch eine Stellungnahme zur Bedeutung der Kantischen Philosophie für die späte Neuzeit schuldig. Um eine solche zu skizzieren, rufen wir uns einen zentralen Punkt der Zyklen­theorie in Erinnerung: die Klassik ist sowohl *inhaltlich* wie *methodisch* innovativ. Fragen wir nun, worin in diesem Sinne die Innovationen Kants bestanden, so ergibt sich als einfachste mögliche Antwort Folgendes: Die *inhaltliche* Innovation Kants bestand in einer bis dahin in dieser Gründlichkeit nicht vorliegenden, konzentrierten *Metaphysikkritik*. Zwar ist das ganze Werden der Neuzeit begleitet durch eine Kritik an tradierten metaphysischen Konzepten, doch Kant lieferte hier als Erstes einen *expliziten Begriff* einer solchen, welche in ihrer begrifflichen Anstrengung der aristotelischen Metaphysik mindestens ebenbürtig war. Will man also den wichtigsten Inhalt der Kantischen Philosophie auf einen Terminus bringen, so ist es der genannte, nämlich Metaphysikkritik. Die *Methode* hierzu war die *Transzendentalphilosophie*, also die konzentrierte Behandlung der Frage „Was ist Denken?“.

Im Sinne unseres Zyklenmodells ergeben sich aus dieser Sichtweise auf die Kantische Philosophie und die Interpretation dieses Denkers als *den* philosophischen Klassiker der Neuzeit für die *späte* Neuzeit zwei Hauptrichtungen. Die eine Richtung steht *inhaltlich* in der Tradition Kants, ihr verbindendes Moment ist also der *Inhalt* der Metaphysikkritik. Diese Traditionslinie ist auszumachen bei *Comte* und *Feuerbach* über *Marx*, *Freud*, *Nietzsche* bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts heranreichend. Bis hierhin waren die

¹⁷⁵ Vgl. Gleick (1993), S. 517ff, insb. S. 544f, in Kontrast etwa zu Paulis komplementaristischer Sichtweise, dargelegt in: Die Wissenschaft und das Abendländische Denken, in Dürr (1986), S. 193-206.

¹⁷⁶ Vgl. Forstner (2007), S.132ff.

metaphysikkritischen Denkansätze vergleichsweise unsystematisch. Das philosophische Projekt einer *finiten Systematik der Metaphysikkritik* stellt nun aber gerade die *analytische Philosophie* dar, besser gesagt ihre Anfänge im logischen Atomismus und logischen Empirismus. Ihr Auftreten markiert damit zugleich den Übergang von der anklassischen zur nachklassischen Phase der neuzeitlichen Philosophie. Der nachlassende systematische Anspruch der analytischen Tradition nach 1945 ist charakteristisch für die nachklassische Phase eines historischen Zyklus.

Was ist nun im Sinne des Gegensatzes von Klassizismus und Manierismus der Antagonist der metaphysikkritischen Tradition der späten Neuzeit? Diese Tradition nimmt ihren Ursprung ebenfalls bei Kant, geht aber zunächst in radikaler Verfolgung der transzendentalen *Methode* über den Kantischen Kritizismus hinaus und relativiert damit Kant *inhaltlich*, also bezüglich seiner Metaphysikkritik. Dies ist nichts anderes als der Deutsche Idealismus, der die transzendentalphilosophische Methode Kants dahingehend radikalisierte, dass Bewusstsein als Bedingung der Möglichkeiten von Erkenntnis zum Erklärungs-horizont allen subjektiven bzw. objektiven Seins geweitet wurde. Im Laufe der Geschichte der späten Neuzeit wird dieses Programm in gewisser Hinsicht veräußert, indem die Frage „Was ist Denken?“ vornehmlich historisch verstanden wird im Sinne von „Was ist das Denken Platons, Aristoteles, Kants, Schellings,...?“. Aus dem transzendentalphilosophischen Programm wurde die intensive Beschäftigung mit Philosophie- und Kulturgeschichte, welche noch heute einen Großteil der philosophischen Forschung ausmacht.¹⁷⁷ Das Bindeglied zwischen der älteren und jüngeren Form der „Transzendentalphilosophie“ stellt gewiss Hegels „Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie“ dar. Es kann uns hier nicht um die tiefe Frage gehen, wie es zu dieser „Umwidmung“ kam, die so mancher vielleicht als „Verflachung“ interpretieren mag.¹⁷⁸ Es mag sicher eine Rolle spielen, nämlich dass die „Erzväter“ des Deutschen Idealismus, insbesondere Hegel, in ihren Werken ein derart schwieriges Erbe hinterlassen haben, dass notgedrungen nachfolgende Generationen die Bürde intensiver hermeneutischer und damit auch philosophiehistorischer Forschung zu tragen hatten, eine Bürde, die sie eben bis heute nicht abzulegen vermochten.

Damit sind die beiden wichtigsten Richtungen der modernen Philosophie, die analytische Philosophie und die philosophiehistorische Forschung als nachklassischer Akademismus und Antiakademismus im Rahmen des geistesgeschichtlichen Zyklus der Neuzeit rekonstruiert.¹⁷⁹ Es muss jedoch für dieses, ebenso wie für alle Beispiele, betont werden, dass die Zyklentheorie keinesfalls den Anspruch erheben kann, das historische Geschehen in seiner ganzen Komplexität detailliert zu rekonstruieren. Entscheidend ist also nicht, ob in diesem Falle die Rezeptionsgeschichte der Kantischen Philosophie philosophiehistorisch exakt rekonstruiert werden konnte. Es gilt hier, verschiedene Abstraktionsniveaus zu unterscheiden, auf welchen Aussagen getroffen werden können. Ad-

¹⁷⁷ Siehe hierzu Geyer (1994), Kap. II.3.

¹⁷⁸ Siehe hierzu etwa Otto (1982), S.9ff.

¹⁷⁹ Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass mitunter bis heute als ein mögliches Erkennungsmerkmal der analytischen Philosophie die Missachtung der Geschichte der Philosophie gilt.

hoc-Interpretationen und zyklentheoretisch vermittelte Interpretationen historischer Geschehnisse können gleiches oder verschiedenes Abstraktionsniveau besitzen. Ad-hoc-Interpretationen, die auf einer detailreicheren Basis in spezifischen Teilbereichen zu möglicherweise weit differenzierteren und überzeugenderen Interpretationen kommen, können dabei leicht den Eindruck erwecken, letztlich zutreffender und ergo zyklentheoretischen Interpretationen allgemein überlegen zu seien. Allein dies kann nicht der Maßstab sein. Ebenso könnte sich ein Fotograf über das Auflösungsvermögen einer Kamera beschweren, der den Fehler begangen hat, ein Objekt aus zu großer Entfernung zu fotografieren. Entscheidend ist vielmehr, ob zyklentheoretische Interpretationen *auf dem Abstraktionsniveau, auf welchem sie anzusiedeln sind, sinnvolle und erhellende Perspektiven zu eröffnen vermögen oder nicht.*

2.3 Verallgemeinerungen des Zyklenmodells

In diesem Abschnitt werden wir uns mit der Frage beschäftigen, inwieweit sich das Zyklenmodell mit theoretischen Ansätzen angrenzender Wissenschaftsgebiete und Denkfiguren andere Kulturen in Verbindung bringen lässt. Um einen solchen Vergleich zu ermöglichen, ist es angebracht, das Zyklenmodell einer gewissen Abstraktion zu unterziehen, welche es aus dem spezifisch historiographischen Kontext löst. Hierzu werden wir das *abstrakte Zyklenmodell* diskutieren, um dann auf *interdisziplinäre* Bezüge zu kreativitätstheoretischen und kunsthistorischen Diskursen einzugehen. Abschließend werden wir die Frage stellen, ob auch Bezüge zu einem außereuropäischen Konzept hergestellt werden können, das als verlaufstypologisches Modell interpretierbar ist: das Konzept der *fünf Wandlungsphasen* in der chinesischen Philosophie.

2.3.1 Das abstrakte Zyklenmodell

Ursprünglich wurde das sprachphilosophische Analogon, welches unsere Darstellung des Zyklenmodells begleitet hat, eingeführt, um den Unterschied zwischen implizitem und explizitem Begriff zu erläutern. Im Laufe der Arbeit am vorliegenden Text hat dieses Beispiel Möglichkeiten zu einer Erweiterung des Zyklenmodells aufgezeigt, was hier als *abstraktes Zyklenmodell* bezeichnet werden soll, und welches in Abbildung 2 schematisch skizziert ist. Diese Verallgemeinerung des geschichtsphilosophischen Zyklenmodells kann begriffen werden als ein *allgemeines Modell eines Prozesses des Begreifens* oder in alternativer Formulierung als ein *allgemeines Modell spezifischer kognitiver Prozesse*. Ein solches Modell, in dem hier vertretenen Sinne, stützt sich auf die Hypothese, dass subjektive und intersubjektive kognitive Prozesse formal einheitlich beschreibbar sind. Das abstrakte Zyklenmodell soll in diesem Abschnitt nur kurz notiert werden, da wir es im weiteren Verlauf dieses Textes nicht näher untersuchen werden. Es ist jedoch insoweit für die hier entwickelte geschichtsphilosophische Zyklentheorie von Bedeutung, als in der abstrakten Formulierung die Möglichkeit einer als apriorisch an-

zunehmenden inneren Notwendigkeit des Zyklenmodells klarer hervor tritt. Zudem stellt das abstrakte Zyklenmodell gegenüber dem hier vorgestellten historischen Zyklenmodell trivialer Weise eine Abstraktion dar, die aber als solche wieder klärend auf das Verständnis des historischen Zyklenmodells zurückzuwirken vermag.

In unserem sprachphilosophischen Analogon setzten wir den impliziten Begriff der Gegebenheit „Baum“ voraus, welcher in der Alltagssprache der virtuellen Gesprächspartner bereits als vorhanden angenommen wird. In einem allgemeinen begriffsbildenden Prozess ist die Gewinnung eines impliziten Begriffes einer Gegebenheit als erste Phase anzunehmen. In der zweiten Phase erfolgt dann eine *partielle Explizierung* dieses impliziten Begriffes, die schließlich durch eine Synthese der verschiedenen expliziten Momente zu einem einheitlichen expliziten Begriff geführt wird. Die Einheit des Begriffes entsteht dadurch, dass das Verhältnis der diversen Eigenschaften zueinander geklärt wird. Damit ist die Frühphase des Begreifens, deren Hauptinhalt darin besteht, die *Intension* eines Begriffes zu klären, abgeschlossen. In der Spätphase wird dann die *Extension* des expliziten Begriffes geklärt. Zunächst ist es in der Regel einfach, den Objektbereich der Applizierung des expliziten Begriffes zu erweitern, was als *Expansion der Extension* bezeichnet werden soll. Wenngleich vom hypothetischen Standpunkt der Logik aus die Extension eines Begriffes natürlich niemals erweitert werden kann, da sprachliche Termini mit unterschiedlicher Extension nicht identisch sein können, so ist dies im empirischen Prozess des Begreifens durchaus möglich. Dies ist so zu verstehen, dass jede erfolgreiche Anwendung eines Begriffes als Erweiterung der tatsächlich begriffenen Extension zu verstehen ist. In der letzten Phase schließlich wird es immer schwieriger, auf einfache Weise einen Begriff erfolgreich anzuwenden, so dass nun zunehmend die *Erkenntnis der Limitation* des Begriffes im Vordergrund steht. Auch hier darf wiederum nicht der logizistische Standpunkt eingenommen werden, nach dem Extension und Limitation eines Begriffes als äquivalent anzusehen sind.¹⁸⁰

An einem Beispiel aus den Wissenschaften soll der Unterschied zwischen Expansion und Limitation der Extension erläutert werden: Denken wir an einen jungen Psychologen, der sich mit Intelligenzforschung beschäftigt. Nachdem er die spezifische formale Operationalisierung dieses Begriffes mittels Intelligenztests verstanden hat, wird er vermutlich in der Literatur zur entsprechenden Intelligenzforschung viel über die so operationalisierte Intelligenz erfahren, insbesondere mit welchen anderen psychischen Variablen sie in Beziehung steht. Zu denken wäre etwa an korrelative Zusammenhänge mit sozialem Status, Medienkonsum oder Allgemeinbildung. Zum vollständigen Begrei-

¹⁸⁰ Zum Verhältnis von Intension und Extension ist Karl Acham zuzustimmen, wenn er schreibt: „Nun kann aber ein Begriff nicht, wie es das nominalistische Programm verlangt, extensional durch die Menge dessen ersetzt werden, was unter ihn fällt, ohne daß ein Auswahlkriterium für diese Menge vorausgesetzt wäre. Dieses Kriterium bildet den Inhalt des Begriffes, durch welchen erst der Umfang des Begriffes als Menge dessen bestimmt wird, was unter ihn fällt. Der Umfang eines Begriffes ist eine offene Menge, also eine solche, die nicht durch Aufzählen ihrer Elemente gebildet werden kann. *Darum setzt die Extension eines Begriffes immer dessen Intension als eine definitiv-konstruktive Festlegung voraus*, mithin als etwas, das grundsätzlich über das vorliegende Einzelne hinausgeht.“ (Hervorhebung durch den Autor), vgl. Acham (1974), S.299. In diesem Sinne setzt die Klärung der Extension die Klärung der Intension voraus, wie es das abstrakte Zyklenmodell vorsieht.

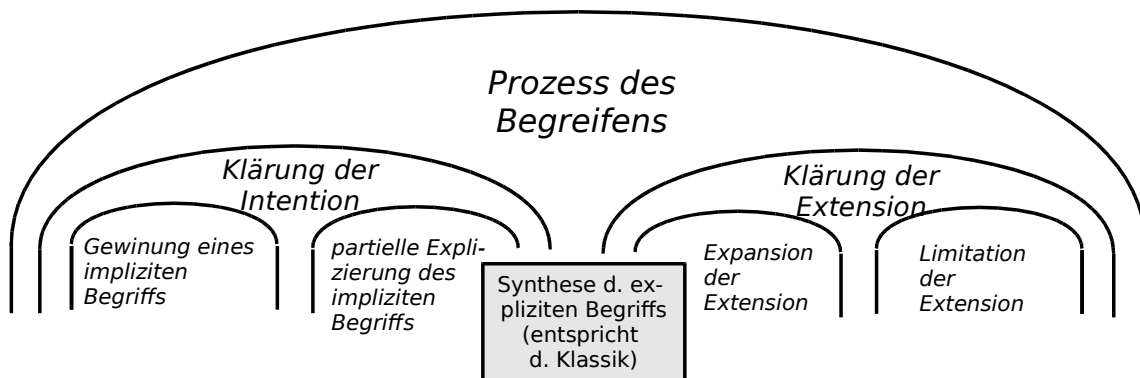


Abbildung 2: Schema des abstrakten Zyklusmodells

fen der (psychologischen) Gegebenheit der Intelligenz gehört aber auch ein Verständnis dafür, womit diese psychische Variable *nicht* zusammen hängt. Möglicher Weise ergeben sich keine korrelativen Zusammenhänge mit dem subjektiv empfundenen Lebensglück oder dem Neurotizismus. Zu erkennen, mit welchen psychischen Variablen Intelligenz zusammenhängt und mit welchen *nicht*, bedeutet aber gerade, *den Begriff Intelligenz im psychologischen Kontext zu limitieren*. In der Psychologie spricht man in diesem Zusammenhang von konvergenter und diskriminanter Validität des jeweiligen Konstruktes (wie z.B: Intelligenz). Die Erkenntnis der Limitation eines Begriffes ist auch in diesem Beispiel ein wesentlicher Bestandteil des Begreifens.

Es ist hier ferner noch einmal sinnvoll, auf die Termini „Begriff“, „Intension“ und „Extension“ zu reflektieren. Es wurde bereits festgestellt, dass „Begriff“ hier in der Bedeutung einer *Weise des Begreifens* gebraucht wird. Dieses Begreifen muss sich nicht zwangsläufig sprachlich äußern. Denken wir etwa an ein Kleinkind, das noch nicht sprechen kann, aber bereits eine Vielzahl von Gegebenheiten zu begreifen vermag, etwa wie ein Lichtschalter bedient wird oder wie man eine Flasche hält. Wie aber sind bei einem nichtsprachlichen Verstehen die Termini „Intension“ und „Extension“ zu interpretieren, die doch sprachphilosophischen Ursprungs sind? Die Verallgemeinerung ergibt sich fast von selbst: Unter der *Intension eines allgemeinen Begriffes* soll die Menge aller Eigenschaften verstanden werden, mittels derer eine Gegebenheit begriffen wird. Eine Eigenschaft in einem nichtsprachlichen Sinne kann verstanden werden als eine *begriffene Handhabung* einer Gegebenheit. Die *Extension eines allgemeinen Begriffes* sei ferner definiert als die Menge aller Gegebenheiten, die mittels des Begriffes begriffen werden. Die in dieser Sichtweise implizierte Konzeptualisierung kognitiver Prozesse in einem allgemeineren Sinne als einer sprachlichen Erfassung zu begreifender Gegebenheiten verweist, nebenbei bemerkt, auf mögliche Beschränktheiten analytischer Zugänge zu kognitionswissenschaftlichen Fragestellungen.

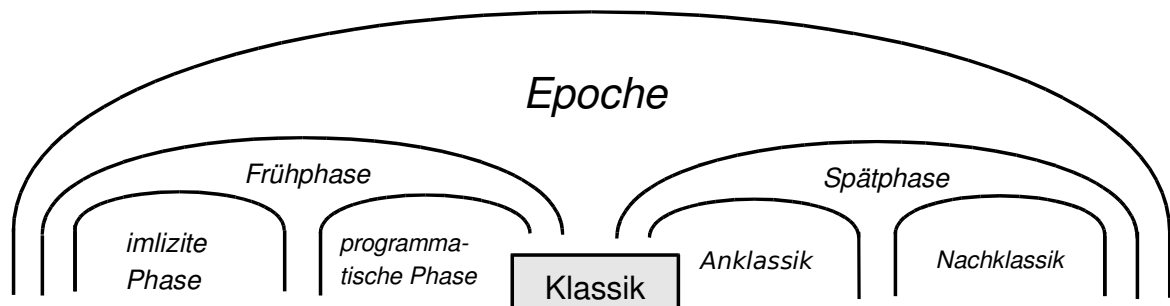
Das abstrakte Zyklusmodell kann verstanden werden als eine Verallgemeinerung des historischen. Damit eröffnet sich die Möglichkeit, mittels des hier entwickelten zyklentheoretischen Musters Gegebenheiten ganz unterschiedlicher Art beschreiben zu kön-

nen. Zu denken wäre hier etwa an *pädagogische*, *therapeutische* oder *kreativitätstheoretische* Instanzierungen des abstrakten Zyklusmodells. Dies wären mögliche Forschungsprojekte, die über den Bereich des in diesem Text Behandelten, der *geschichtsphilosophischen Zyklentheorie*, weit hinausgingen.

Für uns bleibt zum Abschluss zu fragen, inwieweit das abstrakte Zyklusmodell auf das historische Zyklusmodell rückzuwirken vermag. Ersteres macht klar, dass auch das historische Zyklusmodell letztlich die internen Bedingungen der Möglichkeit kollektiver Begreifens- bzw. Erkenntnisprozesse modelliert und nicht deren *konkrete* historiographisch rekonstruierbare Struktur. So mag es von der Warte eines rein historiographischen Zyklusmodells widersprüchlich oder zumindest verwirrend erscheinen, dass in Kap. 2.2.3 die zusätzliche Begrifflichkeit einer „schwachen Klassik“ eingeführt wurde. Man könnte hier dem historiographischen Zyklusmodell vorwerfen, die mangelhafte Anwendbarkeit des Modells post hoc durch Zusatzhypothesen retten zu wollen. Insofern aber das Zyklusmodell die internen Bedingungen der Möglichkeit kreativer kognitiver Prozesse modelliert, ist bereits impliziert, dass *externe* Bedingungen der Möglichkeit kreativer kognitiver Prozesse durch das Modell *nicht* berücksichtigt wurden. Eine grundlegende externe Bedingung für die Möglichkeit kognitiver kreativer Prozesse sind die sozialen und politischen Randbedingungen zu einem historischen Zeitpunkt. Ob sich also ein bestimmter expliziter Begriff einer Epoche als normgebend durchsetzt, hängt etwa entscheidend davon ab, ob es eine soziale Institution gibt, welche die Macht hatte, einer bestimmten Auffassung von Klassik den entscheidenden sozialen Rückhalt zu verleihen. Für die Hochrenaissance gab es mit dem Papsttum eine Institution, welche die durch sie begünstigten Künstler sowohl materiell wie ideell weit über die Konkurrenz erheben konnte. Eine vergleichbare Institution fehlte etwa für die Weserrenaissance, so dass hier nicht mir einer derart eindeutigen Kanonbildung im Verlaufe ihrer Entwicklung zu rechnen ist.

Es sollte deutlich geworden sein, wie sich das Zyklusmodell mit externen Erklärungen zu verzahnen vermag, ohne zu einem Widerspruch zu führen. Mit anderen Worten: Das Zyklusmodell ist, bezogen auf die vollständige Rekonstruktion historischer Begebenheiten, defizitär. So vermag beispielsweise die in Kap. 3 mit Hilfe der Zyklentheorie vorgenommene stilgeschichtliche Klassifizierung römischer Barockfassaden nicht im Einzelnen zu erklären, *warum* eine bestimmte Fassade in einem bestimmten Stil erbaut wurde. Sie vermag verschiedene synchrone und diachrone Stile zu klassifizieren und dabei auch zu der Frage führen, inwieweit und aus welchen Gründen sich etwa konkurrierende soziale Instanzen verschiedener Stile bedient haben, und welche Bedürfnisse diese dabei zu erfüllen hatten. Beantwortet werden können diese Fragen aber nur durch idiographische Untersuchungen und nicht durch die Anwendung eines allgemeinengültigen Schematismus, den die Zyklentheorie zunächst zu suggerieren scheint.

Die Darstellung des Zyklusmodells ist damit abgeschlossen – Abbildungen 3 bis 5 am Ende dieses Abschnitts fassen dieses Modell noch einmal zusammen bzw. ergänzen in unsystematischer und hypothetischer Weise das dargestellte Beispielmaterial.



Leistungen	Erkenntnis des impliziten Begriffs einer Epoche in der Familienähnlichkeit wiederholt auftretender Muster.	Ausgehend von dem impliziten Begriff einer Epoche werden i.d.R. verschiedene, oft einander widersprechende Programmatiken entwickelt.	Durchbruch zu einer verbindlichen Programmatik, i.d.R. als Synthese der zuvor entwickelten Einzelprogrammatiken unter Hinzutreten einer methodischen Innovation	Klassizismus/Akademismus: Akademisierung und Systematisierung der <i>Inhalte</i> der Klassik unter Preisgabe des <i>methodischen</i> Momentes der Klassik. Ausweitung der Kanonisierung.
				Manierismus/Antiakademismus: Beibehaltung der <i>innovativen Methodik</i> bei gleichzeitiger Überschreitung der kanonischen <i>Inhalte</i> der Klassik
Merkmale	Relativ geringe Variationsbreite der auftretenden Muster.	Häufig, aber nicht notwendig kommt es zu einem Gegeneinander in der Form von These/Antithese. Zu Beginn Divergenz, gegen Ende Konvergenz.	Punktuellem Umschlag von der Frühphase in die Spätphase. Herausbildung für die Spätzeit normgebender, reifer Muster. Kanonisierung beginnt. Trägt bezogen auf die Frühphase klärenden Charakter.	Klassik ist in ihrem inhaltlichen oder methodischen Vorbild-Charakter unmittelbar wirksam. Beendet durch Erreichen der finiten Systematik.
				Unmittelbarer Vorbildcharakter der Klassik lässt nach, mittelbares Vorbild überwiegt. Loslösung vom Leitbild der Klassik setzt ein, ohne dass sich neue Muster dauerhaft stabilisieren. Mithin Krisencharakter.

Abbildung 3: Übersicht über das idealtypische formale Strukturmodell einer Epoche

implizite Phase	programmatische Phase	Klassik	Anklassik	Nachklassik
Kulturgeschichte der Antike ¹⁸¹				
<u>Vorhomerische Epoche</u> Übergang und Diskontinuität der Frühphase: Homer	<u>Archaik</u> Hesiod, Naturphilosophie, Pythagoreismus, Sophisten	Platon/Sokrates	<u>Hellenismus</u> Akademismus: Platonismus, Aristoteles Antiakademismus: „kleine Sokratiker“ (Kyniker,...), Stoa, Epikur	<u>Spätantike, Römisches Imperium</u> Akademismus: Neoplatonismus Antiakademismus: späte Stoa
Abendland (Philosophie)				
<u>frühes Mittelalter (karolingische Zeit bis Romanik)</u> Peter Abaelard, Anselm von Canterbury	<u>Gotik/Scholastik</u> Vernunftphilosophie: Albert, Thomas; Willensphilosophie: Duns Scotus; Mystik: Meister Eckhart; Beginn der experimentellen Naturwissenschaft: Nikolaus von Oresme	<u>Übergang Gotik/Renaissance</u> Großteils verhindert, allenfalls Nikolaus von Kues ¹⁸²	<u>frühe Neuzeit</u> <i>Modell strenggenommen nicht mehr anwendbar</i>	<u>späte Neuzeit</u> <i>Modell strenggenommen nicht mehr anwendbar</i>
Neuzeit (Philosophie)				
<u>Renaissance</u> aufklärerische Gedanken ohne verbindendes Programm im Humanismus	<u>Barock/Aufklärung</u> Empirismus vs. Rationalismus	Kant <i>in anderen Kulturbereichen: Weimarer Klassik, Mozart, Smith</i>	<u>großbürgerliche Moderne</u> Antiakademismus: Romantik, Idealismus Akademismus: Positivismus, Materialismus	<u>proletarische Moderne</u> Krise, Nachlassen der intellektuellen Spannkraft, Thematisierung der Limitation der Aufklärung (der neuzeitlichen Rationalität)
italienische Renaissancearchitektur				
<u>Florenz vor Alberti</u> Brunelleschi, Michelozzo	Florentinische Renaissance, Alberti vs. Oberitalienische Steinmetzarchitektur. Konvergenz beim frühen Bramante	der römische Bramante	Manierismus: Raphael (als Architekt), Perruzzi, Giulio Romano Klassizismus: Sangallo d.Ä., d.J.	Vignola, Vasari, Palladio, della Porta
Musikalische Entwicklung der Beatles:				
„Please Please Me“ bis „Beatles for Sale“	„Help!“, „Rubber Soul“, „Revolver“	„Sgt. Peppers Lonely Heart Club Band“	„Magical Mystery Tour“, White Album (Großteils)	(z.T.) White Album, „Let It Be“, „Abbey Road“

Abbildung 4: Übersicht über hypothetische Anwendungen des Zyklenmodells

¹⁸¹ Der Einfachheit halber mit Hauptaugenmerk auf die Philosophie. Dabei ist wichtig, dass streng genommen nur ein kulturgeschichtlicher, aber nicht ein philosophiegeschichtlicher Zyklus der Antike angenommen werden kann, da von Philosophie in unserem Sinne in der impliziten Phase noch gar nicht gesprochen werden kann – im Gegensatz etwa zur Neuzeit.

¹⁸² Dies ist die in Kapitel 5 angesprochene These von der *Selbstentfremdung des Abendlandes*, die nicht eigentlich Thema dieses Textes ist. Philosophisch ergibt sich auf dem „Höhepunkt“ der Abendländischen Kultur eben keine Klassik, wie diese für die griechisch-römische Antike in Platon auszumachen ist. Dieses „Ausfallen der Klassik“ gibt Anlass zu tiefgehenden und weit über diesen Text hinausgehenden Überlegungen.

historische Muster	Möglicher Gegenstandsbereich historiographischer Begriffe
implizite Phase impliziter Begriff bzw. Paradigma (als Familienbegriff für Musterbeispiele)	Erste Phase des Zyklenmodells: Wiederkehrende historische Muster bilden Ähnlichkeitsfamilie und dadurch einen impliziten Begriff
programmatische Phase Programmatisierung	Zweite Phase, in welcher verschiedene Ansätze zu Explizierung des impliziten Begriffes zu unterschiedlichen Programmatisierungen führen
Divergenz (in programmatischer Phase)	Auseinandertreten der Programmatisierungen
Konvergenz (in programmatischer Phase)	Annäherung der Programmatisierungen gegen Ende der programmatischen Phase; Vorbereitung der Klassik
Klassik	Normgebende Synthese der Programmatisierungen
Pseudo-Klassik	Mischung von Mustern der Früh- und Spätphase, die suggerieren könnte, klassisch zu sein
expliziter Begriff, reifes Paradigma (als disziplinäre Matrix) klassische Synthese	Die Synthese der partiellen Explizierungsversuche der programmatischen Phase führen zu einem einheitlichen expliziten Begriff
Anklassik	Dritte, der Klassik folgende Phase; in direkter Abhängigkeit von dieser
Nachklassik	Vierte Phase, in welcher die direkte normative Kraft der Klassik nachlässt
Klassizismus, Akademismus	Haltung der Spätphase, in <i>inhaltlicher</i> Nachfolge der Klassik
Manierismus, Antiakademismus	Haltung der Spätphase, in <i>methodischer</i> Nachfolge und meist sogar <i>methodischer Radikalisierung</i> der Klassik
finite Systematik	Höhepunkt des Akademismus bzw. Klassizismus, in welcher der explizite Begriff im höchsten Maße systematisiert vorliegt
schwache Klassik	klassische Synthese wirkt nicht vollständig normativ; alternative Synthesen treten auf
synthetische Phase	entspricht im Falle der schwachen Klassik der Anklassik
nachsynthetische Phase	entspricht im Falle der schwachen Klassik der Nachklassik

Abbildung 5: Begriffe des Zyklenmodells

2.3.2 Anschluss an die moderne Kreativitätsforschung

Es wurde im letzten Abschnitt bereits angedeutet, dass unser Zyklenmodell anschlussfähig an die moderne Kreativitätsforschung sein sollte. Wir wollen uns mit diesem Forschungsfeld im folgenden zuwenden und danach einen Blick auf theoretische Ansätze werfen, welche originär kunsthistorischer Art sind.

Die Kreativitätsforschung stellt ein interdisziplinäres Forschungsfeld dar, welches von Psychologen, Informatikern, Wirtschaftswissenschaftlern, Philosophen und Wissenschaftlern diesbezüglich benachbarter Disziplinen bearbeitet wird. Neben vielen anderen Aspekten von Kreativität, wie sozio-emotionale Bedingtheit, Einfluss des familiären Umfeldes, von Bildung und Ausbildung, des soziokulturellen Kontextes, zeitgeschichtliche Einflüsse und Trends, Diversifizierung der Kreativität bezüglich verschiedener Tätigkeiten, haben sich Theoretiker stets für die Frage nach dem *kreativen Prozess* interessiert.¹⁸³ Das dabei am häufigsten vertretene Konzept eines Stufenmodells kann dabei in direkter Analogie zur hier entwickelten Zyklentheorie interpretiert werden, wobei das im vorangegangenen Abschnitt formulierte abstrakte Zyklenmodell dabei helfen kann, diese Analogie mittels Abstraktion zu rationalisieren.

Seit Devery 1910 wurden zahllose Versuche unternommen, den kreativen Prozess durch ein Phasenmodell zu beschreiben.¹⁸⁴ Neben vielen anderen Konturierungen wurde dabei immer wieder von vierphasigen Modellen Gebrauch gemacht, zuerst Poincaré 1913, dann vor allem Wallas 1926¹⁸⁵. Bis heute stellt die vierphasige Konzeptualisierung des kreativen Prozesses die am weitesten verbreitete Konturierung desselben dar¹⁸⁶, welche als solche auch durch die Philosophie rezipiert wird¹⁸⁷. Nach einer klassischen Darstellung dieser vier Phasen des kreativen Prozesses von Irwing A. Taylor¹⁸⁸ stellen sich diese wie folgt dar:

(1) In der *Vorbereitungs-Phase* sammelt das kreative Individuum das gedankliche Rohmaterial, auf welches sich der kreative Prozess bezieht. (2) In der *Inkubations-Phase* findet ein freies Kombinieren dieses Materials statt. Neuartige Lösungsmöglichkeiten werden kognitiv durchgespielt, ohne dass bereits eine endgültige Lösung fixiert wird. (3) Die *Illuminations-Phase*, welche häufig auch mit einem „Aha“- oder „Heureka“-Erlebnis in Verbindung gebracht wird, ist dann erreicht, wenn eine Lösungsmöglichkeit auftaucht, die als endgültige bewertet wird, was auch als „Einsicht“ (insight) bezeichnet wird. (4) Die *Ausführungs-Phase* erfordert nun eine Ausarbeitung der gefundenen Lösung; diese wird in eine kommunizierbare Form überführt, wobei gewöhnlich in dieser

¹⁸³ Vgl. Feldman (1999).

¹⁸⁴ Für eine Übersicht zu verschiedenen Ansätzen siehe Beitz (1996), S. 258f.

¹⁸⁵ Vgl. Wallas (1926).

¹⁸⁶ Vgl. etwa (Peters (2004) und (Glindemann (2000), die beide nach einer Besprechung verschiedener Ansätze zur Modellierung des kreativen Prozesses für ihre Arbeit die Kreativität in ganz unterschiedlichen Kontexten thematisieren, aber auf ein vierphasiges Schema zurück greifen.

¹⁸⁷ Vgl. HWD, Stichwort „Kreativität“, Nr. 5, sowie beispielsweise Walter (2005).

¹⁸⁸ Vgl. Taylor (1972).

Phase auch Revisionen der ursprünglichen Lösung vorgenommen werden.

In den unterschiedlichen Darstellungen dieses Schemas – in jüngerer Zeit etwa durch Hayes¹⁸⁹ oder Csikszentmihalyi¹⁹⁰ sind dennoch gewisse Bedeutungsverschiebungen zu konstatieren, wobei die von Csikszentmihalyi vorgenommene Unterteilung der dritten Phase in das eigentliche „Aha-Erlebnis“ und eine Phase der endgültigen Bewertung durchaus im Rahmen dieser Bedeutungsvarianz ist. Im übrigen stehen differenziertere Konzeptualisierungen – wie etwa Rossmans siebenstufiges Modell¹⁹¹ – nicht grundsätzlich im Widerspruch zu einem Vierphasenmodell, sondern können als ausführlichere Beschreibungen der selben idealtypischen Prozesslogik verstanden werden.¹⁹² Darüber hinaus werden die genannten Phasen sowohl temporal als auch funktional interpretiert. Darunter ist zu verstehen, dass einerseits die Phasen des kreativen Prozesses tatsächlich als Zeitabschnitte der kreativen Tätigkeit interpretiert werden können, andererseits diese Phasen als Bestandteil einer funktionalen Stufenfolge interpretiert werden, die verschiedene kognitive Modi modellieren, welche einem kreativen Prozess begleiten.

Nur angemerkt sei, dass die idealtypische Prozessdynamik des abstrakten Zyklensmodells auch zu anderen Konzepten der Kreativitätsforschung anschlussfähig ist. Zu nennen wäre hier etwa als erstes Guilfords Konzept konvergenter und divergenter kognitiver Operationen¹⁹³ (gemeinhin „konvergentes“ und „divergentes Denken“), welche im Kontext des Zyklensmodells in zweierlei Hinsicht bedeutend sein können. (1) Die *programmatische Phase* des Zyklensmodells enthält *Divergenz* und *Konvergenz* als wesentliche Momente seiner spezifischen Dynamik. (2) Die beiden Optionen der Spätphase des Zyklensmodells, Akademismus und Antiakademismus lassen sich ebenfalls anhand der Guilfordschen Terminologie klassifizieren, indem offensichtlich Akademismus eher einem konvergenten und Antiakademismus eher einem divergenten Denkstil entspricht. Als zweites sei weiter das Konzept des „conceptual blending“¹⁹⁴ erwähnt. Nach dieser allgemeinen Theorie der Kognition unterliegt dem Denken und Sprechen ein beständiger unterbewusster Prozess, in welchem Elemente und deren Beziehungen aus unterschiedlichen Zusammenhängen einander gedanklich überlagert werden. Dies kann als spezielle Modellierung dessen aufgefasst werden kann, was am Ende der programmatischen Phase als Synthese der verschiedenen Programmatiken diskutiert wurde und als „Schlüsselmoment“ des Begreifens verstanden werden kann. So gesehen ist es möglich, das abstrakte Zyklensmodell als kreativitätstheoretisches Rahmenkonzept zu interpretieren, das unterschiedliche Theorien in sich zu integrieren vermag.

Offenbar besteht eine Homologie zwischen dem Standard-Zugang zur Kreativitätsforschung in der Tradition Wallas' und dem hier vorgestellten Zyklensmodell. Dem in Kap. 3.2.1 entwickelten abstrakten Zyklensmodell kann dabei eine vermittelnde Rolle zukom-

¹⁸⁹ Vgl. Hayes (1989).

¹⁹⁰ Vgl. Csikszentmihalyi (1997), insb. S. 116ff.

¹⁹¹ Vgl. Rossman (1931).

¹⁹² Vgl. etwa die Gegenüberstellung bei Brown (1989), Table 1.

¹⁹³ Vgl. Guilford (1967) und ähnliche Konzepte im Kontext der Wissenssoziologie bei Collins (2000), S. 131.

¹⁹⁴ Für eine kurze Übersicht vgl. Pereira/Cardoso (2002), ansonsten Fauconnier/Turner (2002).

men. Diese Homologie endet nicht mit einer formalen Ähnlichkeit, da sich wesentliche Momente auch inhaltlich entsprechen. So kennzeichnet beide Modelle eine gewisse Ambiguität in Hinblick auf Vierstufigkeit bzw. Fünfstufigkeit; im Falle des Stufenmodells des kreativen Prozesses je nachdem, ob das augenblickliche Aufleuchten einer endgültigen Lösung – wie gesagt – als eigene Phase oder Teil einer nachfolgenden Phase der endgültigen Bewertung aufgefasst wird oder nicht. Entsprechend wurde auch das hier vorgestellte Zyklenmodell als vierphasiges Modell vorgestellt, wenngleich die *epische Spiegelung* dieses Modells in Kap. 2.2 fünfstufigen Charakter trägt, da die Klassik – dem „Heureka“ einer Epoche – nicht als Teil der Anklassik sondern in einem eigenen Abschnitt dargestellt wurde.

Gleichwohl ist zu bedenken, dass zwischen beiden Modelltypen dennoch zunächst ein bedeutender Unterschied besteht: Betrachten wir hierzu die Kreativitätsforschung des 20. Jahrhunderts, so hat sie sich im Wesentlichen fünf methodischer Zugänge bedient:¹⁹⁵ (1) Der Auswertung von Biographien berühmter Persönlichkeiten (2) der Analyse der Produkte von kreativen Schaffensprozessen (3) der Beobachtung kreativer Prozesse im Labor (4) der Introspektion kreativer Persönlichkeiten, und (5), des differentiell-psychologischen Ansatzes, bei welchem Kreativität als psychologische Variable bzw. Variablenkombination mit empirischen Mitteln untersucht wird, etwa um Fragen nach der sozialen und/oder personalen Determination von Kreativität zu klären. Wenn­gleich sich auf den ersten Blick mit (1) und (2), unter Umständen auch (5) eine breite Schnittmenge mit kultur-, speziell kunstgeschichtlicher Forschung ergäbe, besteht doch ein wesentlicher Unterschied darin, dass zyklentheoretische Interpretationen der Geschichte gemeinhin nicht als ein einfacher individueller Prozess der Problemlösung zu begreifen sind. Das heißt während sich ein „kreativer Prozess“ in der Regel auf die „Lösung eines Problems“ bezieht, verweisen speziell kunsthistorische Epochen auf Familien von Problemlösungen, genauer: Familien von Problemlösungen *ästhetischer Art*. Diese Schwierigkeit könnte umgangen werden, wenn nicht die singulären Werke einer historischen Epoche selbst als einzelne ästhetische Probleme thematisiert werden, vielmehr die Dynamik einer Epoche als ein ganzheitlicher kreativer Prozess, bezogen auf die Herausbildung ästhetischer Normen, verstanden wird.

2.3.3 Anschluss an kunsthistorische Theorieansätze

Im Sinne des letzten Abschnittes bestünden zwischen der Kunstgeschichte und der Kreativitätsforschung zahlreiche Berührungspunkte. Dennoch ist der interdisziplinäre Dialog zwischen der modernen Kreativitätsforschung und der Kunstgeschichte bislang kaum entwickelt. Neben der generell zu beobachtenden Schwierigkeit, Interdisziplinarität nicht nur zu loben oder zu fordern, sondern tatsächlich zu praktizieren, ist ein historischer Grund offensichtlich: Zyklen­theoretische Ansätze in der Kunstgeschichte¹⁹⁶ –

¹⁹⁵ Vgl. HWP; Stichwort „Kreativität“; Nr. 2.

¹⁹⁶ Für eine einführende Darstellung siehe Dittmann (1967), Kap. „Stil“.

insbesondere von Riegl¹⁹⁷ und Wölfflin¹⁹⁸ – beschränkten sich weitgehend auf die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, eine Zeit, in welcher die Kreativitätsforschung in der akademischen Psychologie noch ein Schattendasein führte¹⁹⁹. Letztere erlebte ihren Aufschwung vor allem in den 50er bis 70er Jahren, wobei der „Sputnik-Schock“ und reformpädagogische Ansätze der 60er und 70er Jahre hierzu nicht unerheblich beigetragen haben dürften.

Da die vorgestellte Zyklentheorie primär als ein Modell *interner* ideengeschichtlicher Entwicklung darstellt, ergibt sich für die Kunstgeschichte folglich ein vorrangiger Bezug zu jener Form der Kunstgeschichtsschreibung, die vor der ikonographischen Wende anzusiedeln ist. Die hierbei in unserem Kontext einschlägigsten Namen wurden bereits genannt: *Alois Riegl* und *Heinrich Wölfflin*. Vieles was über die hier vorgestellte Zyklentheorie im Verhältnis zur konventionellen Geschichtsphilosophie gesagt wurde, lässt sich auf das Verhältnis von letzterer zu zyklentheoretischen Ansätzen in der Kunstgeschichte übertragen. Sowohl *Riegl* als auch *Wölfflin* gehen von einer internen Gesetzmäßigkeit der kunsthistorischen Entwicklung aus²⁰⁰, welche als ein „stufenweises Weiterschreiten“²⁰¹ begriffen wird. Für beide besteht eine Parallele zwischen Stil- und Kulturepochen, wobei sich insbesondere Riegl dem Spengler'schen Bild von übergreifenden Kulturzyklen mit einem schicksalhaften Durchlauf durch die unterschiedlichen „Lebensphasen“ annähert.²⁰² Wenn Dittman den Unterschied beider Theoretiker mit folgenden Worten charakterisiert:

Während Riegl sofort das *Ganze* der kunstgeschichtlichen Entwicklung ins Auge faßte und am Beispiel der antiken Kunst das 'allwaltende Causalitätsgesetz' des genetischen Zusammenhangs [...] zur Darstellung brachte, setzte Wölfflin zwei bestimmte Stilepochen, Renaissance und Barock, gegeneinander, kontrastierte Typus mit Typus, und gewann aus solcher Konfrontation die Gesetze der Entwicklung.²⁰³

– dann drückt sich darin durchaus auch eine Wertung aus, welche Wölfflin gegenüber Riegl als den „modernerer“ erscheinen lässt. Denn Riegls Ansatz steht in größerer Nähe zur traditionellen Geschichtsphilosophie, die für Historiker seit Burckhardt verdächtig ist (vgl. Kap. 4).

¹⁹⁷ Von den Werken Riegls ist hier v.a. Riegel (1893) einschlägig.

¹⁹⁸ Für Wölfflin entsprechend Wölfflin (1948).

¹⁹⁹ So wusste *Guilford* 1950 zu berichten, dass weniger als 0,2% der Einträge der *Psychological Abstracts* das Thema „Kreativität“ behandelten; vgl. Sternberg, Lubart (1999), S. 3.

²⁰⁰ Bei Wölfflin: „Das Nacheinander dieser Stile erweist sich als eine psychologisch-rationelle Folge und wir sprechen daher von einer gewissen Entwicklung.“ vgl. Wölfflin (1940), S. 7. Und Riegl stellt fest, nachdem er eine „überraschende Ähnlichkeit“ zwischen gewissen Portraitgemälden des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts und solchen des 17. Jahrhunderts konstatiert hat: „Aber da es doch der Mensch ist, der die eine sowie die andere Erscheinung ins Leben gerufen hat, so drängt sich allmählich mit unabweisbarer Macht die Vermutung auf, der Römer sowie der Holländer und der Spanier hätten in beiden Fällen einem und dem selben höheren Gesetze gehorcht. Dieses Gesetz muß freilich in den unmittelbaren Ursachen beider Erscheinungen seinen Ausdruck gefunden haben, aber nur einem verhüllten, durch zufällige Begleiterscheinungen getrübbten Ausdruck.“ Vgl. Riegl (1928), S.7.

²⁰¹ Vgl. Wölfflin (1946), S. 171.

²⁰² Nach Dittmann ist Riegl letztlich dem „fatalistisch hingenommenen Kreislauf der Natur“ verpflichtet, worin er letztlich dem Spengler des *Untergangs* gleicht. Dittmann (1967), S.48.

²⁰³ Vgl. a.a.O. S. 52f.

In dem hier entwickelten Verständnis bleiben aber beide Theoretiker im Rahmen einer konventionellen Geschichtsphilosophie und haben dementsprechende Kritik auf sich gezogen.²⁰⁴ Beide Prozessmodelle bleiben ferner im wesentlichen bezogen auf bestimmte kunsthistorische Epochen: Riegls „Stilfragen“ auf die Entwicklung des Ornaments im Altertum, Wölflins „Grundbegriffe“ auf die bildende Kunst der frühen Neuzeit. Es besteht damit zu hoffen, dass der Abstraktionsgrad des hier formal entwickelten Zyklenmodells dazu beitragen könnte, mit Bezugnahme auf kreativitätstheoretische Ansätze, insbesondere in der Nachfolge von Graham Wallas, die kunsthistorische Forschung interdisziplinär zu bereichern.

Indess – die jüngere Kunstgeschichte hat die Stilgeschichte in Verruf gebracht.²⁰⁵ Bezüglich der gegenwärtigen Kunstgeschichte bedarf ein derartiges Forschungsprogramm also einer zusätzlichen Rechtfertigung. Denn es ist dem möglichen Einwand zu begegnen, dass hierbei ein „Rückfall“ in ein rein internes, stilgeschichtliches Verständnis von Kunstgeschichte stattfindet. Es sollte aber nicht übersehen werden, dass die Geringschätzung der Stilgeschichte in der aktuellen Kunstgeschichte zu einem erheblichen Maße zeitbedingt ist. Oberflächlich betrachtet kann man dies als ein „Eindringen der 68-er-Generation“ in die akademische Kulturgeschichte verstehen. Die genannte Wende ist aber keine Folge dieses sozialen Umbruchs, sondern korrespondiert mit der parallel und sich nicht unabhängig vollzogenen „sozialgeschichtlichen Wende“ in der Historiographie der 60er Jahre (des 20. Jahrhunderts).²⁰⁶

Nach dem hier vertretenen Verständnis verhalten sich interne und externe Geschichtsschreibung wie Kett- und Schussfäden beim Weben eines Stoffes. Das vom Historiker rekonstruierte Gewebe der Geschichte benötigt sie beide. Und dennoch besitzt der Kettfaden eine gewisse Priorität, da er als erstes auf den Webstuhl gespannt werden muss. Dieses Primat kommt der internen Geschichtsschreibung, im kunsthistorischen Kontext also insbesondere der Stilgeschichte, zu. Kunstgeschichte gibt es, weil es künstlerischen Stil gibt, ja die Tatsache, dass ein Künstler Stil hat, gar stilbildend wirkt, ist bis heute ein unhintergebarer Ausgangspunkt kunsthistorischer und ästhetischer Beurteilung, allein wenn es darum geht, die Bedeutung eines entsprechenden Forschungsgegenstandes zu taxieren. Es entspricht diesem Primat der internen Geschichtsschreibung, dass histo-

²⁰⁴ Etwa durch Arnold Hauser: „Die Lehre von der Periodizität, der regelmäßigen Gliederung und dem Kreislauf der geschichtlichen Entwicklung, den wiederkehrenden Typen, morphologischen Stadien, ja selbst den dialektischen Stufen in ihrer schematischen Dreieinigkeit ist, wie die Idee eines historischen Schicksals, eines stetigen Fortschritts oder eines unaufhaltsamen Niedergangs, nur eine Variante jenes geschichtsphilosophischen Mystizismus, der auf dem Glauben an die Schematisierung und Konstruierbarkeit der geschichtlichen Vorgänge beruht. Die Geschichte bewegt sich zwischen den Grenzen der persönlichen, schöpferischen, wenn auch noch so beschränkten Initiative des Individuums; alles, was diesseits oder jenseits seiner relativen Freiheit liegt, befindet sich außerhalb der Sphäre der Geschichte. Das Prinzip der Periodizität in Wölflin 'Kunstgeschichte ohne Namen' ist ebenso ahistorisch wie die Autonomie, die er der Entwicklung der Visualität als des Mediums der bildenden Kunst zuschreibt. Die wirkliche Geschichte der Kunst verläuft in demselben Maße jenseits solcher physiologischen und psychologischen Kategorien wie diesseits jener universalhistorischen Logik, die sich nach Hegel'scher Konzeption über den Kopf hinweg und unabhängig vom Willen der schöpferischen Subjekte geltend macht. Es herrscht in ihr das Prinzip der Freiheit“; Hauser (1988).

²⁰⁵ Eine bedeutende Arbeit im Sinne dieses „Dekonstruktion“ ist Suckale (1989).

²⁰⁶ Vgl. etwa bei Angewiesene (2008), S. 56ff das Kapitel „Über das Umschreiben der Geschichte. Zur Rolle der Sozialgeschichte“.

risch die Stilgeschichte *vor* der verstärkten Zuwendung zu externen Aspekten der Kunstgeschichtsschreibung ihre Hochblüte erreichte. Dass freilich für nachfolgende Kunsthistoriker-Generationen die Eröffnung der externen Aspekte ihres historiographischen Faches ein weites Feld der Profilierung bot, dass dies freilich auch in gewisser Hinsicht notwendig und berechtigt ist, steht auf einem anderen Blatt.

Die ikonographische Wende, und in ihrer Nachfolge die verstärkte Aufmerksamkeit auch etwa auf soziologische oder ökonomische Aspekte der Kunstgeschichte, steht in Analogie zum *linguistic turn* anderweitiger Geistes- und Kulturwissenschaften oder der *kognitiven Wende* in der Psychologie. Geistige Prozesse, insbesondere kulturschaffende kreative Prozesse – gleichgültig ob wissenschaftlich oder künstlerisch – wurden infolge dieses Umbruchs zusehends als Ergebnis kontextabhängiger Sprachspiele und in letzter Konsequenz als Resultat soziologischer und ökonomischer Prozesse verstanden. Dabei trat zusehends die nicht-hintergehbare kulturelle Bedingtheit geistiger Einzelzeugnisse zu Tage, deren Thematisierung sich mitunter zu einer postmodernen Variante des Skeptizismus und Relativismus steigerte.

Wie bereits festgestellt ist die hier vorgestellte Zyklentheorie durchaus nicht blind gegenüber externen Aspekten der Geschichtsschreibung. Im Gegenteil: Das Zurückbleiben des historisch Vorgefunden hinter dem durch den zyklentheoretischen Idealtypus postulierten Rahmen des entwicklungsgeschichtlich Möglichen verweist dezidiert auf die Notwendigkeit, die Kettfäden der internen Geschichtsschreibung mit den Schussfäden der externen Geschichtsschreibung zu verweben. Wenn jedoch im Rahmen des vorliegenden Textes das Hauptaugenmerk auf die interne – im kunstgeschichtlichen Kontext die stilistische – Kulturgeschichte abgehoben wird, so hat dies seinen Grund darin, dass der vorliegende Entwurf sich darum bemüht, kulturgeschichtliche Analysen auf einem höheren Abstraktionsniveau als bislang üblich zu erleichtern. Zur Gewinnung eines höheren Abstraktionsniveaus ist es aber mitunter notwendig, erneut bei den Ausgangspunkten des Verallgemeinerungsprozesses und damit den (auch historischen) Fundamenten der jeweiligen Disziplin anzusetzen.

2.3.4 Offenheit für interkulturellen Dialog: Das Zyklenmodell und die „fünf Wandlungsphasen“ in der Tradition der chinesischen Philosophie

Wimmer tritt entschieden dafür ein, bei der Entwicklung philosophischer Ideen stets um Bezüge zu nicht-westlichen Kulturen bemüht zu sein:

suche, wo immer möglich, nach transkulturellen, „überlappenden“ [...] philosophischen Begriffen und Thesen, denn es ist wahrscheinlich, daß wohlbegründete Ideen in mehr als einer kulturellen Tradition gefunden worden sind.²⁰⁷

²⁰⁷ Vgl. *Sind religiöse Dialoge mögliche Polyloge?* In: Wimmer (2003), S. 114. Wimmer selbst verwendet auch noch eine negative Formulierung dieses Prinzips: „Halte keine philosophische These für gut begründet, an deren Zustandekommen nur Menschen einer einzigen kulturellen Tradition beteiligt waren.“ Vgl. Wimmer (2004), S. 67. Die negative Version könnte zu dem Schluss verleiten, Multikulturalität zu einer Art Wahrheitskriterium zu erhe-

Diese Forderung kann man unter einem theoretischen und einem praktischen Gesichtspunkt plausibilisieren:

Erstens sollte auf Wahrheit zielender Konsens über Kulturen hinweg zu erreichen sein, da ansonsten ein problematischer, kulturrelativistischer Wahrheitsbegriff vertreten werden müsste. Soll dies nicht in einer kulturimperialistischen Weise geschehen, so muss zwangsläufig auch außereuropäischen Kulturen eine nicht-triviale Fähigkeit zugesprochen werden, Wahrheit zu erkennen. Darüber hinaus ist es unwahrscheinlich, dass die „Wahrheitsfähigkeit“ verschiedener Kulturen gänzlich disjunkt ist, etwa dergestalt, dass die westliche Kultur *ausschließlich* in naturwissenschaftlichen Fragen, die indische *ausschließlich* in spirituellen Fragen Wahrheit erkannt hat. Dann aber *müssen* Überlappungen im Sinne Wimmers auffindbar sein.

Zweitens leben wir zumindest ökonomisch, ökologisch, technisch und medial in einer globalisierten Welt, die um einen gemeinsamen Ethos des politischen und ökonomischen Handelns ringt, was jedoch nicht ohne Rücksicht auf die diversen kulturgeschichtlichen Hintergründe der Kulturen der Welt geschehen kann. Zur Fundierung eines gemeinsamen Menschheitsethos würde aber ein gewisser kulturübergreifender philosophischer Konsens einen wichtigen Beitrag leisten. Um auch hier Kulturimperialismus zu vermeiden, wären Überlappungen im Sinne Wimmers die ersten möglichen Ansatzpunkte eines interkulturellen Polylogs²⁰⁸ um Rudimente eines kulturübergreifenden „weltbildlichen“²⁰⁹ Minimalkonsenses.

Konkret gilt es also zu fragen, inwieweit sich in außereuropäischen Kulturen Konzepte finden lassen, die gewisse „Überlappungen“ mit der hier entwickelten Zyklentheorie aufweisen. Der Verfasser glaubt dies im Konzept der „fünf Wandlungsphasen“ der chinesischen Philosophie gefunden zu haben.²¹⁰ Es versteht sich von selbst, dass es im Rahmen dieses Textes nicht möglich ist, die genannte Thematik insbesondere in kulturhistorischer Hinsicht erschöpfend zu behandeln. Vielmehr soll es uns darum gehen, Perspektiven für zukünftige Forschung anzudeuten.

Zyklische Vorstellungen sind im chinesischen Denken immanent bedeutsam.²¹¹ Sie konstituieren wesentlich das Verhältnis des Menschen insbesondere zum natürlichen, zeitlichen Verlaufszusammenhang. Dem daoistischen Denken entsprechend soll dieses Verhältnis im „Nichtstun“ vollzogen werden, womit nicht Tatenlosigkeit gemeint ist,

ben, was nach Einschätzung des Verfassers über das Ziel hinaus schießen würde. Die Quantenmechanik ist ausschließlich im kulturellen Kontext des westlichen Abendlandes entstanden, und deswegen nach dem Verständnis des Autors dennoch nach wie vor die beste Theorie zur Beschreibung der Natur der Materie, die wir zur Zeit haben. Aus diesem Grunde wurde die positive Formulierung bevorzugt.

²⁰⁸ Der Begriff „Polylog“ ist zu verstehen als interkultureller, philosophischer Informationsaustausch, der nach dem Grundsatz „in Gleichrangigkeit bei Ungleichartigkeit“ verfährt und von vielen Positionen allseitig ausgeht. Vgl. Wimmer (2004), S. 66ff u. S. 261.

²⁰⁹ Hier wurde zwischen „Weltbild“ und „Weltanschauung“ unterschieden. In diesem Sinne ist ein „Weltbild“ eine Gesamtheit an Antworten auf die Frage „Was ist prinzipiell der Fall?“, während eine „Weltanschauung“ eine Gesamtheit an Antworten auf die Fragen „Was ist prinzipiell der Fall?“ und „Was folgt daraus für mein Handeln?“ ist.

²¹⁰ Allgemeine Literatur hierzu: Forke (1964), Blofeld (1986), Platsch (2005).

²¹¹ Vgl. Hackmann (1927), S. 62ff.

sondern ein Handeln im Einklang mit dem „natürlichen Lauf der Dinge“, das als optimal auch in Bezug auf die notwendige Kraftanstrengung gesehen wird.

Die Lehre von den „fünf Elementen“ oder „fünf Wandlungsphasen“ wurde seit der „chinesischen Antike“²¹² von zahlreichen Weisheitslehrern und Philosophen Chinas vertreten²¹³ und kann als Versuch verstanden werden, den „natürlichen Lauf der Dinge“ in anschaulicher Weise begreiflich zu machen. Möglicher Weise historisch ausgehend vom Prozess des *Schmiedens* entwickelte die Theorie der „fünf Wandlungsphasen“ eine allgemeine Entsprechungslehre, wie sie in vergleichbarer Weise in der europäischen Geistesgeschichte etwa in der Humoralpathologie oder dem hermetischen Denken²¹⁴ zur Wirkung kamen. Zentrales Instrument der Darstellung derartiger Lehren sind *Analogie tafeln*, bei denen ein fester Satz allgemeiner Kategorien in unterschiedlichen Zusammenhängen regionalisiert wird, wobei nicht selten „Wirkungen“, „Affinitäten“ oder dergleichen zwischen einer Kategorie entsprechenden Regionalkategorien angenommen werden. Insoweit sich die modernen Naturwissenschaften als verbindlicher kognitiver Metahorizont der Naturphilosophie etabliert haben, gelten derartige Denkansätze als veraltet. Nichts desto weniger spielt das Konzept der „fünf Wandlungsphasen“ eine erhebliche Rolle in der traditionellen chinesischen Medizin, wo es bis heute wirksam ist und auch im Westen durch die alternative Medizin rezipiert wird.²¹⁵

Die Lehre von den fünf Wandlungsphasen ist ein Konzept zur Naturbeschreibung mittels der fünf „Elemente“ („Wandlungsphasen“) *Holz, Feuer, Erde, Metall* und *Wasser*. Diese sind nicht zu verstehen als materielle Substanzen im Sinne der modernen Chemie, sondern als *dynamische Qualitäten*, die gemäß dem zugrunde liegenden Analogie-Konzept in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen in *ähnlicher Weise* wirksam werden. So wird jeder der fünf Wandlungsphasen etwa eine Himmelsrichtung, ein Planet oder eine Tugend zugesprochen. Blofeld führt unter anderem Korrespondenzen zwischen *Jahreszeiten, Himmelsrichtungen, Farben, Zahlen, Klimata, Planeten, menschlichen Lautäußerungen, Tugenden, Gefühlsregungen, Tageszeiten, Tieren* und *Sternen* auf.²¹⁶

Gilt es nun das Konzept der fünf Wandlungsphasen mit dem hier entwickelten Zyklensmodell zu vergleichen, so ist die Vergleichbarkeit zunächst dadurch prinzipiell gegeben, dass beiden Konzepte als *Konzepte dynamischer Qualitäten* aufgefasst werden können. Um die beiden Gedankenkonstrukte *im einzelnen* zu vergleichen, ist es jedoch notwendig, sie in gewisser Hinsicht „zur Deckung“ zu bringen, so wie man die Fotografie eines Hauses erst „richtig herum“ halten muss, um sie mit dem originalen Haus vergleichen zu können. Eine Brücke hierbei liefert der Rekurs auf die traditionellen Geschichtsphi-

²¹² Zu verstehen im Sinne Forkes Einteilung in „alte chinesische Philosophie“ (entspr. „chinesische Antike“), „mittelalterliche chinesische Philosophie“ und „neuere chinesische Philosophie“; vgl. Forke (1964).

²¹³ Siehe Stichwort „Elemente“ im Sachregister von Forke (1964³) und den entsprechenden Einträgen der anderen Bände. Zu bemerken ist, dass die Lehre von den „fünf Wandlungsphasen/Elementen“ innerhalb des chinesischen Denkens nicht unwidersprochen blieb, etwa durch Wang Fu-tschü (1619-1692). Vgl. a.a.O. S. 484ff.

²¹⁴ Siehe hierzu: Bachmann, Maniel: *Die Typologie der Analogie in der Naturmystik der Renaissance*. In Gloy/Bachmann (2000), S. 117ff.

²¹⁵ Vgl. Platsch (2005).

²¹⁶ Blofeld (1986), S. 333ff.

losophie Spenglers, die ja ein homologes Verhältnis zum hier vorgestellten Zyklenmodell aufweist. Die Analogie seiner zyklentheoretischen Stufen zu den Jahreszeiten findet sich in entsprechender Weise auch beim Konzept der fünf Wandlungsphasen. Daraus ergibt sich folgendes schematische Zuordnung:

Fünf Wandlungsphasen	Spengler	Moderne Zyklentheorie
Holz	Frühling	Implizite Phase
Feuer	Sommer	Programmatische Phase
Erde		Klassik
Metall	Herbst	Anklassik
Wasser	Winter	Nachklassik

Abbildung 6: Vergleichsschema zwischen den "fünf Wandlungsphasen" und dem Zyklenmodell, vermittelt durch Spenglers Theorie

Spenglers Theorie beschreibt die historischen Verläufe durch vier große Phasen (vgl. Abb.1), während in Beschreibung der hier vorgestellten Zyklentheorie die Klassik als fünftes Element hinzutritt. In diesem Modell hat sie den Charakter eines *Übergangs*. Das Konzept der „fünf Wandlungsphasen“ ist viel allgemeiner als die hier entwickelte Zyklentheorie, deswegen sollen nur diejenigen Korrespondenzen betrachtet werden, die sich unmittelbar auf zeitliche Verläufe beziehen. (Bei Tugenden und Tieren ist dies sicher nicht der Fall, bei Tages- und Jahreszeiten sehr wohl.)

Wandlungsphase	Holz	Feuer	Erde	Metall	Wasser
Jahreszeiten	Frühling	Sommer	Übergang der Jahreszeiten	Herbst	Winter
Tageszeit (Uhr)	3-7	9-13	1-3, 7-9, 13-15, 19-21	15-19	21-1

Abbildung 7: Ausgewählte Korrespondenzen der "fünf Wandlungsphasen" nach Blofeld (1986)

Dieses Schema zeigt, dass es zwischen dem hier vorgestellten Zyklenmodell und dem Konzept der fünf Wandlungsphasen eine formale Entsprechung gibt, die über die durch Spengler vermittelte Gegenüberstellung begrifflicher Elemente beider Denkfiguren hinausgeht. Denn so wie die „Klassik“ als Stufe eine Sonderrolle gegenüber den anderen Stufen inne hat, da sie wesentlich als ein Übergang begriffen wird, so hat auch die Wandlungsphase der „Erde“ eine Sonderrolle gegenüber den anderen Wandlungsphasen, da auch sie jeweils für die Übergänge der Tages- bzw. Jahreszeiten steht, und nicht für ein bestimmtes Zeitintervall. Ergänzend sei angemerkt, dass während der kurzlebigen Qin-Dynastie (221-206 v.Ch.) die „fünf Wandlungsphasen“ in der Tat auch zu ge-

schichtphilosophischen Zwecken herangezogen wurden.²¹⁷

Neben dem hier vorgestellten formalen Vergleichsansatz wäre es notwendig zu untersuchen, ob sich auch *inhaltliche* Korrespondenzen zwischen den einzelnen Wandlungsphasen und den Stufen des Zyklusmodells herstellen lassen. Dies ist jedoch kein leichtes Unterfangen, da der semantische Gehalt der „fünf Wandlungsphasen“ nach westlichen Verständnis ausgesprochen assoziativen, mithin schwer fassbaren Charakter hat. Eine solche Analyse würde einen kritischen Rückgriff auf die historischen Quellen der „fünf Wandlungsphasen“ erfordern und kann im Rahmen dieses Textes nicht geleistet werden. Die herausgestellten „Überlappungen“ sind allenfalls als Kristallisationskerne eines interkulturellen Dialogs zwischen der westlichen und der traditionellen chinesischen Kultur zu verstehen. Nimmt sich die hier vorgestellte Zyklentheorie gegenüber moderner historiographischer Einzelforschung vergleichsweise „global“ aus, so ist sie gemessen an dem Konzept der „fünf Wandlungsphasen“ geradezu von provinzieller Kleinlichkeit. Verglichen mit diesen Polen der Menschheitskulturgeschichte kann also die Zyklentheorie in einer gewissen „vermittelnden“ Position gesehen werden. Die Sichtweise, dass in allen Dingen das immer wiederkehrende Echo einer fundamentalen metaphysischen Ausdifferenzierung nachklingt und nachwirkt, ist dem westlichen Positivismus, der vor allem auf die Differenzierung der Einzeldinge abhebt, zutiefst fremd geworden. Das heißt aber nicht, dass der Westen von dem Dialog mit einer ihr entgegengesetzten Geistes-tradition nicht profitieren könnte.

2.4 Methodische Ergänzungen

2.4.1 „Esprit de finesse“ und „Esprit de géométrie“

Pascal unterschied in seinem wohl wichtigsten Werk *Pensées sur la religion et autres sujets* („*Gedanken über die Religion und andere Themen*“) zwischen zwei intellektuellen Geisteshaltungen, dem „*esprit de géométrie*“ und dem „*esprit de finesse*“. Hier also ein Denkstil, der nach höchster Rationalität strebt, dort ein Denkstil, der mehr einer Haltung des Feinsinns entspricht, der Intuition, bezogen etwa auf die Bereiche des Literarischen, des Künstlerischen, des Religiösen, aber auch auf den zwischenmenschlichen Umgang. Gewiss sind beide Geisteshaltungen wesentliche Aspekte der menschlichen Vernunft – die Fähigkeit zur Kunst zeichnet den Menschen nicht weniger als Vernunftwesen aus, als die Fähigkeit zur Wissenschaft. Darüber hinaus durchdringen sich diese beiden Aspekte bei wohl jeder kognitiven Tätigkeit: Intuition benötigt der Mathematiker ebenso wie der Künstler ein Mindestmaß an Rationalität. Insbesondere in einer (historischen) Wissenschaft von der Kunst sollten beide geistigen Grundhaltungen gegenwärtig sein.²¹⁸

²¹⁷ Wimmer, Franz: China – Geschichte und Geschichtsbild, Vorlesung SS 2004.

²¹⁸ Vgl. Wiersing (2007), S. 738f.

Da diese beiden Geisteshaltungen in unserem Kontext auf die intellektuelle Aneignung des Historischen bezogen werden sollen, gilt es, sie nun noch etwas genauer zu fassen. Hierfür ist die Pascal'sche Terminologie zu allgemein, und wir wollen hier stattdessen von der *narrativ-induktiven* und der *formal-deduktiven Methodik* sprechen. Gewiss hat zumindest historisch gesehen die *narrativ-induktive Methodik* in den historischen Wissenschaften einen gewissen Vorrang, und im Sinne der Unterscheidung von der Geschichtswissenschaft als *idiographisch* und den Naturwissenschaften als *nomothetisch* mag der Gedanke naheliegen, die Anwendbarkeit einer *formal-deduktiven Methodik* sei auf *nomothetische Wissenschaften* beschränkt.

Es gibt jedoch einen wichtigen Grund, warum hiervon a priori nicht auszugehen ist, sondern im Gegenteil, es ein notwendiges Unterfangen darstellt, die historischen Wissenschaften wie Kunstgeschichte für die *formal-deduktive Methodik*, insbesondere das modellhafte Denken zu öffnen, wie es sich etwa auch in der Psychologie etabliert hat. Die Wissenschaftsgeschichte und ihr konstruktiver Umgang mit theoretischen Entwürfen Kuhns, aber auch Lakatos²¹⁹ oder Flecks²²⁰ beweist, dass historische Forschung und modellhaftes Denken durchaus kompatibel sind. Mehr noch: Besonders Kuhns Theorie des Paradigmenwechsels ist – zumindest soziologisch – als ausgesprochener Erfolg der wissenschaftshistorischen Forschung anzusehen. Kuhn wirkte bekanntlich weit über die Wissenschaftsgeschichte hinaus und löste eine heftige wissenschaftstheoretische Debatte aus.²²¹ Der Paradigmen-Begriff ist heute aus wissenschaftsmethodischen Diskussionen kaum mehr wegzudenken. Unter dem Eindruck eines derartigen Erfolges wäre es für andere kulturhistorischen Wissenschaften durchaus nicht unangemessen, eine Übertragung der methodischen Innovation Kuhns zumindest zu erwägen.

Es ist indes kein Zufall, dass sich diese mehr systematischen historiographischen Ansätze in der *Wissenschaftsgeschichte* gegenüber etwa der *Kunstgeschichte* problemlos etablieren konnten. Denn Wissenschaftsgeschichte wird in der Regel von Wissenschaftlern betrieben, welche auch über eine naturwissenschaftliche Ausbildung verfügen und der Umgang mit modellhaften theoretischen Konstrukten ist in den Naturwissenschaften sozusagen tägliches Brot, während Historiker anderer Provinienz in der Regel über keine akademische Erfahrung aus dem Bereich der Naturwissenschaften verfügen.

Der Kulturunterschied zwischen Wissenschaften, welche im wesentlichen nach der *narrativ-induktiven Methodik* forschen und denen, welche dies nach der *formal-deduktiven Methodik* tun, ist nun in der Tat beträchtlich. Insoweit ein Historiker sich dem *idiographischen Wissenschaftsideal* verpflichtet fühlt, wird er sich stets darum bemühen, seine wissenschaftliche Erzählung beim Einzelnen, also etwa einem einzelnen Kunstwerk, beginnen zu lassen. In diesem Sinne arbeitet er induktiv. Der Eigenschaft der historischen Wissenschaften *als Kulturwissenschaften* ist es nun aber geschuldet, dass dieses Einzelne, dem sich die Aufmerksamkeit des Historikers zuwendet, nicht in einer mathema-

²¹⁹ Vgl. Lakatos (1978).

²²⁰ Vgl. Fleck (1935).

²²¹ Vgl. Rose (2004).

tisch-physikalischen Weise mit dem Ideal größtmöglicher Exaktheit beschrieben wird. Kulturwissenschaften untersuchen Gegebenheiten, *insoweit* sie durch Menschen bzw. soziale Verbände bewertet werden. Da nun aber der alltägliche Sprachgebrauch ebenfalls ein solcher ist, der die Gegebenheiten des Alltags nicht im Sinne einer mathematisch-physikalischen Beschreibung thematisiert, sondern insoweit sie subjektiv und sozial bewertet sind, ergibt sich, dass der kulturwissenschaftliche Sprachgebrauch eine größere Nähe zur Alltagssprache hat. In diesem Sinne ist die Sprache eines idiographisch arbeitenden Historikers *narrativ*.

Die *formal-deduktive* Methode nimmt ihren Ausgangspunkt nun nicht bei irgendwelchen realen Gegebenheiten, sondern beim Begriff. In diesem Sinne ist sie *deduktiv*. Eine reine Ausprägung findet diese Methode in der Mathematik, der einzigen Wissenschaft, die gänzlich unabhängig von irgendwelchen empirischen Gegebenheiten sich allein um die Entwicklung einer artifiziellen Sprache und den darin möglichen wahren Aussagen bemüht. Da nun aber Forschung nach der formal-deduktiven Methodik dennoch eine empirische Anbindung erfahren soll, bedient sie sich vornehmlich eines begrifflichen *Modells*. Unter einem solchen ist eine klare terminologische Konstruktion zu verstehen, d.h. in der Regel ein *System von Begriffen*, welche sorgfältig definiert werden. In diesem Sinne ist die formal-deduktive Methode *formal*. Diese begriffliche Konstruktion erhebt nun nicht den Anspruch, die Wirklichkeit in ihrer ganzen Komplexität und Einzigartigkeit abzubilden, sondern gewisse Aspekte der Wirklichkeit angemessen beschreiben zu können. So sehen die Modelle der Festkörperphysik in der Regel davon ab, dass Atomkerne komplexe Strukturen aus vielen Nukleonen sind. Sie beschreiben vielmehr Atomkerne als einfache mathematische Punkte. Jeder Physiker weiß indes, dass Atomkerne keine Punkte sind, doch lassen sich viele Eigenschaften von Festkörpern unter der Annahme, Atomkerne seien Punkte, sehr gut beschreiben, während eine Beschreibung, welche von dieser Vereinfachung absieht viel schwieriger oder gar nicht durchführbar ist. Häufig ist es so, dass ein Forschungsprogramm mit einem einfachen Modell beginnt und dieses im Laufe der Zeit verfeinert wird. Das heißt Modelle sind nicht korrespondenztheoretisch zu verstehende Abbilder der Wirklichkeit, sondern Hilfsmittel zu einer erfolgreichen Beschreibung, welche gegebenenfalls angepasst, verfeinert und mithin durch alternative Modelle ergänzt werden kann.²²² Der große Vorteil einer Verwendung von Modellen besteht darin, dass für viele physikalische Probleme

²²² Vgl. hierzu Simmel: „Ihr [der Geschichtswissenschaft] gegenüber gilt es vor allem die Beseitigung des naiven Realismus, der sich von dem Erkenntnisbilde der äußeren Dinge auf das der inneren zurückgezogen hat. Der Realismus des Erkennens, der die Wahrheit für die Übereinstimmung des Denkens, im Sinne eines Spiegelbildes, mit dem ihm im absoluten Sinne äußeren Gegenstände erklärt, ist für die Naturwissenschaft beseitigt. Auch ist es relativ leicht einzusehen, daß der Ausdruck des realen Geschehens durch mathematische Formeln, Atome, Mechanismus oder Dynamismus nur eine symbolische Formulierung ist, ein Aufbau aus geistigen Kategorien, der nur ein Zeichensystem für sein Objekt und nichts weniger als eine deckende Nachzeichnung derselben. Aber in den geisteswissenschaftlichen Erkenntnissen verleitet die Gleichheit der Erkenntnisfunktion und ihres Objekts – da beide Geist sind – noch immer zu jenem Naturalismus, der ein einfaches Abschreiben des einen durch das andere für möglich und das Maß seiner Treue für das Wertmaß der Erkenntnis hält. [...] um den Bedürfnissen des Wissens zu genügen, erhalten sie [die Tatsachen] eine Anordnung nach Vorder- und Hintergründen, eine Betonung singulärer Punkte, innere Beziehungen nach Werten und Ideen, gleichsam über den Kopf der Realität hinweg, die aus ihnen ein neues Gebilde eigener Art und Gesetzmäßigkeit schaffen.“ Simmel (1922), S.53f.

zwar die grundlegenden Kausalgesetze bekannt sind, es aber nicht möglich ist, allein aus diesen eine gesetzmäßige Beschreibung abzuleiten. In solchen Fällen stellen Modelle Vereinfachungen dar, mit Hilfe derer doch eine gesetzmäßige Beschreibung möglich ist.

Ein Beispiel hierfür ist die klassische Beschreibung eines elektrischen Feldes bei Anwesenheit von Materie. Hierbei wird die Materie als homogen und elektisch neutral angenommen, wohlwissend, dass dies auf mikroskopischer Skala nicht der Fall ist. Für makroskopische Fragen ist dies jedoch nicht wichtig, da sich unter den – streng genommen falschen – Modellannahmen dennoch brauchbare Beschreibungen ergeben. Eine exakte, auf „wahren“ Annahmen, welche die elektromagnetischen Verhältnisse auf der atomaren Skala berücksichtigt, beruhende Beschreibung ist aber in der Praxis im Allgemeinen nicht möglich, da die mikroskopische Struktur der Materie in der Regel nicht bekannt ist.

Der entscheidende Punkt des modellhaften Denkens, welches der formal-deduktiven Methode entspricht, ist nun folgender: Das Modell, d.h. die begriffliche Konstruktion besitzt ein hohes Maß an Eindeutigkeit und Klarheit. Im physikalischen Kontext sind die Modelle mathematischer Natur und haben aus diesem Grunde im Allgemeinen naturgemäß höchstmögliche begriffliche Klarheit. Dies ist der Gewinn, welcher durch die mitunter drastische Vereinfachung der wirklichen Gegebenheiten erkauft wird.

Betrachten wir nun ein Beispiel oder genauer gesagt eine symbolische Illustration des eben entwickelten Gedankens. Angenommen eine (kunst)historische Gegebenheit soll wissenschaftlich erörtert werden. Wir wollen diese Gegebenheit durch eine Vase symbolisieren (vgl. Abbildung 8), wobei die genannte Gegebenheit in der Regel nicht nur als einzelnes Werk zu denken ist, sondern im Allgemeinen als *Werkgruppe*. Wie bereits festgestellt, ist nicht die „reale“ Vase Gegenstand der historischen Wissenschaften, sondern die Vase, insoweit sie eine kulturelle Semantik trägt und ihrerseits bereits als etwas Bewertetes in Betracht kommt. Dies wollen wir dadurch symbolisieren, dass die ideale kognitive Repräsentation der historischen Gegebenheit als der *Umriss* der Vase, genauer gesagt einer *Projektion des Umrisses in eine zweidimensionale Ebene*, entspricht.

Es ist nun sehr aufschlussreich, die Frage zu stellen, wie einerseits die narrativ-induktive und andererseits die formal-deduktive Methode die historische Gegebenheit (der Vase) zu beschreiben vermögen. Die narrativ-induktive Methode beginnt beim Einzelnen. Sie wird sich also zunächst darum bemühen, eine Einzelheit der Vase, etwa deren Fuß, zu beschreiben, mit Hilfe einer narrativen und naturgemäß unscharfen Sprache. Dem entspricht es, wenn bei einer kunsthistorischen Analyse zunächst einmal mit der Beschreibung eines Kunstwerkes begonnen wird, bevor dieses einer Interpretation unterzogen oder mit anderen Kunstwerken verglichen wird. In der formal-deduktiven Methode wird man sich hingegen darum bemühen – ganz im Sinne naturwissenschaftlicher Modellbildung – ein Modell für den Umriss der Vase zu finden, dem eine eindeutige begriffliche Beschreibung entspricht. Ein solches Modell könnte beispielsweise in dem

Begriff des Rechtecks bestehen. Der Einwand, der an diesem Punkt vom Standpunkt der induktiv-narrativen Methodik aus an die formal-deduktive Methode zu erwarten ist, liegt auf der Hand: Offensichtlich ist der Umriss der Vase kein Rechteck und – so wollen wir hier antizipieren – eine Methodik, die nicht beim Einzelnen beginne, müsse notwendiger Weise bei einer „Vergewaltigung“ der (historischen) Gegebenheit durch vorgefertigte Begriffe enden. Es ist dies genau ein Standard-Vorwurf gegen jede Form der Geschichtsphilosophie, der leicht mit dem Verweis auf die Komplexität und Multifaktorialität des historischen Geschehens zu unterfüttern ist. (Der Kritik des geschichtsphilosophischen Denkens werden wir uns ausführlicher in Kapitel 4 widmen.) Und doch fußt dieser Vorwurf darauf, dass die beiden genannten Methodiken entweder von Seiten des formal-deduktiv Argumentierenden oder von Seiten seines Kritikers nicht deutlich genug erkannt bzw. klar genug voneinander unterschieden werden. Kurzum: *In der Konfundierung der narrativ-induktiven und der formal-deduktiven Methodik liegt ein Hauptproblem in der Beurteilung geschichtsphilosophischen Denkens.*

Da die narrativ-induktive Methode beim Einzelnen beginnt, muss sie mit dem Einzelnen fortfahren, um das Ganze einer historischen Gegebenheit durch einen kumulativen Prozess des Erzählens zu erschöpfen. Ganz anders die formal-deduktive Methode. Da es wesentlicher Bestandteil des modellhaften Denkens ist, zwischen Modell und zu modellierender Gegebenheit zu unterscheiden, spricht es durchaus nicht gegen ein solches, wenn es noch der *Verfeinerung* bedarf. Einer ersten Annäherung einer komplexen Gegebenheit durch ein Modell ist es durchaus gestattet, offenkundige Fehler zu zeitigen, insofern das Modell um Anweisungen ergänzt wird, wie eine solche Verfeinerung vorgenommen werden kann. In unserem Beispiel ist die Anweisung zur Verfeinerung des Modells sehr einfach. Sie besteht darin, das Modell mehrfach anzuwenden. Das Rechteck als Modell für den Umriss einer Vase ist nämlich durchaus brauchbar, insofern durch eine rekursive Anwendung des Modells die offenkundigen Unterschiede zu einer idealen kognitiven Repräsentation der historischen Gegebenheiten verkleinert werden. Dieser Prozess der Annäherung an eine (fiktive) ideale kognitive Repräsentation ist im Prinzip unbegrenzt. Wo also auf der Seite der narrativ-induktiven Methode eine *kumulative Narration* steht, haben wir es (in unserem Beispiel) mit einem Prozess der *iterativen Approximation* zu tun.

Wir haben nun diese Überlegungen auf die hier vorgestellte Zyklentheorie zu beziehen. In völliger Analogie zu dem Beispiel in Abbildung 8 ist auch unsere Zyklentheorie iterativ anwendbar. Im Sinne der zeitlichen Skaleninvarianz kann sie mehrfach auf die selbe kunsthistorische Gegebenheit angewendet werden, und dieser Prozess der iterativen Approximation ist im Prinzip unbegrenzt. Entscheidend ist nicht, dass eine *einzelne* Anwendung der Zyklentheorie *alle* wesentlichen Bestimmungsmomente der historischen Gegebenheit angemessen modelliert, sondern dass sie gewissen Aspekten gerecht wird. Sie ist heuristisch dann gerechtfertigt, wenn ihre Anwendung Sichtweisen bzw. Fragestellungen eröffnet, die sich ohne Anwendung des Zyklusmodells nicht ohne weiteres ergeben hätten.

Der suggestive Charakter des in diesem Abschnitt entwickelten Beispiels darf indes nicht darüber hinweg täuschen, dass es im Verhältnis der Zyklen­theorie zur fiktiven kognitiven Repräsentation einer historischen Gegebenheit einen beträchtlichen Unterschied zum gewählten Beispiel gibt. Die approximative Annäherung an die zweidimensionale Projektion des Umrisses einer Vase durch die rekursive Anwendung des „Rechteck-Modells“ ist in der Tat beliebig genau durchzuführen. (Nebenbei bemerkt entspricht sie genau dem Paradigma der digitalen Datenverarbeitung einerseits wie einem numerischen Verfahren zur Berechnung von Flächenintegralen andererseits.) Eine solche *Konvergenz* kann für die iterative Anwendung des Zyklenmodells nicht behauptet werden, allein schon, weil externe historiographische Aspekte durch das Zyklenmodell nicht explizit modelliert werden. Sollte es im Sinne der Zyklen­theorie möglich sein, die Geschichtswissenschaften um weitere Forschung nach dem formal-deduktiven Paradigma zu ergänzen, so ist darüber hinaus zu vermuten, dass noch weit mehr Theoriebildung zu betreiben wäre, als es durch die Entwicklung dieser Zyklen­theorie geschehen ist. Hieraus ergibt sich im Nachhinein eine Rechtfertigung dafür, nur interne Aspekte der Geschichtsschreibung berücksichtigt zu haben. Das verstärkte Bemühen um eine abstrakte Begrifflichkeit im Sinne der formal-deduktiven Methode, wie es in dem hier vorgestellten Zyklenmodell geschieht, kann nicht für alle kunsthistorischen Forschungsansätze zugleich erfolgen, da dies den Rahmen eines Textes wie den vorliegenden bei weitem sprengen würde. Ein Rekurs auf die stilgeschichtlichen Wurzeln der modernen Kunstgeschichte impliziert in diesem Sinne die Notwendigkeit von theoretischen Ansätzen, die über das hier Diskutierte hinausgehen.

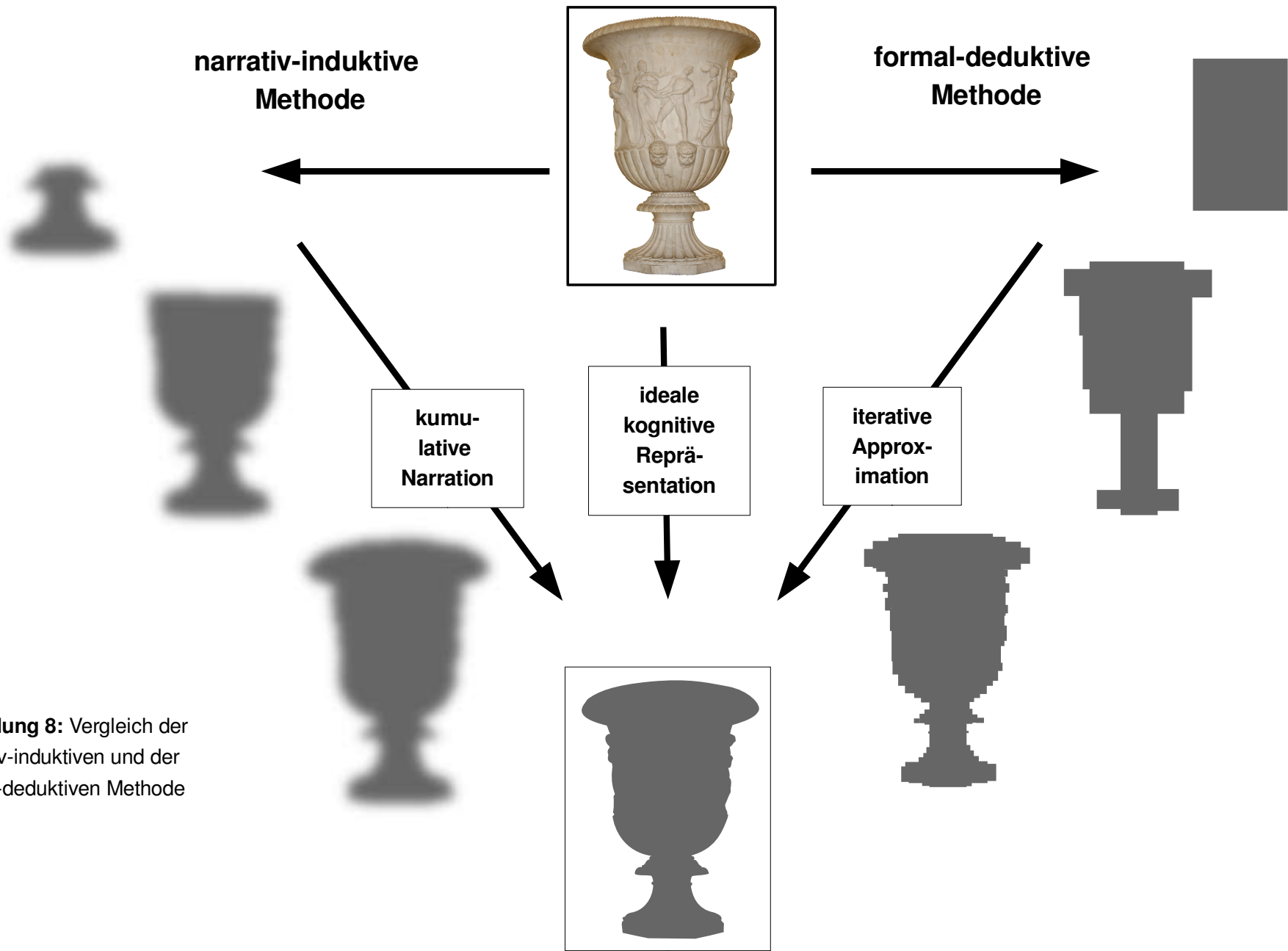


Abbildung 8: Vergleich der narrativ-induktiven und der formal-deduktiven Methode

2.4.2 Bemerkungen zur Pragmatik der Zyklen­theorie

Über den *Gegenstandsbereich*, allgemeiner über die *empirisch relevanten Aspekte* der Zyklen­theorie wurde implizit bei den Darstellungen bis hierher immer dann gesprochen, wenn *Beispiele* angeführt wurden. Zugleich hatten wir stets und vor allem die *interne begriffliche Struktur* der Zyklen­theorie diskutiert. Es fehlt uns nun noch eine Standortbestimmung der hier vorgestellten Zyklen­theorie bezüglich der *pragmatischen Aspekte* wissenschaftlicher Tätigkeit.²²³ Die nun folgende Pragmatik, die sich als eine Mehrzahl von Einzelpragmatiken erweisen wird, ist zu verstehen als Reflexion, welche die Frage klären soll, wie Anwendungen der Zyklen­theorie zu *interpretieren* sind. Bisher (vor allem in Kap. 2.1) wurde diese so dargestellt, als sei sie mit einer ganz bestimmten, einheitlichen Methodik verbunden. Zunächst einmal hatten wir dies in der Tat so verstehen wollen. Es stellt sich jedoch heraus, dass die Zyklen­theorie unter dem Regime verschiedener Pragmatiken in Betracht kommen kann. Anstatt nun an einem starren Interpretationsschema dieser Zyklen­theorie festzuhalten, soll eine Rangfolge von möglichen Interpretationen dargestellt werden. Diese Rangfolge ordnet sich danach, wie stark die für diese Interpretationen notwendigen Zusatzannahmen sind.

Die Zyklen­theorie kann mindestens auf folgende fünf Weisen interpretiert werden: (1) als ein loser Rahmen theoretischer Begriffe, welche die historiographische Arbeit in einem heuristischen Sinne zu inspirieren vermögen; (2) als Modell, das instrumentell dazu dienen kann, historische Abläufe einer begrifflichen Strukturierung zu unterziehen; (3) als *normatives Modell*, dessen Anwendbarkeit als ein Maß für das Vorhandensein einer internen, also ungestörten ideengeschichtlichen Entwicklung interpretiert wird; (4) als spezifisches Modell zur Reflexion und Formulierung der mannigfaltigen krisenhaften Erscheinungen der Gegenwart; (5) als Geschichtsphilosophie im konventionellen Sinne, wobei hierzu gegebenenfalls ein globaler Zyklus der menschlichen Kulturentwicklung *insgesamt* zu postulieren wäre.

Welche Interpretation letztlich zu wählen ist, hängt vom Erkenntnisinteresse des historisch Forschenden ab. Für eine dezidierte Gesellschaftskritik werden historische Reflexionen unter dem Regime der Pragmatik (1) kaum viel beitragen, während das Verständnis vergangener, jedoch nicht allzu ferner Kunstepochen unter dem Regime der Pragmatik (5) kaum profitieren dürfte. In jedem Falle aber besitzt bei der Auswahl der Pragmatik die Empirie ein gewisses Vetorecht. Es erscheint zumindest gefährlich, etwa einen normativen Ansatz im Sinne der Pragmatik (3) zu wählen, wenn es für die sich daraus ergebenden Kritikpunkte nicht auch unabhängig von einer zyklentheoretischen Analyse historiographische Relevanz gibt. Gleichwohl ist die Kunstgeschichte durchaus wertend tätig. Wenn also ein Kunsthistoriker das Schaffen *Carlo Fontanas* dahingehend

²²³ Die hier implizit zur Anwendung kommende Trias *Theorie, Empirie* und *Pragmatik* kann durchaus zu Kants Dreiteilung in *theoretische, praktische* und *urteilende* Vernunft gesehen werden. Vgl. aber auch Acham (1974), dessen analytische Geschichtsphilosophie sich aufteilt nach dem *Gegenstandsbereich historischer Erklärung* (Empirie), der *Formen des historischen Erkarens* (Theorie) und der *Pragmatik historischer Darstellungen*.

kritisiert, dass dieses in seiner Bedeutung und künstlerischen Originalität hinter dem *Berninis*, *Borrominis* und *Cortonas* zurückbleibt, so liefert die Zyklentheorie Ansatzpunkte, wie diese Kritik zu systematisieren ist (siehe Kap. 3).

Zu (1): Diese schwächste der eingeführten Pragmatiken dürfte nur schwer zu kritisieren sein. Schließlich ist es gleichgültig, wo sich ein Wissenschaftler für seine Arbeit inspirieren lässt, ob beim Anblick einer Gebirgslandschaft oder bei einer irgendwie gearteten Zyklentheorie. Sieht man von dem unwahrscheinlichen Fall ab, dass die hier vorgestellte Zyklentheorie sich als äußerst inspirierend erweisen, darüber hinaus aber unter jeder strengeren Pragmatik versagen würde, so hätte diese Theorie den Status einer beliebigen kreativitätsfördernden Technik und wäre deshalb philosophisch kaum interessant.

Zu (2): Diese Pragmatik ist im Sinne unserer Darstellung die Pragmatik erster Wahl, weswegen wir sie die *wesentliche Pragmatik* nennen wollen. Insbesondere der instrumentelle Nominalismus zielt dabei darauf ab, die Zyklentheorie einer allzu direkten weltanschaulichen Einbindung zu entkleiden und sie auf ein Modell historischer Entwicklung zurückzuführen. Die methodischen Bemerkungen in Abschnitt 2.1 können als Explizierung dieser Pragmatik verstanden werden. Soll die Zyklentheorie als ein Modell für interne, autochthone ideengeschichtliche Entwicklungen Relevanz besitzen, so ist es notwendig, aufzuzeigen, dass das sich aus der Anwendung der Zyklentheorie ergebende Bild historiographische Relevanz besitzt – mehr noch: dass die zyklentheoretische Analyse es tatsächlich vermag, die historischen Spuren derart zu befragen, dass sich für den Historiker neuartige Fragestellungen und Erkenntnisse ergeben.

Aus praktischer Sicht stellt sich hier jedoch das Problem, dass viele Historiker jeder Sichtweise der Geschichte, die sich auch nur ansatzweise in Richtung Nomothetik bewegt, skeptisch gegenüber stehen.²²⁴ Historisch hängt dies damit zusammen, dass die moderne Geschichtswissenschaft gerade in jener Zeit die Phase ihrer prägenden Selbstdefinition erfuhr, als der Stern der Geschichtsphilosophie nach dem Tode Hegels im Sinken begriffen war. Neben Jacob Burckhardt – dessen Kritik des Historizismus wir in Kapitel 4 besprechen werden – war es vor allem Johann Gustav Droysen, welcher die methodischen Fundamente der modernen, quellenkritischen Historiographie legte. Die moderne Geschichtswissenschaft fand durch die Emanzipation von der traditionellen Geschichtsphilosophie zu sich.²²⁵ Selbst wenn also die hier vorgestellte Zyklentheorie ein im hohen Maße adäquates Modell darstellt, ist es dennoch angesichts der geschilderten Sachlage höchst fraglich, ob es in irgendeinen historiographischen Diskurs Einzug zu halten vermag.

Zu (3): Insbesondere bei der im dritten Kapitel folgenden Besprechung der römischen Barockarchitektur wird die Möglichkeit zu Tage treten, die Zyklentheorie auch normativ zu gebrauchen. Einem solchen Gebrauch liegt die Annahme zugrunde, dass diese Theorie nicht *irgendein* Modell zur Beschreibung historischer Prozesse ist, sondern dass es sich um ein a priori gültiges und idealiter für jeden internen, autochthonen, intersubjek-

²²⁴ Vgl. Faber (1978), S. 15f.

²²⁵ Vgl. Wiersing (2007), S. 391ff.

tiven, historischen, kreativen Prozess anzunehmendes Modell handelt. Diese hinzutretende Annahme ist keineswegs selbstverständlich und gegebenenfalls abzuschwächen. In jedem Falle aber wird dadurch das Zyklenmodell mehr als nur ein Modell. Die Wertung besteht dann darin, zu unterstellen, dass historische Prozesse in dem Maße „ideal“ ablaufen, als dieselben durch die Struktureinheiten der Zyklentheorie konturiert werden können. Hierbei ist eine „Zeit“ oder „Epoche“ als „ideal“ anzusprechen, insoweit sie die in der internen Entwicklung grundgelegten Möglichkeiten voll ausschöpft.

Dieser normative Schematismus birgt nun durchaus Gefahren. Wenn beispielsweise versucht werden sollte, die Architektur der Gotik – etwa in Frankreich – zyklentheoretisch zu modellieren, so könnte als Ergebnis festgestellt werden, dass diese Epoche der Kunstgeschichte nur recht unvollkommen dem durch das Zyklenmodell entworfene Bild entspricht. Dies etwa deshalb, weil die „Klassiker“ der gotischen Architektur – Chartres, Reims, Amiens – keine hundert Jahre nach Entstehung der Gotik auftreten, während sich die Spätgotik über zwei Jahrhunderte erstreckt. Dies ist nun kein expliziter Widerspruch zum Zyklenmodell, doch waren wir bei der Verzeitlichung kunsthistorischer Epochen immer davon ausgegangen, dass die Stufen des Zyklenmodells hier immer in etwa gleich langen Zeitintervallen auftreten. Im Falle der mittelalterlichen Architektur, die ja doch mit der Auseinandersetzung um den katedralen Sakralbau über eine durchgängige Thematik verfügt, sprechen eben viele Tatbestände dafür, nicht die Epochen der romanischen oder gotischen Architektur zyklentheoretisch zu beschreiben zu versuchen, sondern einen übergeordneten Zyklus der mittelalterlichen Architektur. In diesem Bild kann die Gotik als die *Spätphase* (dieses Zyklus) diskutiert werden, die Entstehung der Gotik selbst als die zentrale Diskontinuität und „Klassik“ der mittelalterlichen Baukunst. Wenn also die Zyklentheorie auf die Epoche der gotischen Architektur nicht befriedigend anzuwenden sein sollte, so könnte dies daran liegen, dass die Beschreibung der Gotik im Rahmen eines übergeordneten Zyklus der mittelalterlichen Architektur allgemein die angemessenere Modellierung der Zyklentheorie darstellt. So dekonstruiert etwa Suckale den Beginn der gotischen Architektur im Begriff eines Epochenbeginns, wenn er feststellt:

Wenn man beim Sugerbau [Abt Suger von St. Denis] immer nur auf das Neue achtet, dann übersieht man auch, daß er eine *Synthese von älteren Architekturelementen unterschiedlicher Herkunft ist*.[...] Man kann Saint Denis erst verstehen, wenn man es als eine bewußte und relativ späte Zusammenfassung vieler zeitgenössischer Bemühungen sieht, weniger im Gegensatz zum Alten, eher als eine Überbietung, als der Versuch, einen neuen Standard zu setzen. Die gotische Architektur ist etwas Neues, gegenüber dem Romanischen, aber steht nicht in einem Gegensatz zu ihm; der Epochenwechsel ist kein Bruch.²²⁶

Diese Charakterisierung ist nun aber genau im Sinne der Zyklentheorie als Übergang von der programmatischen Phase zur Klassik zu verstehen, in dem Sinne, dass die Klassik (Entstehung der Gotik) eine *Synthese* vorläufiger programmatischer Richtungen darstellt. Die vorromanische Architektur wäre demnach die implizite Phase und die

²²⁶ Suckale (1989), S. 234.

Romanik die programmatische, deren zentrale programmatische Elemente der Spitzbogen, der Dienst, das Kreuzgratgewölbe, der Kapellenkranz etc. darstellen würden – jene Elemente, die relativ unverbunden und zum Teil regional getrennt während der Romanik herausgebildet wurden, deren *Synthese* dann den Moment einer *reifen Normgebung und Kanonbildung* darstellt.

Ein Kunsthistoriker könnte allerdings auch zu der Überzeugung kommen, dass sich die Gotik doch als eigener Zyklus beschreiben lässt, insbesondere wenn er sich etwa auf die englische Gotik beschränkt. Es ist nun durchaus denkbar, dass beide Perspektiven jeweils Idealisierungen darstellen, und die in einem gewissen Rahmen historisch angemessene Interpretation der Gotik als vermittelnde Position zwischen diesen Idealisierungen begriffen werden kann.

Zu (4): Dem Inhalt einer reflexiven Verortung der Gegenwart werden wir uns in Kapitel 5 widmen. Die hinzutretende Annahme ist hierbei, dass das Zyklenmodell tatsächlich auf ein angemessenes Bild der gegenwärtigen Lage der Menschheit bzw. der westlichen Kultur führt. Wir werden sehen, dass hierbei von der Zyklentheorie in mehrfacher Instanzierung Gebrauch gemacht werden muss. Jede dieser spezifischen Instanzierungen fasst dabei einen speziellen Problemkreis ins Auge. Wiederum kann es nicht darum gehen, bei der formalen Applizierung des Zyklenschemas zu verharren, sondern stets sind die historische Spuren daraufhin zu befragen, ob eine Interpretation im Sinne der Zyklentheorie einen wissenschaftlichen Mehrwert liefert.

Zu (5): Zwar hatten wir eingangs die Interpretation der Zyklentheorie im Sinne einer traditionellen Geschichtsphilosophie ausgeschlossen, im wesentlichen deshalb, um eine formale Theorieentwicklung zu ermöglichen. Der Wert dieses methodischen Vorgehens liegt darin, dass auf diese Weise das formale Modell der Beschreibung von den zusätzlichen pragmatischen Annahmen geschieden wird, welche die begriffliche Struktur der beschreibenden Termini zu Interpretationen tatsächlicher Historie machen. In diesem Schritt liegt immer ein spekulatives Moment. Ihn explizit und gesondert von den auf Beschreibung, strukturelle Analyse oder begriffliche Rekonstruktion abzielenden Termini zu benennen heißt nichts anderes als den Versuch, ein Zwitterwesen aus eschatologischer Sinnbestimmung und historischer Analyse, dieses Zwitterwesen namens traditioneller Geschichtsphilosophie, einer neuerlichen Rationalisierung zu unterziehen – zusammengefasst: eine Zeitgemäße Geschichtsphilosophie braucht auch unter dem Regime einer starken Pragmatik eine möglichst weitgehende Trennung von Analyse und Urteil.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen Natur- und Geisteswissenschaften besteht darin, dass ein Gegenstand der letzteren stets als etwas Gegenstand von Wissenschaft wird, das bereits den Charakter von etwas Bewertetem trägt. Ein Atom, ein Elementarteilchen oder eine elektrische Ladungsverteilung kommt zunächst einmal als etwas Vorhandenes oder nicht Vorhandenes in Betracht. Eine irgendwie geartete Wertung erfolgt erst durch die Naturwissenschaft. Ein Gedicht, ein Kunstwerk oder ein historisches Geschehen tritt

in das Gesichtsfeld des geisteswissenschaftlichen Forschers als bereits bewertete, wert-behaftete, kurz kulturelle Gegebenheit und werden als solche Gegenstand der Wissen-schaft. Geisteswissenschaft aber muss sich unterscheiden vom Feuilleton und von der Belletristik eben dadurch, dass der niemals wertneutrale Standpunkt einer Interpretation zumindest implizit benannt wird. Damit stellt aber der interpretatorische Standpunkt ei-nes geisteswissenschaftlichen Diskurses keinen unverrückbaren Grund dar, sondern kann auch hypothetisch angenommen werden. In jedem Falle sollte ein Geisteswissen-schaftler eine reflexive Distanz zu den Prämissen des eigenen Forschungsansatzes ha-ben. Hier verläuft die Trennlinie zwischen Wissenschaft und Ideologie.²²⁷

Deswegen ist es durchaus von wissenschaftlichem Interesse, zu klären, unter welchen interpretatorischen Zusatzannahmen die Zyklentheorie zu einer traditionellen Ge-schichtsphilosophie wird. Man könnte hierzu den Begriff eines *wesentlichen Zyklus* ein-führen. In diesem Sinne würde ein *wesentlicher Zyklus* eine spezifische Instanziierung des Zyklusmodells darstellen, welcher aus irgendwelchen Gründen ausgezeichnet ist. Hierdurch würde jedoch die methodische Vorgabe der *Aspekthaftigkeit* missachtet wer-den. Betrachtet man Zyklen in der Größenordnung der Spengler'schen Kulturzyklen als wesentliche Zyklen, so nähert sich die zyklentheoretische Interpretation dem klassi-schen zirkulären Standpunkt Spenglers, Vicos oder Danilewskis an. Wäre es demgegen-über möglich, *einen* globalen, jedoch unvollendeten Zyklus für die ganze Menschheitsgeschichte als wesentlichen Zyklus auszumachen, so ergäbe sich ein Bild, das dem eines linearen geschichtsphilosophischen Verständnisses nahe käme. Damit er-scheinen die beiden wichtigsten Grundpositionen der traditionellen Geschichtsphiloso-phi (lineare und zyklische Konzepte) gewissermaßen als zwei mögliche Spezialfälle, in jedem Falle jedoch als vereinfachende Perspektiven gegenüber dem, was sich unter An-wendung der *Aspekthaftigkeit* an geschichtsphilosophischer Analyse aus unserem Zy-klusmodell gewinnen lässt.

2.4.3 Sinn und Heuristik geschichtsphilosophischen Denkens

Wir sind nun an dem Punkt, an welchem die Vorstellung der Zyklentheorie abgeschlos-sen ist. Damit einhergehend soll nun die Frage behandelt werden, welchen grundsätzli-chen *Sinn* ein solcher Denkansatz hat. Hatten wir im letzten Abschnitt *spezifische Pragmatiken* thematisiert, so geht es hier nun um eine *allgemeine Pragmatik*. Mit dem ersten wichtigen Punkt, der hierbei zu nennen ist, haben wir uns bereits beschäftigt. Die Zyklentheorie liefert ein Modell für interne geistesgeschichtliche Entwicklungen, wel-ches dazu beitragen soll, das Begreifen historischer Spuren zu befruchten. Anschauun-gen ohne Begriffe sind bekanntlich blind. In Anschauung der historischen Spuren benötigt auch die historische Forschung Begriffe. Insoweit die Zyklentheorie hierbei le-diglich modellhaft verstanden wird, erübrigen sich die klassischen Argumente, welche gegen traditionelle geschichtsphilosophische Denkansätze prinzipiell vorzubringen sind,

²²⁷ Diese Kennzeichnung ist nicht als vollständig anzusehen. Vgl. hierzu Kocka (1986), S.40ff. Kocka bemüht sich eingehender als hier vorgetragen darum, Geschichtswissenschaft von Ideologie abzugrenzen.

worauf wir im Einzelnen noch in Kap. 4 zu sprechen kommen werden. Ein erfolgreiches Vorbild hierbei ist Thomas Kuhns Theorie des Paradigmen­wechsels.

Wir hatten anfangs von der Notwendigkeit allgemeiner Begriffe im Kontext der wissenschaftlichen Aneignung des Historischen gesprochen: *Renaissance*, *Aufklärung*, *Absolutismus*, *Neuzeit*, *Moderne*, *analytische Philosophie*, *Faschismus* sind solche Begriffe, die sich aus der Historiographie nicht wegdenken lassen. Zunächst einmal haben sie einen statischen Charakter. Die historischen Gegebenheiten, auf die derartige Begriffe referieren, sind aber zweifelsohne dynamischer Natur. Niemand wird ja die Meinung vertreten, dass der Absolutismus um das Jahr 1650 der gleiche war wie der um das Jahr 1750. Die Zyklen­theorie liefert nun insbesondere ein Modell dafür, wie sich allgemeine historiographische Begriffe, die beständig von den Geschichtswissenschaften gebraucht werden, verzeitlichen lassen.

Geht es uns also darum, die Geschichte besser zu verstehen? Ja. Doch dies war seit jeher nicht die einzige Motivation, Geschichtsphilosophie zu betreiben. Interessanter, mitunter auch im negativen Sinne verlockender, ist ihre Anwendung auf die Gegenwart und mehr noch die Zukunft. Solches kann aber nur bedingt Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung sein. Denn eine zeitdiagnostische und prognostische Anwendung geschichtsphilosophischen Denkens trägt stets *spekulativen* Charakter. Der Terminus „Spekulation“ hat für gewöhnlich zwei Bedeutungen. Zum einen steht er für einen (theoretischen) Schluss, dessen Anwendbarkeit auf reale Gegebenheiten als epistemisch nicht gerechtfertigt angesehen wird (weshalb er sich dennoch als zutreffend erweisen kann). Zum anderen begegnet uns dieser Terminus im ökonomischen Kontext, wenn Vermögen mit unsicherer Aussicht auf einen Gewinn angelegt wird. Und dennoch – so soll hier behauptet werden – handelt es sich im Grunde genommen um dieselbe Bedeutung. Dass Spekulation im ersten Kontext eher als ein zu Vermeidendes bezeichnet, was im zweiten aber – abhängig von der Risikobereitschaft – durchaus nicht notwendig erscheint, erklärt sich aus der Eigenart spekulativen Denkens. Kantisch gesprochen ist nämlich Spekulation keine Funktion der *theoretischen Vernunft* sondern vielmehr der *Urteilkraft*, jener Fähigkeit, welche theoretisches, hypothetisches Denken auf praktische Entscheidungsnotwendigkeiten bezieht, um Handeln zu ermöglichen.²²⁸ Spekulatives Denken bewegt sich damit immer zwischen den Polen Determinismus und Kontingen­z. Spekulative Schlüsse haben damit natürlich nicht die notwendige Evidenz, wie Schlüsse der theoretischen Vernunft sie haben sollten, etwa in der Mathematik. Dennoch und gerade deswegen ist spekulatives Denken aber notwendig für die individuelle wie kollektiv-gesellschaftliche Freiheit. Denn diese wird einerseits dann unmöglich, wenn die Zukunft eine streng determinierte ist, andererseits aber ebenso, wenn Zukunft ein gänzlich willkürliches, chaotisches und in keiner Weise abzuschätzendes Geschehen darstellt. Denn wenn sich die Rahmenbedingungen menschlichen Handelns in keiner Weise geistig antizipieren lassen – wenn auch nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit – bleibt Wahlfreiheit zwar formal bestehen, eine reflektorische Aneig-

²²⁸ Vgl. Simmel (1922), S. 152ff.

nung von Zukunftsoptionen wird indes unmöglich. Denn wenn es, das Zukünftige betreffend, nichts gibt, womit wir mit einer gewissen Sicherheit rechnen können, da sich aus gegenwärtigen Gegebenheiten kaum künftige extrapolieren lassen, gibt es in der Praxis auch nichts, wofür oder wogegen man sich in vernünftiger Weise entscheiden könnte.

Daraus folgt, dass der prognostische Gebrauch geschichtsphilosophischer Modelle wichtig sein kann für unsere Fähigkeit, Geschichte, Zeitgeschichte und Zukunft zu begreifen. Ein solcher Gebrauch kann aber niemals deterministischen Charakter haben. Nehmen wir beispielsweise (im Sinne unseres Zyklenmodells) an, dass wir die Gegenwart als einen Zeitpunkt identifiziert hätten, der dem klassischen Punkt einer Anwendung des Zyklenmodells entspricht. Wird die Zukunft überwiegend akademistischen oder antiakademistischen Charakter tragen? Wird das Zyklenmodell in der Zukunft nur partiell anwendbar sein und damit die Zukunft möglicherweise überhaupt nicht befriedigend durch das Zyklenmodell beschreibbar? Die Beantwortung dieser Fragen ergibt sich *nicht* aus dem vorgestellten Zyklenmodell. Darüber hinaus kann sich jedes *Ende eines Zyklus*, womöglich jeder *Niedergang*, in Wahrheit als anbahnende Klassik eines übergeordneten Zyklus erweisen. Damit macht die hier vorgestellte Zyklentheorie einen endzeitlichen Fatalismus und Pessimismus, wie er etwa der Spengler'schen Geschichtsphilosophie zu eigen ist, unmöglich. Vielmehr hilft die Zyklentheorie dabei, den gedanklichen Möglichkeitsraum, welcher geistesgeschichtlichen Gegebenheiten einer Gegenwart, in der Zukunft offen steht, zu begreifen.

So sehr Geschichtsphilosophie theoretisch auch diskreditiert sein mag – und dies ganz wesentlich aus dem Missverständnis heraus, ihre prognostischen Aspekte als Ergebnis der theoretischen Vernunft zu verstehen – so sehr ist geschichtsphilosophisches Denken dazu notwendig, Fragen nach der Zukunft der Menschheit zu stellen und zu beantworten. Die gemeinkulturelle Wirkung geschichtsphilosophischer Denker wie *Huntington* und *Fukuyama* liefert hierfür einen klaren Beweis. Wir werden im letzten Kapitel prognostischen Mutmaßungen, die sich aus der Zyklentheorie ableiten lassen, diskutieren. Das prognostische Potential der Zyklentheorie soll es dabei dem handelnden Zeitgenossen ermöglichen, eine begrifflich geleitete Wachsamkeit und damit verbundene Entschlusskraft zu entwickeln. Dies bedeutet einen Gewinn an Souveränität, verglichen mit einem Menschen und einer Menschheit, welche historisch nicht mehr sind als Spielball eiserner Kausalität oder willkürlicher Launen des Schicksals. Egal ob es um Klimaschutz, Nachhaltigkeit oder den Kampf gegen den Terrorismus geht: Historisches Handeln geschieht immer auf der Grundlage spekulativen Denkens.

Ja, die Geschichte selbst trägt spekulativen Charakter. Denn neben aller Systematik, die in der Geschichte auszumachen sein mag, gibt es auch immer das unergründliche Schicksal, das die Dinge doch anders kommen lässt, als man es erwarten konnte. Die Kontingenzen der Einzelschicksale, die Verkettung glücklicher oder unglücklicher Umstände führen dazu, dass Geschichte niemals gänzlich in expliziten begrifflichen Strukturen auflösbar ist. So gesehen bedarf eine gedankliche Aneignung der historischen

Spuren neben der begrifflichen, geschichtsphilosophischen Anstrengung auch stets des *erzählerischen Talents*, wenn man so will, der *induktiv-narrativen Methode*, der Fähigkeit des Ausdeutens des Einmaligen, welche von der Begabung des Dichters nicht allzu weit entfernt ist.²²⁹ Beide Momente zusammengenommen kennzeichnen die Komplementarität der sich historische Forschung, historisches Verstehen und historisches Denken zu stellen hat.

²²⁹ Vgl. Simmel (1922), S. 80f.

KAPITEL 3:

ATYPISCHE ANWENDUNGEN DES ZYKLENMODELLS

Fragt man in einem alltäglichen Sinne danach, was ein Kuchen ist, so gibt es verschiedene mögliche Antworten. (1) Man kann eine Liste der Zutaten angeben. Diese zählt auf, woraus ein Kuchen besteht, welches also das stoffliche Substrat eines Kuchens ist. Gewiss kann man diese Angabe als unvollständig ansehen, und sie (2) um eine Anleitung zur Herstellung eines Kuchens ergänzen. Auch (1) und (2), die gemeinsam das Rezept eines Kuchens darstellen, sind in gewisser Hinsicht unvollständig, ja sogar unangemessen, da sie zusammengenommen keinen *wirklichen* Kuchen darstellen, der nur (3) in Form eines *realen* Kuchens in seiner ganzen Einzigartigkeit, mit seinem Geruch, dem Bräunungsgrad, der krümelnden Kruste etc. gegeben sein kann.

Wir wollen dieses Beispiel hier nicht in erkenntnistheoretischer Hinsicht verfeinern. Gleichwohl ist klar, dass jeder der Aspekte (1) bis (3) etwas zur Beantwortung der Frage „Was ist ein Kuchen?“ beiträgt. Ebenso sollte ferner klar werden, dass es neben der *Menge der konstituierenden Begriffe* (im Sinne von (1)), der geltungshierarchischen²³⁰ und chronologischen *Systematik* derselben (im Sinne von (2)), es zum Verständnis der Zyklentheorie (im Sinne von (3)) der *Beispiele* bedarf. Die in Kapitel 2 genannten waren nun aus didaktischen Gründen so gehalten, dass die Zyklentheorie in ihnen auf sehr einfache Weise zur Anwendung kam und die Besprechung der korrespondierenden historischen Verläufe recht knapp gehalten war. Bei der Besprechung der einzelnen Phasen des Zyklusmodells hatten wir auf drei Beispiele zurückgegriffen: die Geschichte der Renaissance-Architektur, der (philosophiegeschichtlichen) Neuzeit und der Geschichte der Quantenmechanik. Auf diese ließ sich mehr oder weniger die Gesamtgestalt des Zyklusmodells anwenden. Solche Anwendungen wollen wir *typische Anwendungen* des Zyklusmodells nennen. Das heißt, typische Anwendungen des Zyklusmodells stellen sich als weitgehende Verwirklichung des idealtypischen Musters da, wie es in 2.2.1 bis 2.2.5 expliziert wurde. Davon wollen wir sogenannte *atypische Anwendungen* des Zyklusmodells unterscheiden, auf denen in diesem Kapitel das Hauptaugenmerk liegt. Eine Anwendung des Zyklusmodells soll *atypisch* heißen, insoweit ein ausgeprägter Gebrauch der Methoden der *Aspekthaftigkeit* oder *partiellen Anwendbarkeit* dazu führt, dass das Modell nur in Teilen, nicht aber als Ganzes angewendet werden kann oder nur vergleichsweise ausgewählte Momente des historischen Geschehens adäquat zu modellieren vermag. In diesem Kapitel nun sollen beispielhafte atypische Anwendungen des Zyklusmodells diskutiert werden. Damit beschäftigen wir uns erneut implizit mit einem Thema, auf das wir in Abschnitt 2.4.3 bereits explizit eingegangen sind: der Pragmatik der Zyklentheorie. Im atypischen Gebrauch des Zyklusmodells kommt im besonderen

²³⁰ I.S. Von Ober- und Unterbegriff.

Maße die methodische Prämisse des instrumentellen Nominalismus zum tragen. Im äußersten Falle stellt das Zyklensmodell lediglich eine Art begrifflichen Werkzeugkastens (im Sinne von Abbildung 5 bzw. der Pragmatik (1) aus Kapitel 2.4.2) dar. Atypische Anwendungen sind ferner solche, bei welchen im Gegensatz zu typischen die Neuartigkeit des hier vorgestellten Zyklensmodells gegenüber zyklischen Konzepten der traditionellen Geschichtsphilosophie klar zu Tage tritt. Denn in ihnen wird offensichtlich, wie das Zyklensmodell eben nur bestimmte Aspekte des historischen Geschehens zu modellieren vermag und damit keine global feststehende Entwicklungsdynamik liefert.

Dieses Kapitel behandelt im wesentlichen zwei Beispiele: Die Entwicklung der süddeutschen, barocken Wandpfeilerkirche und die frühneuzeitliche Baukunst Roms. Zuletzt werden wir noch auf Problematisierungen historiographischer Verlaufsmodelle von kunsthistorischer Seite zu sprechen kommen, was in gewisser Hinsicht bereits auf das vierte Kapitel voraus deutet. Das erste Beispiel soll demonstrieren, wie mittels des Zyklensmodells nicht eine ganze Epoche im Sinne eines zeitlich und räumlich eingegrenzten kunsthistorischen Gegenstandsbereiches, sondern ausgewählte Aspekte einer solchen Gegenstand der Anwendung des Zyklensmodells werden kann. Das zweite Beispiel demonstriert, wie durch mehrfache Anwendung des Zyklensmodells je unterschiedliche historiographische Fragestellungen in den Fokus genommen werden können. In Anbetracht dieser über traditionelle Verlaufsmodelle hinausgehenden theoretischen Möglichkeiten ist zu prüfen, ob die gegen letztere vorgebrachten Argumente auch die hier entwickelte Zyklentheorie treffen.

Dieses dritte Kapitel kann von Lesern, die nicht an kunsthistorischen Einzelfragen interessiert sind, übersprungen werden, wobei dann der Themenbereich atypischer Anwendungen des Zyklensmodells außen vor bleibt. Umgekehrt dürfen die folgenden historiographischen Bezugnahmen wiederum nicht als kunsthistorische Darstellungen im eigentlichen Sinne verstanden werden. Allein wegen der Notwendigkeit, den Textumfang zu begrenzen, ist eine solche nicht möglich. Aktuelle kunsthistorische Debatten etwa müssen außen vor bleiben. Von Seiten der Kunstgeschichte aus betrachtet befinden wir uns allenfalls im Bereich der Heuristik kunsthistorischer Fragestellungen. Es geht im wesentlichen darum darzustellen, was im Sinne der vorgestellten Zyklentheorie als atypischer Gebrauch verstanden werden könnte, und welche möglichen kunsthistorischen Fragestellungen dadurch am Horizont auftauchen.

Dabei kann auch das Ergebnis, dass die Zyklentheorie auf bestimmte historische Verläufe *nicht* anwendbar ist, durchaus auch ein positives Ergebnis der Forschung im Sinne eines Erkenntnisgewinns darstellen. Denn die Begründung eines derartigen Ergebnisses wird nicht ohne historiographische Einsichten in den entsprechenden zeitlichen Verlauf möglich sein. Bei dem Versuch, die Zyklentheorie etwa auf die französische Baukunst des 17. und 18. Jahrhunderts anzuwenden könnte sich ergeben, dass dies zwar bezüglich der profanen Baukunst möglich ist, aber bezüglich der sakralen Baukunst keine brauchbare Instanziierung vorgenommen werden kann. Der Grund hierfür könnte darin auszumachen sein, dass es in der französischen Sakralbaukunst kein hinreichend ausgeprägtes

verbindendes Moment gab, da ganz unterschiedliche Gebäude- und Stilkonzepte wirksam waren, die im Sinne des genannten Zeitraumes größtenteils als Fremdeinflüsse zu werten sind: echte posthume Gotik (Kathedrale Sainte Croix, Orléans) und die Paraphrasierung des gotischen Kathedralenschemas mit Mitteln der antikischen Formensprache (ehem. Stiftskirche Notre-Dame, Vitry-le-François) über die Adaption von Zentralbaukonzepten im Sinne der Hochrenaissance (Notre-Dame-de-l'Assomption, Paris) bis hin zu Auseinandersetzung mit Römischen Vorbildern (Val-de-Grâce, Paris).²³¹ Die Prämisse einer vergleichsweise selbständigen Entwicklung, welche für die Anwendbarkeit des Zyklusmodells zu fordern ist, wäre damit nicht erfüllt, gleichzeitig aber eine bestimmte stilgeschichtliche Grundkonstellation herausgestellt, die Ansatzpunkt für die Entwicklung weiterführender sozial- und kulturgeschichtlicher Fragestellungen sein könnte.

Trotzdem wir also nicht behaupten können, den Vorhof der Heuristik in Bezug auf die Kunstgeschichte zu verlassen, besteht dennoch zu hoffen, dass die folgenden Ausführungen als konstruktiver Beitrag dazu aufgefasst werden, den interdisziplinären Dialog zwischen Geschichtsphilosophie und Kunstgeschichte oder allgemeiner zwischen Kulturphilosophie und einzelnen Kulturwissenschaften zu beleben.

3.1 Die Entwicklung der barocken Wandpfeilerkirche im bairisch-schwäbischen Raum

Im erste Beispiel für atypische Anwendungen des Zyklusmodells sind die atypischen Momente vergleichsweise schwach ausgeprägt. Denn der Gegenstandsbereich ist räumlich und zeitlich relativ klar umgrenzt: die Entwicklung der barocken Wandpfeilerkirche im bairisch-schwäbischen Raum, zudem auch das Erzbistum Salzburg, Vorarlberg und die deutschsprachige Schweiz gezählt werden sollen. Und doch ist der historische Kontext dieses historiographischen Themenbereiches durchaus nicht als so abgeschlossen und selbständig (im Sinne der Prämissen des Zyklusmodells) anzusehen, wie etwa die Entwicklung der italienischen Renaissance. Die Kunstgeschichtsschreibung der deutschen Barockarchitektur hat darüber hinaus keineswegs jenen linearen Charakter, wie er etwa für dem analogen Zeitraum in der französischen Profanbaukunst angenommen werden kann. Dies liegt vor allem daran, dass die autochtone Entwicklung der Barockbaukunst durch den Dreißigjährigen Krieg schwer gestört, und dass das Gebiet des Heilig Römischen Reiches regional sehr zersplittert war. Die deutsche Kleinstaaterei schuf eine äußerst heterogene kunstgeschichtliche Landschaft. Hier klare Entwicklungslinien herauszuarbeiten ist vergleichsweise schwer. Aus diesem Grunde kann auch eine Anwendung des Zyklusmodells auf die Gesamtheit der Architekturgeschichte dieser Epoche und dieses Raumes nicht ohne Zusatzannahmen geschehen. Beispielsweise hätten wir dem Umstand Rechnung zu tragen, dass in Mitteleuropa eine äußerst komplexe Re-

²³¹ Zu den genannten Beispielen siehe Hesse (2004), S.43ff.

zeption italienischer, französischer und niederländischer Vorbilder anzutreffen ist, was rein formal gegen eine Anwendbarkeit des Zyklusmodells spricht.²³²

Es wurde daher das genannte Thema als vergleichsweise selbständigen Teilaspekt der architektonischen Entwicklung des deutschen Barocks gewählt, wobei wir uns weitestgehend auf die Innenarchitektur konzentrieren werden.²³³ Denn hier spinnt sich ein der Tat ein durchgängiger, wenngleich dünner Faden der Tradition vom initialen Werk der Münchner Michaelskirche im 16. Jahrhundert durch die Kriegswirren zu den großen barocken Hallenkirchen des 18. Jahrhunderts. Hier können wir eine ausgeprägte *implizite Phase* ausmachen, in der sich ausgehend von St. Michael die beherrschende strukturelle Grundidee der süddeutschen Sakralbaukunst in mehreren Bauten stabilisierte: das Wandpfeilerschema. In dieser Phase mit Werken wie den Jesuitenkirchen von *Dillingen* (1610/17), *Eichstätt* (1617/20) oder *Landshut* (1631-1641) (Abb. 26) stabilisierte sich das Muster der Wandpfeilerkirche. Aus einem singulären Werk wurde eine Tradition.

Diese implizite Phase reichte bis etwa zur Mitte des 17. Jahrhunderts, als abschließender Knotenpunkt kann hier etwa St. Lorenz in Kempten genannt werden, und das aus mehreren Gründen: Erstens markiert dieser Kirchenneubau den Neubeginn der sakralen Bautätigkeit nach Ende des Dreißigjährigen Krieges.²³⁴ Zweitens weitete er durch seine „eigenwillige Grund- und Raumdisposition“²³⁵ den Möglichkeitsraum der Sakralbaukunst, der bislang durch das vergleichsweise enge Schema der frühen Wandpfeilerkirchen gegeben war. Drittens gründete der erste Baumeister von Kempten, Michael Beer vermutlich in Zusammenhang mit dem genannten Kirchenbau die *Auer Zunft*²³⁶, welche im weiteren Verlauf eine programmatische Rolle bei der Entwicklung der Sakralbaukunst im bairisch-schwäbischen Raum übernehmen sollte. (Vgl. Abb. 27.)

Stilgeschichtlich kam es zu einer bedeutenden Weiterentwicklung des Wandpfeilerschemas. Ursprünglich entstand der Wandpfeiler bei St. Michael in München durch die Übereinanderstellung zweier Kapellen mit Tonnengewölben senkrecht zum Hauptgewölbe, so dass eine zweigeschossige Wandstruktur entstand (vgl. Abb. 26). Davon abweichende Varianten entstanden bei der Jesuitenkirche in Dillingen und der Hofkirche in Neuburg. Letztere kann gelesen werden als eine Hallenkirche mit in den Seitenschiffen eingezogenen Balkonen. Sie hat auch insofern eine Sonderrolle, als sie als protestantische Hofkirche begonnen und dann rekatholisiert wurde.²³⁷ Unter der Redaktion der Vorarlberger Baumeister wurde daraus ein durch die Vokabel des Kolosalpilasters moderierte Staffelungselement einer ausgeklügelten Lichtregie (vgl. Abb. 28b). Die große

²³² Folgt man der theoretischen Vorstellung, welches durch das abstrakte Zyklusmodell formuliert wird, so ließen sich möglicherweise dennoch sinnvolle Analysen mittels des bis hierher entwickelten theoretischen Apparates entwickeln. Diese aber hinreichend zu rechtfertigen, um aufzuzeigen, wie auch hier das Zyklusmodell möglicher Weise nutzbringend anwenden ließe, ist hier nicht der Raum.

²³³ Für die folgenden Darstellungen dienten als Quellen vor allem Arnes (1986), Brinckmann (1915); Franz (1991); Hansmann (2003); Hansmann (1997); Huballa (1990); Keller (1990); Lieb (1976); Lieb (1997); Lorenz (1990); Lorenz (1992); Toman (1997); Wackernagel (ohne Jahresangabe).

²³⁴ Kühlethal (1997) S.199.

²³⁵ Ebd.

²³⁶ Vgl. Lieb (1997) S.10.

²³⁷ Vgl. Lidel (1992).

Bedeutung des Lichtes, die auch Stalla hervorhebt²³⁸, verdeutlicht das für die programmatische Phase charakteristische Moment der Vertiefung einzelner Aspekte eines impliziten (Stil-)Begriffes. In einer Reihe von Werken wurde das Grundschema der Wandpfeilerbasilika durch die Vorarlberger Baumeister kontinuierlich variiert und weiterentwickelt und damit gewissermaßen in seinen Möglichkeiten erforscht.²³⁹

Die Tradition der Vorarlberger Barockbaumeister, die mithin auch *Vorarlberger Bauschule* genannt wurde²⁴⁰, markiert eine charakteristische Erscheinung der *programmatischen Phase*. Was bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts an Wandpfeilerkirchen entstand, war eine Nachfolge des Beispiels der Michaelskirche, wodurch eine Familie ähnlicher Werke entstand, die einen *impliziten Begriff* der Wandpfeilerkirche lieferten vgl. Abb. 26). Die Vorarlberger nun machten diesen *impliziten Begriff* explizit. Es kam zur *Schulbildung*, was sich literarisch in den *Auer Lehrgängen* niederschlug, zwei handschriftlichen Architekturbüchern, die im frühen 18. Jahrhundert den Vorarlberger Meistern als Unterrichtshilfen dienten.²⁴¹

Doch die Vorarlberger Bauschule war nicht das einzige programmatische Moment des süddeutschen Sakralbaus jener Zeit. Neben sie trat eine weitere Traditionslinie, die vor allem mit den Brüdern *Carlo Antonio* und *Giovanni Battista Carlone* verbunden ist. Im bairisch-österreichischen Raum entstanden eine Reihe von Stifts- und Klosterkirchen²⁴², die vor allem zwei Stilmerkmale kennzeichnet. Zum einen die Verwendung von ausge-

²³⁸ Bezogen auf Obermarchtal lesen wir bei Stalla: „Von raumkonstituierender Bedeutung sind die Lichtführung, Stuckdekor und Altarausstattung“, Stalla (2006) S.40. Auf S.41 wird die Rolle des Lichtes weiter erläutert: „Licht wird in Obermarchtal durch große, hoch eingeschnittene Seitenfenster eingeleitet. Es verdichtet sich in den Emporenräumen zu so großer Intensität, dass der Eindruck von Lichtkammern entsteht, der sich zu einer – für die Vorarlberger charakteristischen – horizontalen „Lichttrahmenschiicht“ zusammenschließt [...]. Die Wandpfeiler dienen dabei als Lichtträger und Lichtreflektoren, auf denen sich Lichtweiß materialisiert und konzentriert. Um Streulicht zu vermeiden, verzichtete Thumb auf den Innenseiten der Emporenräume sogar auf jeden Dekor, ja selbst auf Profile bei den Durchgängen. Vom Betrachterstandpunkt am Eingang erschließt sich in Gänze das künstlerische Kalkül der Lichtregie, die nicht nur mit deutlichen Hell-Dunkel-Kontrasten und Streiflicht die Architekturglieder scharf konturiert, sondern auch die Zueinanderordnung der einzelnen Raumteile nuanciert und zugleich – da die Lichtquellen hinter den Pfeilern verborgen bleiben – die Illusion eines aus sich selbst leuchtenden Kirchengebäudes entstehen lässt.“

²³⁹ Beim initialen Werk, der Wallfahrtskirche „Zu Unserer Lieben Frau“ in Ellwangen (beg. 1681) – insoweit das jetzige Bild dem Originalbau entspricht, da die Kirche 1709 ausbrannte und danach wieder hergestellt wurde – finden sich noch in der Tradition von St. Michael in München Doppelpilaster, die lisenenartige Attika-Pilaster tragen, wobei die Kapitelle sich auf der Höhe der Balustrade des Balkons über der Querkapelle befinden. Anders als in St. Michael wird das Pfeilmotiv der Wandpfeiler in Form von Freipfeilern im leicht verschmälerten Chor fortgesetzt. Kloster Distentis (beg. 1683) und alle folgenden Kirchen der Vorarlberger Tradition kein Attika-Geschoss mehr und meist Einfach- statt Doppelpilaster. Die folgenden Kirchen in Obermarchtal (beg. 1683), Friedrichshafen (beg. 1695) und Irsee (beg. 1699) bringen diesen Typus in seiner eigenständigen Charakteristik zur Hochblüte. Typisch sind die ganz in weiß gehaltenen Stuckaturen häufig von Wessobrunner Meistern. In Irsee finden sich zum ersten Mal in Längs- und Querrichtung stehende Pilaster, die deutlich in den Raum hinein ragen, in St. Urban (beg. 1711) bereits als Freipfeiler vor die Balkone der Seitenkapellen treten und in Weingarten zu vierfach verkröpften Pilasterbündeln gesteigert werden sollten. In Rheinhausen (beg. 1704) beginnt die Herausbildung einer klar abgegrenzten Vierung, die in Weingarten dann mit einer Kuppel gekrönt wurde. Bemerkenswert ist auch Pfäfers (beg. 1688), da es hier durch die Verwendung zweier Fensterachsen zur Beleuchtung eines Joches zu einer Annäherung an eine quadratische Jochform kommt. Dadurch verändert sich die Rolle der Seitenwände für die Beleuchtungssituation. Die Außenmauern werden vom Hauptschiff aus sichtbar, der Innenraum dadurch gleichmäßig lichtdurchflutet. Allzu scharfe Licht-Schatten-Kontraste verschwinden.

²⁴⁰ Zur Problematik des Begriffes „Vorarlberger Bauschule“ siehe Sandner (1973).

²⁴¹ Vgl. Oechslin (2006).

²⁴² Zu nennen wären hier beispielsweise Stift Kremsmünster, Stift Baumgartenberg, Stift Sankt Florian, Stift Schlierbach, Kloster Waldsassen, Wallfahrtskirche Maria Hilf (Amberg).

prägt plastischem, fleischigen und vornehmlich weiß gehaltenen Stuckaturen sowie deren Kombination mit Deckenfresken. Bedeutsam für die weitere Entwicklung sollte deren zunehmende Monumentalität werden, wobei hierbei der *Passauer Dom* (vgl. Abb. 27c) als vorläufiger Endpunkt dieser Entwicklung angesehen werden kann. Eben dieser Prozess der Herausbildung des Deckenfreskos als wesentliches Gestaltungsmittel im Sakralbau kann als weiteres programmatisches Element angesehen werden. Der Passauer Dom ist aber noch in einer anderen Hinsicht charakteristisch für die programmatische Phase. Wir werden sehen, dass die Klassik dieses Zyklus insbesondere dadurch gekennzeichnet ist, zu einem ausgewogenen Verhältnis von *Tektonik*, *Malerei* und *dekorativer Plastik* zu finden. Für den Passauer Dom ist nun charakteristisch, dass diese drei Momente *nicht* ausgewogen gewichtet sind. Die Malerei, mehr noch aber die dekorative Plastik, dominiert den optischen Gesamteindruck. Die durchaus vorhandenen tektonischen Elemente wie Pilaster und Gesims werden von der Dekoration gewissermaßen „überwuchert“. Ein solches unausgeglichenes Hervortreten einzelner Momente kann wiederum als typisch für die programmatische Phase angesehen werden. In dieser Phase wird gewissermaßen die Auffassung ästhetischer Probleme, der „Begriff einer Epoche“ in verschiedene Richtungen ausgelotet, der implizite Begriff gewissermaßen „durchdekliniert“.

Als drittes programmatisches Element ist nun nicht eine Werkgruppe, sondern Fischer von Erlachs Kollegienkirche in Salzburg auszumachen. Und das in mehrfacher Hinsicht. Zum einen haben wir das Fassadenmotiv der Doppelturmfassade mit konvexem Westchor dieser 1707²⁴³ geweihten Kirche. Vergleicht man die Fassade etwa mit derjenigen, der nur drei Jahre zuvor geweihten²⁴⁴ Stiftsbasilika von Waldsassen, so wird augenfällig: Die Waldsassener Fassade ist noch ganz dem Geist des 17. Jahrhunderts verhaftet, etwas spröde gemahnt sie noch an den mithin auch „Jesuitenstil“ genannten Übergang von Renaissance zu Barock. Mit Fischer von Erlach hingegen haben wir einen hervorragend ausgebildeten Architekten, ganz auf der Höhe des internationalen Geschmacks, dessen Fassade entscheidende Impulse für den weiteren Verlauf geben sollte. Die gleiche „Modernisierung“ wird im Inneren sichtbar. Stuckaturen des 17. Jahrhunderts hatten durch ihre kleinteilige und voluminöse Ausführung häufig eine auffällige Kontrastwirkung, die optisch mitunter die tektonische Linienführung der Gesimse, Bögen und Pilaster verunklärte. Das gilt für die Vorarlberger Schule gleichermaßen wie für die Carlone-Schule. Verglichen damit setzt Fischer von Erlach bei der Kollegienkirche Stuckaturen wesentlich sparsamer und flächiger ein, so dass die genannten Elemente der tektonischen Strukturierung den räumlichen Gesamteindruck in großer Klarheit definieren können. (Vgl. Abb. 27b.)

Als vierte Programmatik soll hier noch die Münchner Theatinerkirche genannt werden, da sie als zeitgemäßes Vorbild einer Verbindung von Längs- und Zentralbau mit Tambourkuppel auf den weiteren Verlauf wirkte. Zwar besitzt auch der Passauer Dom eine

²⁴³ Zur Geschichte der Kollegienkirche siehe Sedlmayr (1986)

²⁴⁴ Zur Geschichte der Stiftsbasilika Waldsassen siehe Hamacher (1995).

Kuppel (vgl. Abb. 27c), doch bleibt diese für die Wirkung des Innenraums vergleichsweise unbedeutend. Das liegt vor allem an den schlanken Proportionen des Passauer Hauptschiffes und einer Lichtführung, bei welcher die Kuppel keine besondere illuminierende Wirkung für den Innenraum hat. Die Kuppel der Theatinerkirche hingegen wirkt klar am Römischen Ideal der Kuppel orientiert, letztlich auf das Vorbild von St. Peter zurück gehend, bei dem die Kuppel als Höhepunkt einer theatralischen Raumszenierung begriffen werden kann. Die Theatinerkirche steht damit ein Stück weit exemplarisch für die reichhaltige Bautätigkeit italienischsprachiger Baumeister, insbesondere aus Graubünden und dem Tessin, denen eine wichtige Rolle bei der Vermittlung zeitgemäßer Bauideen italienischen Ursprungs nördlich der Alpen zukam.²⁴⁵ Gleichwohl ist der Impuls der Theatinerkirche nicht so entscheidend, da für die Spätphase des hier entwickelten Zyklus Tambourkuppeln ganz aus der Mode kommen. In diesem Sinne hatten wir bereits festgestellt, dass die Pflege eines klassischen Ideals, Klassizismus im Sinne unserer Zyklen­theorie, durchaus auch gewisse Redaktionen beinhalten kann.

Zu den letzten drei Programmatiken ist festzustellen, dass sie nicht eigentlich in der impliziten Phase der Endwicklung der bairisch-schwäbischen Wandpfeilerkirche verankert sind. So gesehen weicht das gezeichnete Bild vom typischen Verlauf des Zyklenmodells, wie im zweiten Kapitel dargestellt, ab. Hierzu ist zweierlei festzustellen: (1) Programmatiken können in einem historischen Verlauf durchaus auch *adaptiert* werden. Adaptionsprozesse sind kulturhistorisch gewiss die mit am häufigsten anzutreffenden Formen des rezeptionsgeschichtlichen Zusammenhangs, in welchem Sinne durchaus von *adaptierten Programmatiken* gesprochen werden kann. (2) Die Aneignung *fremder Einflüsse* ist freilich in diesem Zusammenhang relativ zu sehen, spielen sie sich doch im Kontext der süddeutschen Barockbaukunst des 17. Jahrhunderts ab. In einem allgemeineren Sinne bleibt das Bild gültig, dass in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die stilgeschichtlichen Entwicklungen im süddeutschen Raum *divergieren*.

Die besprochenen programmatischen Momente erweiterten also in dem genannten Zeitraum den engen Rahmen des katholischen sakralen Längsbaus nach dem Vorbild von St. Michael in München in verschiedene Richtungen.²⁴⁶ Ab etwa 1700 sind Tendenzen feststellbar, die auf eine gegenseitige Beeinflussung der Programmatiken hinweisen, was im

²⁴⁵ Kühlenthal (1997) S.14 beschreibt dies wie folgt: „Nur wenige, – und das fällt angesichts der großen Anzahl der im Ausland tätigen Graubündener auf, – haben sich wie Henrico Zuccalli, Antonio Viscardi und Gabriel de Gabrieli, oder auch Domenico Sciascia, Giovanni Albertalli und Giovanni Serro, einen Namen als entwerfende Architekten geschaffen. Diese allerdings haben durch die von ihnen gelieferten Entwürfe italienische Bauideen in den Norden verpflanzt und dadurch die Entwicklung der Baukunst ihrer Zeit beeinflusst. Vor allem Zuccalli und Viscardi waren es, die eine Umsetzung italienischer Formprinzipien leisteten. Im Profanbau haben sie italienische Stilelemente in Misoxer Ausprägung eingeführt, die Kirchen Viscardis haben bis zu J.M. Fischer schulbildend gewirkt. Schließlich ist es wohl auch die italienische Schulung Zuccallis bei Bernini gewesen, welche ihm am Münchner Hof u.a. zum Durchbruch verholfen hat. Abgesehen von diesen großen Leistungen sind Graubündener Baumeister auch auf breiter Basis für die Vermittlung vitruvianischer Architektur in Schwaben, Bayern und der Donaumonarchie wichtig gewesen.“ Henrico Zuccalli vollendete die Theatinerkirche.

²⁴⁶ Zu nennen wäre natürlich auch noch der Salzburger Dom, welches für die Carlone-Schule eine ähnliche initiale Bedeutung hat wie St. Michael für die Vorarlberger. Dennoch führte er nicht in dem Maße zu einer eigenständigen Traditionsbildung, weswegen er für die hier betrachtete Zyklen­theorie weniger von Belang ist.

Zyklenmodell mit dem Begriff „Konvergenz“ bezeichnet wurde. So setzt sich der Vorarlberger Franz Beer in seinem Entwurf für die Bruderschaftskirche in Salem (ab 1705) und der Kollegien-Kirche von Ehingen mit dem Vorbild der Salzbuerger Kollegienkirche auseinander.²⁴⁷ Der aus dem Allgäu gebürtige Johann Jakob Herkomer verbindet in seinem Hauptwerk St. Mang in Füssen das Schema der Wandpfeilerkirche mit runden Deckenfresken wahrscheinlich nach dem Vorbild des Passauer Doms.²⁴⁸

Neben der *Konvergenz* der einzelnen Programmatiken ist in der Zeit ab etwa 1700 eine breitere Auseinandersetzung mit der internationalen Baukunst festzustellen.²⁴⁹ Am offensichtlichsten wurde dieser Prozess eingeleitet durch den Aufstieg einer neuen Künstlergeneration, die eine internationale künstlerische Ausbildung besaß, allen voran Andreas Schlüter in Berlin und Johann Bernhard Fischer von Erlach in Salzburg. Doch auch im Rahmen der Vorarlberger Barockbaumeister ist eine Öffnung für internationale Einflüsse erkennbar.²⁵⁰ Schließlich sollte der württembergische Hofbaumeister Donato Giuseppe Frisoni dem nun zu besprechenden klassischen Hauptwerk einer Endredaktion unterziehen, welche das Bauwerk in seinen stilistischen Nuancen auf die Höhe des europäischen Kunstgeschehens hob.²⁵¹ Die geschilderte zunehmende Öffnung für internationale Einflüsse kann im Zyklenmodell verstanden werden als das nicht selten zu beobachtende Hinzutreten eines vermittelnden Momentes, das über eine Synthese der Programmatiken hinaus die Genese einer Klassik begleitet.

Die gegenseitige Durchdringung der programmatischen Momente kulminierte in der *Abteikirche von Weingarten*²⁵², an der Herkomer ebenfalls beteiligt war. Hier finden sich

²⁴⁷ Hans Martin Gubler und Friedrich Naab in Oechslin (1973) S.10: „Um 1705 greift Beer eine so fremdartige Anregung auf, daß er ein Jahrzehnt mit der integrierenden Verarbeitung beschäftigt ist: Unter dem Eindruck der *Salzburger Kollegienkirche Joh. Bernhard Fischer von Erlachs* beginnt er, den longitudinalen Kirchenbau von der Mitte her zu zentralisieren. In den Projekten für die Bruderschaftskirche in *Salem* übernimmt er von Salzburg die zentrale Lage der Vierung und ihre Überhöhung durch eine Tambourkuppel. In Grund- und Aufriss geht er mit je zwei emporenlosen Wandpfeilerjochen im Laienraum und Chor bereits stärker vom Vorbild ab. [...] Die Salzburger Kollegienkirche wird nochmals direkt vorbildlich für die Kollegien (heute Konvikts-) Kirche von *Ehingen*“

²⁴⁸ Vgl. Seufert (2002), S. 139: „Vor allem mit Blick auf Passau dürfte Herkomer die Form der Tellergewölbe durch seinen Stukkator Matthias Lotter vermittelt worden sein. Lotter war um 1685 in Passau – wohl als Mitglied des Carlone-Trupps – tätig gewesen^[...] und hatte dabei Gelegenheit, die erst kurz zuvor durch Carlo Lurago durchgeführte Barockisierung des Doms kennenzulernen. Da Kontakte zwischen dem Kloster St. Mang und Matthias Lotter für das Jahr 1702 belegt sind, kann eine Einflußnahme auf die Planung Herkomers schon seit Baubeginn bezüglich der Gewölbekonstruktion durchaus nicht ausgeschlossen werden.^[...]“ Neben Passau nennt Seufert auch die möglichen Vorbilder Waldsassen, Ens Dorf und Tegernsee, die alle – wie Passau – über runde oder ovale Fresken mit einem Durchmesser nur wenig geringer als der Wölbungsbreite verfügen. Es ist davon auszugehen – und das ist hier das entscheidende – dass die Freskierung in monumentaler Größenordnung durch bairische Vorbilder außerhalb der Vorarlberger Barockbaumeister geschah, deren prominenteste Vertreter Ende des 17. Jahrhunderts die Carlone-Brüder waren.

²⁴⁹ Im Zusammenhang mit den „Auer-Lehrgängen“ stellt etwa Oechslin fest: „Es war ja zudem längst esichtlich, dass um 1700 eine Öffnung der baumeisterlichen Praxis gegenüber ‚modernen‘ architektonischen Entwicklungen stattfand.“ Oechslin (2006) S.14.

²⁵⁰ C. Moosbrugger setzte sich ab den 90er Jahren mit italienischen Vorlagen auseinander (vgl. Oechslin (1973) S.5). Für Franz Beer zeigen beispielsweise seine Entwürfe von 1705 und 1707 für die Bruderschaftskirche von Salem, dass Beer beim späteren Entwurf den international stärker werdendem Einfluss der Französischen Baukunst reflektiert. Vgl. Oechslin (1973) Kat. Nr. 114a und 114b sowie die entsprechenden Abbildungen 151 und 152.

²⁵¹ „Die Bedeutung Frisonis für die Barockkirche auf dem Martinsberg liegt hauptsächlich darin, daß der Italiener dem an sich nüchternen Bau Schwung, Eleganz und moderne Formen schenkte.“ Spahr (1974) S.46. Vgl. auch in der selben Quelle die Risse von Frisoni und Schreck Abb.19 - Abb.21. Insbesondere die Türme zeigen, wie Frisoni dem Entwurf einen bewegteren „spätbarockeren“ Stil etwa im Sinne Andrea Pozzos gibt.

²⁵² Für Stalla markieren Einsiedeln, Weingarten und St. Gallen den Höhepunkt der Entwicklung der Wandpfeilerkir-

alle Momente, welche in der programmatischen Phase unabhängig von einander entwickelt wurden, zu einer Synthese vereint: Das genannte Fassadenmotiv der Kollegienkirche, die Monumentalfresken in der Nachfolge des Passauer Doms und ein modifiziertes Wandpfeilerschema der Vorarlberger (vgl. Abb. 28b). Gleichzeitig wird in Weingarten das große Thema des spätbarocken katholischen Kirchenbaus in bis dahin nicht erreichtem Maße behandelt: die Synthese von Longitudinal- und Zentralbau²⁵³, die im Rahmen der hier zur Diskussion stehenden Zyklentheorie auch als Synthese von Programmatiken verstanden werden kann. Im Innenraum treten plastisches Dekor, tektonische Struktur und Malerei in ein ausgewogenes Verhältnis. Die Stuckatur hat nach dem Vorbild der Salzburger Kollegienkirche die Schwere des 17. Jahrhunderts abgelegt. Auch die übereinander gestellten Wanddurchbrüche in Form von rundbogigen Toren könnten direkt der Kollegienkirche entlehnt sein, finden sich hier doch in Salzburg ganz ähnliche Motive an den Quermauern der Seitenarme. Bekrönt von einer Tambourkuppel im Geiste der Theatinerkirche findet sich hier ein singulärer architektonischer Gipfelpunkt, der auch dem intuitiven Verständnis des „Klassischen“ als dem innerlich Vollendeten und Zeitlosen durchaus nahe kommt. In diesem Sinne liegt womöglich gerade darin eine wesentliche Bedingung für das Klassische, eine intensiven Phase des Ringens um verschiedene Teilaspekte, mithin in verschiedenen Schulen, einem gewissen klärenden Abschluss zuzuführen.

Es ist hier nun nicht der Raum, um eine erschöpfende stilgeschichtliche Diskussion zu führen. Deswegen soll versucht werden, allein das nach Auffassung des Autors wichtigste Moment des Kanonisierungsprozesses im Zusammenhang mit der klassischen Entwicklungsstufe des katholischen barocken Sakralbaus im bairisch-schwäbischen Raum zu benennen. Hier soll die These vertreten werden, dass für den barocken Großsakralbau in Anschluss an Weingarten die Verwendung monumentaler Deckenfresken kanonisch wurde, und dass die Kanonisierung im wesentlichen durch die Abteikirche von Weingarten bewirkt wurde. Die Aufnahme des programmatischen Momentes der Deckenfreskos aus der Carlone-Schule bedeutete dabei wesentlich mehr als eine bloße Übernahme dieses Gestaltungselementes. Allein schon die Größe der freskierten Fläche übertrifft bei Weingarten alles Vorherige. Darüber hinaus wurde die Behandlung dieses Genres in Zusammenhang mit der Architektur und auf Basis des in der Vorarlberger Bauschule besonders entwickelten Verständnisses für den gestalterischen Einsatz der Lichtführung grundlegend revidiert.

Mehrere Argumente sprechen für die besagte These: (1) Alle in der Generation nach der Vollendung von Weingarten geplanten großen Kirchenbauten im bairisch-schwäbischen Raum weisen monumentale Deckenfresken auf.

che im Kontext der Vorarlberger Baumeister, vgl. Stalla (2006) S.44. Zwar reichen Planung und Ausführung von Einsiedeln weiter zurück als in Weingarten, jedoch wurde der finale Plan in Weingarten früher begonnen und vollendet als in St. Gallen, weshalb hier Weingarten an die erste Stelle gerückt werden soll als jener Bau, der eine neue Epoche der sakralen Barockbaukunst in Süddeutschland einleitete.

²⁵³ Damit ist weniger gemeint, dass Weingarten dem traditionellen Schema der Kreuzkuppelkirche folgt, als vielmehr, dass durch die Betonung des zweiten Langschiffjochs mittels des vergrößerten Freskofeldes sowie der quadratischen Hängekuppel des Chores eine Folge von zentralisierenden Räumen entstand.

(2) Im westlichen Teil des genannten Kulturraumes dominierten die Vorarlberger Baumeister, während im östlichen Teil die Carlone-Schule eine prominente Stellung hatte. Das Deckenfresko begann sich vor allem im östlichen Teil zu entwickeln und hatte im Passauer Dom auch schon beachtliche Ausmaße angenommen. Zeitgleich wurden aber im Westen durch Vorarlberger Baumeister hochrangige Kirchen ganz ohne Deckenfresko errichtet (beispielsweise Kloster St. Urban, ab 1711). Wie Lieb feststellte gehört Weingarten kunstgeographisch in das Tätigkeitsgebiet der Vorarlberger.²⁵⁴ Der Entwurfsprozess von Weingarten war ähnlich kompliziert wie der anderer Bauwerke vergleichbaren Ausmaßes und Ranges wie der Ostfassade des Louvres oder der Würzburger Residenz. Sie kann nicht einem Architekten zugesprochen werden.²⁵⁵ Die sicher beteiligten Franz Beer, Andreas Schreck und Kaspar Moosbrugger sind aber der Vorarlberger Tradition zuzurechnen. Wenn also aus einer architektonischen Schule heraus die Hinwendung zu einem künstlerischen Gestaltungsmittel geschieht, das bis dahin vor allem charakteristisch für die wichtigste konkurrierende Schule, die Carlone-Schule war, dann bekommt dieses Stilmittel dadurch den Charakter der Allgemeinverbindlichkeit.

(3) In Weingarten wurde ein ästhetisches Problem bei der Verwendung monumentaler Deckenfresken in Sakralbauten gelöst, das bis dahin die Entfaltung des vollen Potentials dieses Gestaltungsmittels gehemmt hatte. Betrachten wir hierzu einmal die Beleuchtungssituation der Deckenfresken des Salzburger Doms (ab 1614, Abb. 27a): Das Tonnengewölbe über dem Laienschiff wird im wesentlichen durch die Fenster der Westfassade und das aus dem Chor und der Vierungskuppel einfallende Licht erleuchtet. Das Licht trifft also in einem flachen Winkel auf die Fresken, deren üppige Stuckrahmen dementsprechend starke Schatten werfen. Das freskierte Gewölbe ist – auch verglichen mit den es tragenden Innenwänden – vergleichsweise dunkel. Es dient nicht als Blickfang sondern wirkt eher als „Hintergrund“ für den lichtdurchfluteten Dreikonchenchor. Ähnliche schwierige Ausleuchtungssituationen sind regelmäßig bei Deckenfresken vor Weingarten anzutreffen.

In Weingarten lassen sich nun mehrere konstruktive Besonderheiten feststellen, die jeweils dazu beitragen, die Beleuchtung der Deckenfresken zu optimieren (vgl. Abb. 28): (a) Bei vielen Kirchen des 17. Jahrhunderts wie Waldsassen oder bei der Stiftkirche St. Florian werden Deckenfresken nur durch das Licht der Fenster des Obergadens beleuchtet. Der Lichteinfall des Untergadens trägt in der Regel nichts zur Beleuchtung der Fresken bei. In Weingarten finden sich vier große Rundbogenfenster zusätzlich zu dem ebenfalls vorhandenen großen Thermenfenster, welche den Lichteinfall maximieren. (b) Weingarten ist außer den Fresken und den Altären und sonstigen Einrichtungsgegenständen ganz in weiß und hellen Grautönen gehalten. Dies hat zwei positive Folgen für die Wirkung der Fresken. Zum einen erhalten sie so auch sehr viel indirektes Licht, damit also mehr Licht als nur direkt durch die Fenster, das darüber hinaus auch noch deut-

²⁵⁴ Lieb (1997) S.22.

²⁵⁵ Vgl. ebd., S.22f und Spahr (1974) S37ff..

lich weicher ist. Die Beleuchtung der Fresken ist also nicht so abhängig vom möglichen Einfallwinkel der Sonne. Zum anderen wird die Aufmerksamkeit des Betrachters so nicht von den Fresken abgelenkt. In der etwa zeitgleich entstandenen Innsbrucker St. Jakobskirche etwa wird die Wirkung der Fresken auch dadurch geschmälert, dass der Kirchenraum sonst einen vergleichsweise polychromen Charakter hat. (c) Gegenüber dem häufig bei Kirchen der Carlone-Schule angewandten Basilikaschema mit Obergaden und Untergaden bietet das Vorarlberger Wandpfeilerschema den Vorteil, Fensteröffnungen unterhalb des Hauptgesims für die Beleuchtung von Fresken nutzen zu können. In Weingarten wurde zusätzlich das traditionelle Wandpfeilerschema dahingehend modifiziert, dass noch mehr Licht in das Mittelschiff gelangen kann. Das Verhältnis von Länge zu Breite der Mittelschiffjoche (im Hauptschiff) beträgt in Obermarchtal 1:2,5 und in Weingarten 1:1,8.²⁵⁶ Dadurch verringert sich in Weingarten die nicht zur Beleuchtung beitragende Längsfläche der Wandpfeiler. (d) Durch das konkave „Zurückschwingen“ der Balkone über den Seitenkapellen trägt auch die unterste Fensterreihe zur Beleuchtung der Deckenfresken bei. (e) Die Verwendung von Hängekuppeln und flachen Gurtbögen lässt keine toten Winkel für das Licht entstehen. Hängekuppeln haben darüber hinaus den Vorteil, den stärkeren Lichteinfall in der Nähe der Außenmauern durch einen stumpferen Winkel zwischen Licht und freskiertem Gewölbe in der Mitte auszugleichen.

Zusammenfassend kann man also sagen: Wie kein anderer Kirchenbau seiner Zeit trug die Stiftskirche Weingarten dazu bei, dass das monumentale Deckenfresken für den spätbarocken Kirchenbau im bairisch-schwäbischen Raum kanonisch werden konnten. Ein wesentlicher Grund dafür dürfte gewesen sein, dass es durch die Verbindung des modifizierten Vorarlberger Wandpfeilerschemas mit dem monumentalen Deckenfresko eine optimale Beleuchtung ermöglicht wurde. Dies muss als das entscheidende Moment bei der Kanonisierung des monumentalen Deckenfreskos Anfang des 18. Jahrhunderts im bairisch-schwäbischen Raum angesehen werden. Der bis dahin unerreichten Wirkung der Fresken in Weingarten konnten sich die Zeitgenossen vermutlich nicht so leicht entziehen. Es wäre eine interessante Frage, ob sich die genannte Hypothese auch durch Zeitzeugnisse belegen lassen könnte.

Im Sinne des Zyklenmodells, im Sinne des in diesem Modell konstatierte Begriff des „Klassischen“ markiert Weingarten darüber hinaus den zentralen Höhepunkt und gleichzeitig einen Punkt des stilistischen Übergangs, des im Umbruch kurzzeitig erreichten Punktes des inneren Ausgleichs. Im bedeutenden Ausstellungskatalog von 1973 unter der Redaktion von Oechslin heißt es hierzu:²⁵⁷

Die Innenausstattung der Weingartener Stiftskirche macht unter allen großen süddeutschen und schweizerischen Barockkirchen vielleicht den stärksten Eindruck. Er läßt sich nur durch zahlreiche und scharfe Antithesen charakterisieren: architektonisch-fest und lichthaft, kristallinisch und lebendig, kühles Weiß und warme Farbigkeit, einfache Klarheit und über-

²⁵⁶ Vgl. ebd., S.16 und S.20.

²⁵⁷ Oechslin (1973) S.180

raschende Vielfalt, bis zum Gewaltigen großwollend und doch fähig, eine bis zum Zierlichsten sich verästelnde Ausstattung zu integrieren.

Einen vergleichbaren Gesamteindruck hinterlassen mit ähnlich scharfen Antithesen zu kennzeichnende Räume wie der in seiner Grunddisposition wesentlich andersartige Kirchenraum von *Rott am Inn*. Die Schärfe der Antithesen ist offenbar dadurch bedingt, dass beide Bauten an einer *Stilwende* stehen: [...] Weingarten bezeichnet den Übergang zu jener Phase, in der *die bis dahin autonome Architektur sich so verändert, daß sie Gewölbemalerei und Ausstattung große Entfaltungsmöglichkeiten bieten kann* und schließlich wesentlich auf deren Mitwirkung angewiesen ist. Die Architektur ist in Weingarten noch voll da, am deutlichsten in der *Hochkuppel*, dem am meisten bestaunten, aber altertümlichsten Element; in den Sturzkuppeln öffnet sie sich willig der Freskomalerei und bedarf ihrer. Die Stellung Weingartens an der *Stilwende* wird auch dadurch deutlich, weil sich der *Régence-Stuck* in seiner Flächigkeit und zarten Grautönung zwischen Architektur, Malerei und Ausstattungsstücken neutral verhält.

Nur kurz wollen wir fragen, wie die Spätphase des Zyklusmodells sich zum kunsthistorischen Befund verhalten. Weingarten wurde 1724 vollendet. Erst gegen das Ende der Erbauungszeit kann mit einer vollen Wirksamkeit des Vorbildes gerechnet werden. Bedeutende Kirchenbauten, deren Erbauungszeit sich mit Weingarten überschneidet wie die Klosterkirche Weissenau (1717-1724) von Franz II. Beer²⁵⁸, Heilig Kreuz in Donauwörth (1717-1721) von Josef Schmutzer²⁵⁹ und die Abteikirche St. Mauritius in Ebersmünster (1719-1727) von Peter Thumb lassen eine unmittelbare Auseinandersetzung mit Weingarten erkennen. In der Folgegeneration bis ca. 1750 fällt die Planungszeit zahlreicher bedeutender Kirchenbauten, welche das Paradigma des monumentalen Deckenfreskos zur vollen Entfaltung bringen: *Osterhofen*, *Dießen*, *Zwiefalten*, *Ottobeuren*, aber auch kleinere Kirchen wie *Steinhausen* oder die *Wieskirche* können hier genannt werden. Im Sinne unseres Zyklusmodells wäre die gerade die *anklassische Phase* (vgl. Abb. 30). Schon bei der Wallfahrtskirche *Birna* am Bodensee (begonnen 1746) fällt eine Reduktion des Raumkonzeptes auf: Der Hauptraum der Kirche ist nun im wesentlichen ein einfacher Saalbau, der die komplizierte Grammatik der Wandpfeiler nurmehr paraphrasierend andeutet. Wiblingen mit einer ähnlichen Tendenz zur Vereinfachung schließlich markiert den Endpunkt dieser Epoche und beschließt auch die *nachklassische Phase* (vgl. Abb. 31).

Es soll an dieser Stelle inne gehalten werden, um anhand des gerade besprochenen Beispiels noch einmal gewisse pragmatische Aspekte der Zyklentheorie zu reflektieren. In einer *ersten Hinsicht* legen es Anwendungen des Zyklusmodells nahe, *Gemeinsamkeiten* zwischen verschiedenen historischen Verläufen festzustellen. Dies ist es, was – je nach dem – zunächst einmal von Zyklentheorien erwartet bzw. ihnen vorgeworfen wird. In einer *zweiten Hinsicht* jedoch ergibt sich ein durchaus anderes Bild. Ohne das der prinzipielle Schematismus des Zyklusmodells dadurch an Gültigkeit verlieren würde, liefert die Zyklentheorie Heuristiken für historische Vergleiche, die gerade auch darauf

²⁵⁸ Beck (2004) S.4.

²⁵⁹ Dischinger (1987) S. 53.

hinauslaufen können, Unterschiede herauszuarbeiten. Dies soll am hier betrachteten Beispiel erläutert werden. Die zyklentheoretische Sichtweise würde es nahelegen, die Hochrenaissance mit dem Hochbarock von Weingarten zu vergleichen. Sie gibt ferner die Hypothese mit an die Hand, dass beide Punkte des historischen Verlaufs dadurch gekennzeichnet sind, dass Normen gesetzt wurden und sich ein gewisser Kanon herausbildete. Und doch ist die Art und Weise *wie* diese Kanonisierungsprozesse wirksam wurden, gänzlich verschieden.

Um hier besser differenzieren zu können ist es hilfreich, verschiedene Arten zu unterscheiden, wie etwas in der Architektur vorbildlich werden kann. Von einem Bauwerk können (1) einzelne Elemente („*Vokabeln*“) übernommen werden, (2) die Art und Weise, wie Elemente auf einander bezogen werden („*Grammatik*“) wie beispielsweise die kanonische Übereinanderstellung der antiken Säulenordnungen oder die dramaturgische Steigerung der einzelnen Achsen zur Mitte bei barocken Kirchenfassaden, (3) die Gesamtform von Fassaden, Grundrissen oder ganzen Bauwerken („*Morphologie*“) oder auch das (4) ästhetische *Konzept*. Wenn etwa von Schlossanlagen des Barocks im touristischen Kontext gesagt wird, sie seien „nach dem Vorbild von Versailles“ errichtet, so ist dies in der Regel nur zutreffend im Sinne des ästhetischen Konzeptes, das grob gesprochen in einer Kombination eines symmetrischen Hauptschlusses mit Seitenflügeln und einer barocken Gartenanlage mit dominanter Mittelachse, Orangerie und Nebenschlössern im Park als Zentrum absolutistischer Herrschaftsinszenierung verstanden werden kann. Für die anderen genannten Modi der Vorbildhaftigkeit ist eine Vorbildfunktion von Versailles meist wesentlich schwieriger bis gar nicht auszumachen.²⁶⁰ Wenn hingegen im Laufe des 16. Jahrhunderts antikische Kapitelle in der Baukunst nördlich der Alpen auftauchen, dann handelt es sich zunächst einmal um die Übernahme bestimmter architektonischer *Vokabeln*, d.h. Einzelelemente.

Durch die Wiederbelebung der antiken Formensprache kanonisierte die Hochrenaissance ein ausgeprägtes Vokabular und eine dazugehörige Grammatik, die sich konsequenter Weise in einer entsprechenden Traktatliteratur niederschlug. Morphologisch wirkte Bramantes Palazzo Caprini für den Palastbau des 16. Jahrhunderts vorbildlich, während das ästhetische Konzept eines monumentalen sakralen Zentralbaus bei St. Peter letztlich scheiterte und auch in kleinerem Maßstab in der Folgezeit nur recht selten zur Anwendung kam. Erfolgreicher hingegen war das ästhetische Konzept von Bramantes Belvedere im Vatikan, das einen eigenen Gebäudetypus des fürstlichen Bauens begründete.

Verglichen damit ist in Weingarten vor allem das ästhetische Konzept des monumentalen Deckenfreskos, das in der Folgezeit wirksam werden sollte. Morphologisch ist keine breite Vorbildwirkung festzustellen, allein weil im Spätbarock des bairisch-schwäbischen Raumes Grund- und Aufrisskonzepte immer wieder neu variiert wurden. Was Vo-

²⁶⁰ So nennt etwa die deutsche Wikipedia Rastatt „nach dem französischen Vorbild Versailles errichtet“ (Stichwort „Schloss .Rastatt“, 17.9.2016). Der Rastatter Hauptsaal mit fünf Fensterachsen, eineinhalbgeschossiger Wand und von einem Spiegelgewölbe mit Stichkappen bedeckt, hat aber mit dem Festsaal von Versailles – eingeschossiger Wand, Muldengewölbe, siebzehn Fensterachsen – wenig gemein.

tabular und Grammatik der Architektur anbelangt, so gäbe es nach Auffassung des Autors durchaus eine erhebliche Vorbildwirkung von Weingarten zu diskutieren, was jedoch aus Platzgründen nicht ausgeführt werden kann. Da sich auf dieser Ebene allein auch die Dichotomie von *Klassizismus* und *Antiklassizismus* im Sinne des Zyklusmodells diskutieren ließe, muss auch dies hier ausgespart bleiben. Schließlich ist es noch auffällig, dass die behandelte zweifelsohne bedeutsame architekturgeschichtliche Epoche im 18. Jahrhundert keine nennenswerte Traktatliteratur hervor gebracht hat. Weitergehend wäre zu fragen, wie die genannten Unterschiede ideen- und sozialgeschichtlich zu erklären wären.

Es hat sich erwiesen, dass die hier diskutierte Zyklentheorie auf ein durchaus akzentuiertes Bild der Entwicklung der barocken Wandpfeilerkirche im bairisch-schwäbischen Raum hinaus laufen könnte. Es wäre nach Ansicht des Autors ein vielversprechendes Programm, die Stiftskirche Weingarten als klassisches Werk im Zentrum eines kunsthistorischen Entwicklungszusammenhangs zu diskutieren. Geschähe dies unter dem Paradigma der hier diskutierten Zyklentheorie, so würden sich unmittelbar eine Reihe von Fragen ergeben: (1) Wie verhalten sich Kanonisierungs- und Dekanonisierungsprozesse im Vergleich zu anderen kunsthistorischen Verläufen und welche spezifischen Charakteristika können durch derartige Vergleiche sichtbar gemacht werden? (2) Wie und warum änderte sich zwischen 1680 und 1730 die Rolle des Lichtes? Lässt sich daraus eine „Ikonographie des Lichtes“ ableiten? (3) Warum setzte sich in der Zeit nach Weingarten das monumentale Deckenfresko gegenüber der Tambourkuppel als noblierendes Motiv durch? Welche religionsgeschichtlichen, sozial- und kulturwissenschaftlichen Hintergründe lassen sich hierfür ausmachen? (4) Welches waren die Bewertungssysteme auf Seiten der Baukünstler und Auftraggeber, welche die angedeuteten Schulbildungs-, Kanonisierungs- und Dekanonisierungsprozesse begleiteten?

3.2 Drei verschiedene Epochen des „Barock“

Wir werden in Kapitel 3.3 sehen, dass einer der wesentlichen Kritikpunkte am Begriff der Stilepochen darin besteht, dass diese jeweilige „Homogenität“ suggerieren würden. Bereits einfache Instantiierungen des Zyklusmodells bieten durch innere Polaritäten wie „Klassizismus vs. Antiklassizismus“ oder das Auseinandertreten verschiedener Programmatiken Begriffe zur synchronen Differenzierung. Die dahingehenden Möglichkeiten werden dann erweitert, wenn man von mehrfachen Instatiierungen des Zyklusmodells Gebrauch macht. Durch das Zyklusmodell kann also ein und derselbe Zeitabschnitt auf ganz verschiedene Weise betrachtet werden. Um dies zu demonstrieren wählen wir die Epoche der römischen Barockarchitektur, da ihre starke Verwurzelung in der Architektur des 16. Jahrhundert es nahelegt, über das „Barock“ hinaus historische Betrachtungsweisen zu entwickeln, welche die Vorstellung einer linearen Abfolge von Epochen gleich Seiten eines Buches durch eine multiperspektivische Betrachtungsweise

überwindet.



Abbildung 9: Symbolische Darstellung der Epoche des Barocks im Kontext der neuzeitlichen Architekturgeschichte

3.2.1 Römische Architektur im Zyklus des Barock

In diesem Unterabschnitt soll es darum gehen, das Zyklusmodell auf die architekturhistorische Epoche des Barocks anzuwenden. Dabei stellt sich die Frage, inwieweit der Verlauf dieser Epoche durch dieses Modell beschrieben werden kann. Insoweit dies nicht möglich ist, stellt sich die Frage, wie diese eingeschränkte Anwendbarkeit zu bewerten ist.



Abbildung 10: Instanziierung des Zyklusmodells für die Epoche des Barocks

Die Kunstgeschichte der römischen Barockarchitektur scheint sich anfangs recht gut in das hier entworfene Bild einer vierphasigen Entwicklung zu fügen. Die von *Carlo Maderno* dominierte, gemeinhin als *Frühbarock* bezeichnete Phase könnte als implizite Phase im Sinne unseres Zyklusmodells interpretiert werden. Verglichen mit den verschiedenen Spielarten des Barocks der nächsten Generationen ist die stilistische Variationsbreite vergleichsweise gering, und es stabilisieren sich die frühbarocken Muster in Konkurrenz zu Renaissance-manieristischen und -klassizistischen Tendenzen. Doch schon bei der Identifizierung der nächsten Phase ergäbe sich ein von der konventionellen Sichtweise abweichendes Bild. Was folgt, wird in der Regel als *Hochbarock* bezeichnet, womit eine Analogie zur Bramante'schen Hochrenaissance nahegelegt wird. Doch werden wir sehen, der Charakter dieses „Hochstils“ ein ganz anderer ist, als der der Hochrenaissance. Sehen wir etwas genauer hin:

Beginnen wir mit Borromini und sehen zu, welche Einschätzung seiner Kunst sich kunsthistorischer Literatur entnehmen lässt. Richard Bösel stellt etwa fest:

Der Architekt [Borromini] fühlt sich gerade dort zu schöpferischer Anstrengung herausgefordert, wo die strukturelle Folgerichtigkeit und formale Vollkommenheit eines baulichen Erscheinungsbildes (eines Freiraums, eines Baukörpers oder einer Fassade bzw. einer Raumfolge, eines Raumvolumens oder einer Wandkomposition) durch äußere Faktoren ge-

fährdet erscheint. Er ist bestrebt, den Unregelmäßigkeiten eines Grundstücks, den axialen Ungereimtheiten und asymmetrischen Konstellationen einer baulichen Anlage mit trickreichen Eingriffen und eigenwilligen Formerfindungen beizukommen: kurz: aus der Not eine Tugend zu machen. [...] Man würde der kreativen Potenz Borrominis freilich nicht gerecht, wollte man einen grundsätzlichen, von äußeren Planungsumständen unabhängigen Drang leugnen, neuartige Formen zu suchen und durch stetiges Abwandeln einer einmal gefassten Idee zu höchster gestalterischer Vollkommenheit zu gelangen.²⁶¹

Eine Schlüsselstellung in dieser Charakterisierung nimmt der Begriff „Form“ ein. Ob es darum geht, den schwierigen Bedingungen – etwa dem räumlichen Begrenztheit von *San Carlo alle Quattro Fontane* inklusive dem dazugehörigen Konvent – formal anspruchsvolle Grund- und Aufrisse abzuringen oder darum, in Analogie zum Formenschatz der Antike Neuartiges zu erfinden (etwa die Kuppel von San Ivo, Abb. 18b), das, worum Borromini künstlerisches Denken zu kreisen scheint ist die Form. Dies wird auch dadurch unterstrichen, dass Borromini bei der Gestaltung seiner Innenräume meist bei einer monochromen Farbgebung belässt.²⁶² Er verzichtet auf illusionistische und malarische Effekte, gleichsam um den Betrachter nicht vom Genius seines formalen Erfindungsreichtums abzulenken. Dieser Genius kann durchaus in methodischer Kontinuität zu Michelangelo gesehen werden, gewissermaßen in virtuoser Steigerung, wo auch das scheinbar Unförmige noch durch formale Prinzipien etwa diverser Symmetrien eingefangen wird.

Vergleichen wir damit die Architektur *Pietro da Cortonas*. Anstatt auf Literatur zu referieren, soll hier sein Entwurf für die Westfassade des Louvres betrachtet werden (siehe Abb. 15). Es fällt auf, dass Cortona – etwa auch im Gegensatz zum Entwurf von Bernini (Abb. 16) für das selbe Gebäude – eine sehr differenzierte Gliederung vornimmt. Daraus ergibt sich eine Abfolge der Fensterachsen, welche dem Schema $A - A' - B - A'' - C - D - C - E - F - E - G - G$ von der Mittelachse nach außen entspricht. Er entwirft also nicht weniger als sieben verschiedene Varianten der Gestaltung einer Fensterachse.²⁶³ Dass bei dieser Vielheit der Entwurf nicht disparat wirkt liegt an Zweierlei. Zum einen bildet Cortona etwa durch die Abschnitte $C - D - C$ oder $E - F - E$ Teilsysteme, die durch innere Symmetrie eine gewisse Abgeschlossenheit aufweisen. Zum anderen unterliegen alle Achsen der Bewegung einer Steigerung hin zur Mittelachse des Hauptrisaliten, was sich insbesondere auch durch die Größe der Fensteröffnungen im Hauptgeschoss ausdrückt. Hierin sehen wir ein Gestaltungsprinzip des Barocks verwirklicht, dessen Bedeutung über die Architektur hinaus weist und sich in analoger Weise auch in anderen kulturgeschichtlichen Bereichen findet, etwa dem absolutistischen Staatsverständnis oder der grundlegenden Arbeiten zur biologischen Taxonomie eines *Carl von Linné*. Es ist dies das Prinzip eines differenzierten aber dennoch auf eine organische Ganzheit hin zielenden *Systems*. Auch Cortonas Kirchenfassaden lassen in klei-

²⁶¹ Bösel (2000), S. 41f.

²⁶² San Agnese kommt hierbei – wie auch sonst – eine Sonderstellung in seinem Œuvre zu, auch da er für ihre vollendete Gestalt nicht die alleinige künstlerische Verantwortung trug.

²⁶³ Da die unterschiedlichen Geschosse nicht immer synchron variieren, wurde die Zahl der Variationen anhand des Hauptgeschosses ermittelt.

nerem Maßstab ebenfalls angestregtes Bemühen um ein insbesondere bezüglich der Achsengestaltung möglichst stark ausdifferenziertes *tektonisches System* erkennen. Wenngleich dieser *systematische Aspekt* der barocken Baukunst im weiteren Verlauf nicht zwingend dem direkten Einfluss von Cortona zuzuschreiben ist – man denke etwa an die differenzierte Gliederung der Außenfassade der Würzburger Residenz – so war es doch Cortona, der dieses Gestaltungsmoment der Barockarchitektur zum ersten Mal in seiner Tiefe auslotete.²⁶⁴

Soll nun in analoger Weise versucht werden, die Baukunst Berninis durch ein wesentliches Bestimmungsmoment zu charakterisieren, so verstellt doch das seiner Architektur mithin anhaftende Klischee des „Klassizismus“ den Blick auf eine eigenständige Lesart des Barocks. Nähern wir uns also wieder der Literatur und zitieren einen hilfreichen Interpretationsansatz bei Borsi:

Man kann das gesamte architektonische Werk Berninis als eine „Variation“ über das Thema der „Zentralität“ ansehen.

Die Einleitung beginnt mit dem Baldachin der Peterskirche, dem Kern der großen, von Michelangelo erdachten und mit der Kuppel bekrönten zentralen Struktur. [...]

Zentral konzipiert sind fast alle ephemeren Werke [...] Das Thema der Zentralität wird auch im Profanbau aufgegriffen, vom Ovalen Saal des Palazzo Barberini bis zum ersten Entwurf für den Louvre.²⁶⁵

Für Borsis Bernini-Monographie ist der Begriff „Zentralität“, ergänzt durch die Intention eines ästhetischen „Wunders“, als psychisches Erregungsmoment des Kunstbetrachters entscheidend. Diese gewiss wesentlichen Aspekte der Architektur Berninis sollen um eigene Überlegungen ergänzt werden. Für das Verständnis Berninis Architektur ist hilfreich, am einzelnen Werk zwischen Formensprache und der globalen Strukturidee zu unterscheiden. Verengt man den Blick nur auf erstere, so verengt man die Interpretation Berninis leicht auf seinen „barocken Klassizismus“. Was die Elemente seiner Formensprache angeht, ist Bernini gewiss vergleichsweise konventionell und an den Mitteln der Hochrenaissance orientiert. Hier übertreffen ihn Cortona und vor allem Borromini an Erfindungsreichtum offenkundig. Doch ergibt sich dies daraus, dass Berninis Kunst wesentlich durch ein *Primat der Ganzheit* gegenüber den Teilen gekennzeichnet ist. In diesem Sinne sind in der Tat die formensprachlichen Elemente nicht Hauptgegenstand seiner ästhetischen Auseinandersetzung. Das wichtigste Mittel zur gestalterischen Umsetzung des *Primates der Ganzheit* kann in der Tat als „Zentralisierung“ begriffen werden, wobei Borsis Topos dahingehend ergänzt werden kann, dass die „Zentralisierung“ von Berninis Kunst stets *anschaulich* bleibt. Auch der Grundriss des Escorials ist in dem Sinne „zentralisiert“, dass alle Gebäudeteile in systematischer Weise auf das Zentrum der Kirche bezogen sind. Diese Zentralisierung erschließt sich aber nicht in einem *ästhetischen Erlebnis der Einheit und Ganzheit*, weil etwa die Kirchenfassade des Esco-

²⁶⁴ Cortonas Einfluss als Maler überragte deutlich seinen Einfluss als Architekten. So stellt Merz fest: „In architecture, however, generally speaking the influence of Cortona exercised on his contemporaries and immediate successors was rather slight.“ Merz (2008), S.255.

²⁶⁵ Borsi (1983), S.39.

rial außerhalb ihres geschlossenen Vorhofes nicht sichtbar ist. Das ästhetische Erlebnis von Einheit, das Primat der Ganzheit in einfacher Weise – unter Verzicht auf allzu sophisticated systematische Differenzierungen – erlebbar zu machen, zeichnet Bernini gegenüber seinen römischen Künstlerkollegen aus. Man denke nur an den Stich Marots, in welchem sowohl die Bernini'schen Entwürfe wie die bereits ausgeführten Bauteile des Louvre dargestellt sind, um Berninis Talent für die *große Linie* zu erkennen (siehe Abb. 16). Die Intention ist in gewisser Hinsicht genau entgegengesetzt zu der Cortonas. Wo jener komplexe Systeme entwirft, deren Struktur sich dem Betrachter nicht auf Anhieb erschließt, was seiner Architektur etwas Grüblerisches gibt, erweckt die Architektur Berninis den gegenteiligen Effekt. Seine Architektur bleibt stets leicht begreiflich. Im Sinne der „Zentralisierung“ erschließt der Bildhauer-Architekt selbstverständlich stets auch die Tiefendimension. Durch das anschauliche Primat der Ganzheit verkörpert Berninis Architektur Größe und Macht, ob im Dienste einer tridentinischen Kirche oder eines absolutistischen Königs von Frankreich. Zusammenfassend wollen wir die Interpretation Berninis Architektur als *repräsentative Inszenierung einer zentralisierten Ganzheit* verstehen, wobei das Moment der Inszenierung die Absicht des „Wunders“, des „Staunen-Erregens“ mit einschließt.²⁶⁶

Wir hatten bereits auf die begriffliche Analogie der drei Meister des Hochbarocks zur Hochrenaissance Bramantes verwiesen. Die Analogie ist insoweit zutreffend, als die Künstler der auf Maderno folgenden Generation im weiteren Verlauf in einem hohen Maße vorbildlich wurde. Zusammen genommen ergeben sie in der Tat im Wesentlichen das, was gemeinhin als „Hochbarock“ bezeichnet werden kann. Im Gegensatz zur Baukunst Bramantes war dies jedoch kein *einheitliches Ideal*, dem sich diese Generation verpflichtete. Wir hatten gesehen, dass die drei Künstler ganz unterschiedliche Momente der barocken Baukunst in das Zentrum ihrer künstlerischen Aufmerksamkeit rückten: *Form*, *System*, und die *repräsentative Inszenierung einer zentralisierten Ganzheit*. Bildet die Kunst Madernos für alle drei den Ausgangspunkt, so entwickeln die drei besprochenen Architekten die barocke Baukunst in ganz verschiedene Richtungen weiter.

Die geschilderte Entwicklung entspricht nun recht genau dem Bild, welches das Zyklusmodell für die *programmatische Phase* zeichnet. In diesem Sinne wären *Bernini*, *Borromini* und *Cortona* als *Programmatiker* zu bezeichnen.²⁶⁷ Maderno hatte das Tor zum Barock endgültig aufgestoßen. In der Generation nach ihm entwickelten die führenden Architekten ihrer Zeit das von Maderno Grundgelegte in *ganz unterschiedliche Richtungen* weiter. In einer evolutionstheoretischen Analogie gesprochen: Es erfolgt eine *Radiation* des barocken Stils. In unserer Terminologie: Die Programmatiker des römischen Barocks versuchten den von Maderno geschaffenen *impliziten Begriff* Barocker Architektur auf verschiedene Weise zu *explizieren* und vertieften dabei unterschiedliche Aspekte des Frühbarocks. Im zweiten Viertel des 17. Jahrhunderts bilden sich in Rom ganz unterschiedliche „Dialekte“ der barocken Formensprache aus. Nach Maderno setzte in

²⁶⁶ Zum Begriff des „Wunders“ vgl. Borsi (1983), S.160.

²⁶⁷ Bei genauerem Hinschauen treten neben diese drei freilich auch noch *Carlo Rainaldi* und *Martino Longhi d. J* hinzu.

Rom also eine Auffächerung des barocken Stils ein. Dabei ergab sich in natürlicher Weise die zyklentheoretisch beschriebene *Divergenz*. Das im Frühbarock angelegte implizite Verständnis (Begriff) dieses Stils wurde durch die Ausdifferenzierung verschiedener Lesarten relativ expliziert. Alle drei genannten Momente – Zentralisierung, Systematisierung und Formalisierung – waren bereits für das Frühbarock charakteristisch.

Hier wird einmal mehr deutlich, dass das Zyklusmodell nicht einfach Entwicklungsstufen propagiert, dementsprechend es innerhalb einer „Stilepoche“ keine synchronen Gegensätze geben könnte. Im Gegenteil bietet das Zyklusmodell in jeder Phase eine eigentümliche Polarität an, zwischen verschiedenen *Programmatiken* in der *programmatischen Phase*, zwischen *Klassizismus* und *Antiklassizismus* in der Spätphase, sowie bezogen auf die *implizite Phase* der in der Regel anzunehmende Kontext *bestehender Traditionen*, indem sich neue Muster erst einmal stabilisieren müssen.

Bei einer typischen Anwendung des Zyklusmodells wäre im weiteren Verlauf der Römischen Barockarchitektur mit einer *Klassik* zu rechnen, als einer Synthese der verschiedenen programmatischen Momente. Sie ist in zweierlei Hinsicht nicht auszumachen. Zum einen fehlt eine echte Synthese der Baukunst der genannten Programmatiker. Zum anderen gibt es keine Künstlerpersönlichkeit, die etwas geschaffen hätte, das im Sinne einer *Klassik* normbildend, mustergültig geworden wäre. Der einflussreichste Architekt der Folgegeneration war *Carlo Fontana*, der als eklektischer Nachlassverwalter der Generation Berninis traditionell einen eher durchwachsenen Ruf als Künstler genießt. Wir wollen uns hier aus Platzgründen eine stilgeschichtliche Diskussion vermeiden, sondern es mit einem Zitat aus der Literatur belassen:

„Fontana is probably the least appreciated of the major Roman architects of the Baroque period. His work has that confidence and lack of intensity characteristic of the late 17th century [...] The qualities of Fontana’s style, as well as its weakness, are well illustrated in what is probably his most famous and certainly his most discussed work, the façade of S.-Marcello.“²⁶⁸

Dessen ungeachtet war seine Bedeutung als Lehrer für das Europäische Barock enorm, waren doch neben vielen unbekannteren italienischen Künstlern zahlreiche der führenden Architekten um 1700 seine Schüler: Filippo Juvarra, Nikodemus Tessin d.J., Johann Bernhard Fischer von Erlach, Lukas von Hildebrandt, Johann Dientzenhofer, James Gibbs und Matthäus Daniel Pöppelmann.²⁶⁹ Diese Liste führt gleichwohl vor Augen, dass Fontana keine Schule im strengen Sinne des Wortes gegründet hat, denn die genannten Architekten können in Abgrenzung zum Kontext ihrer Zeit kaum auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden. Eine *Klassik* als Synthese der divergenter Programmatiken, eine *Klassik*, die darüber hinaus durch die Definition eines Kanons normativ wirksam würde, kann vor diesem Hintergrund nicht ausgemacht werden. Aus diesem Grunde ist hier von einer *atypischen Anwendung des Zyklusmodells* zu spre-

²⁶⁸ Vgl. Braham, Hager (1977), S.19.

²⁶⁹ Vgl. AKL, Bd.42, S.141.

chen.²⁷⁰ Es ist nur *partiell* anzuwenden. Aus der Zyklentheorie ergibt sich nun unmittelbar eine kulturhistorische Fragestellung. Denn insoweit das Zyklusmodell nur partiell anwendbar ist, stellt sich immer folgende Frage: Sind *externe Einflüsse* auszumachen, welche eine Ausbildung der Klassik verhinderten? Gab es soziologische, politische, ökonomische Faktoren, welche das Kunstleben der Stadt Rom negativ beeinflussten, so dass der Entstehung einer Klassik die gesellschaftlichen Grundlagen entzogen wurde?

Solche Faktoren lassen sich in der Tat ausmachen. Ganz allgemein vollzieht sich im 17. Jahrhundert für das Papsttum und damit die Stadt Rom ein schwer wiegender ökonomischer und politischer *relativer Bedeutungsverlust*. Hatte Papst Pius V. (1504-1572) noch entscheidenden Anteil an der Vermittlung der Heiligen Allianz zwischen Spanien, Genua und Venedig, welche in der *Seeschlacht von Lepanto* (1571) unter Don Juan de Austria einen Sieg über die Türkische Flotte errang, war das Papsttum am Zustandekommen des Westfälischen Friedens (1648) unbeteiligt.²⁷¹ Dieses Datum markiert, wenn auch nicht das Ende der Gegenreformation, so doch mindestens deren Erlahmen. Mit dem Ausgang des Dreißigjährigen Krieges mussten sich endgültig alle Hoffnungen von katholischer Seite zerschlagen, dass die protestantischen Territorien Nord- und Mitteldeutschlands wieder zum Katholizismus zurückkehren würden. Auch europaweit waren Erfolge wie die Rekatholisierung Polens in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nicht zu wiederholen.

Bedeutende Kirchenbauten in Rom sind als direkte Folge des Tridentinischen Konzils aufzufassen: Il Gesù, S. Ignazio, S. Andrea della Valle. Ihre architektonische Prachtentfaltung ist im Sinne einer Unterstreichung des katholischen Hegemoniestrebens aber auch als Versinnlichung des katholischen Liturgieverständnisses in Opposition zum protestantischen „sola scriptura“ zu verstehen. Im Kontext dieser politischen Rahmenbedingungen war es freilich vor allem die Person des amtierenden Papstes, von welcher der Umfang des Kunstschaffens in Rom abhing. Unter dem Barberini-Papst Urban VIII.²⁷² (Pontifikat 1623-1644) und dem Chigi-Papst Alexander VII.²⁷³ (Pontifikat 1655-1667) wurde Rom mit einem glänzenden Mäzenatentum bedacht. Zwar erlaubte die finanzielle

²⁷⁰ Es lassen sich in der Literatur auch Einschätzungen Carlo Fontanas finden, die eher im Sinne einer typischen Anwendung des Zyklusmodells auch nach der programmatischen Phase sprechen: „Nach der ungeheuren Experimentierlust der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts war er [Carlo Fontana] an der Konsolidierung und Aufarbeitung des Erbes entscheidend beteiligt. Seinen systematischen Ansatz zur Verwertung der Leistung Berninis, Borrominis, Cortonas und Rainaldis ist die schöpferische Reduktion dieser individuellen Stile zur Synthese des „spätbarocken Klassizismus“ Roms zu verdanken, der die europäische Architektur bis Mitte des 18. Jahrhunderts beeinflussen sollte.“ (Kieven (1993) S.167) Dieser Einschätzung kann sich der Autor allerdings nicht anschließen, ist doch die Architektur Roms im späten 17. und 18. Jahrhundert von auffälliger Inhomogenität und Eklektizismus gekennzeichnet. So steht die Vorhalle der Lateranskirche (Alessandro Galilei, 1733-1736, Abb. bei Keller (1990) Abb. 2) klar in der Tradition Berninis, während die Fassaden von S. Maria Maddalena (Giuseppe Sardi, 1734/35, Abb. bei Schlimme (1999) S.134) oder SS. Celso e Giuliano (Carlo De Dominicis, 1733-1735, Abb. bei Schlimme (1999) S.139) deutliche Anleihen bei Borromini nehmen. Ein einheitliches Stilideal lässt sich hierbei nicht ausmachen. Die Verbreitung des „barocken Klassizismus“ dürfte auch eher auf die direkte Wirkung Berninis zurückzuführen sein, etwa bei Andreas Schlüter, oder Nikodemus Tessin, dem wichtigsten Vertreter des barocken Klassizismus in Schweden, der sich nachweislich geringschätzend über Carlo Fontana äußerte, vgl. Kieven (1993) S.167.

²⁷¹ Vgl. hier und im folgenden Müller (1970).

²⁷² Vgl. Seppelt (1959), S. 277.

²⁷³ Vgl. a.a.O. S. 334.

Lage Innozenz' X.²⁷⁴ (Pontifikat 1644-1655) nur ein mäßiges mäzenatisches Engagement, doch ermöglichte er immerhin die Vollendung der Innendekoration des Petersdoms, die teilweise Restaurierung der Lateransbasilika durch Borromini und die barocke Bebauung der Piazza Navona. Nach zwei relativ kurzen Pontifikaten (Clemens IX. 1667-1669 und Clemens X., 1670-1676), die beide keine nachhaltigen Spuren in der Kunstlandschaft Roms hinterließen, schlug das Pendel der mäzenatischen Großzügigkeit mit dem Pontifikat Innozenz' XI.²⁷⁵ (1672-1689) in die Gegenrichtung aus. Der äußerst gewissenhafte und sparsame Papst hatte keinen großen Sinn für die Förderung der Künste, sondern hatte neben allerlei kirchenpolitischen Querelen, etwa mit Ludwig XIV. von Frankreich, vor allem damit zu kämpfen, die Finanzlage des Kirchenstaates wieder ins Lot zu bringen. Da diese Politik auch unter seinen Nachfolgern, etwa Innozenz XII. (Pontifikat 1691-1700) nicht grundlegend geändert wurde, ist für das letzte Drittel des 17. Jahrhunderts eine dramatische Verschlechterung der Auftragslage für künstlerisch anspruchsvolle Bauwerke zu konstatieren.

Die Auswirkungen für Entwicklung der römischen Architektur waren gravierend. Die talentiertesten Künstler der folgenden zwei Generationen *Guarino Guarini* und *Filippo Juvara*, die beide ihre architektonische Ausbildung in Rom genossen hatten, erhielten schließlich beide in der savoyischen Residenzstadt Turin ihre wichtigsten Aufträge. Rom konnte also diese Talente nicht binden, da es an attraktiven Aufträgen mangelte. Die Zahl der Kirchenneubauten nahm im zweiten Drittel des 17. Jahrhundert stark ab und kam im letzten Drittel desselben beinahe gänzlich zum Erliegen.²⁷⁶ Die wohl aufwändigste römische Kirchenfassade des letzten Drittels ist Fontanas Fassade von *S. Marcello al Corso* (ab 1682), und ihre Vollendung zögerte sich aus Geldmangel noch bis 1703 hin, wobei unter anderem der Bauherr Monsignore Marco Boncompagni Cataldi sich dazu genötigt sah, testamentarisch seine Möbel und Silberzeug für diesen Zweck zu bestimmen.²⁷⁷

Insgesamt kann also festgestellt werden, dass für den relativen Niedergang der römischen Barockarchitektur im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts eindeutig externe Gründe, die Finanzlage des Kirchenstaates und das daraus resultierende nachlassende Mäzenatentum, verantwortlich sind. Hier bestätigten sich die methodischen Vorgaben der Zyklentheorie: Im Falle partieller Anwendbarkeit des Zyklusmodells folgt die heuristische Maßgabe, die historischen Spuren in besonderer Weise auf die Wirksamkeit externer Faktoren hin zu befragen.

Da es nun eine Klassik in der römischen Barockarchitektur in unserem Sinne nicht gab, erübrigt sich auch die Frage, inwieweit die dort folgende kunsthistorische Entwicklung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts unserem Zyklusmodell entspricht. Gewiss lässt sich äußerlich noch eine Konturierung des römischen Barocks im Sinne des Zyklusmodells aufrecht erhalten, da um 1730 mit einem neuerlichen Aufschwung der Bautätigkeit eine

²⁷⁴ Vgl. a.a.O. S. 320.

²⁷⁵ Vgl. a.a.O. S. 346ff.

²⁷⁶ Vgl. Weingartner, S. 19.

²⁷⁷ Vgl. Schlimme (1999), S. 212.

letzte Phase des römischen Barocks eingeleitet wird. Die römische Architektur verliert jedoch zum Teil ihren bis dahin unangefochten autochthonen Charakter. Sie öffnet sich dem etwa schon bei Carlo Fontana auszumachenden Einfluss Palladios ebenso wie dem des französischen barocken Klassizismus. Im eigentlichen Sinne ist damit das Zyklusmodell nicht mehr anwendbar, wobei auch darin immer noch eine positive Aussage im historiographischen Sinne zu verstehen ist, die durchaus einen heuristischen Wert behalten kann.

Die Anwendung des Zyklusmodells auf die Phase der Römischen Barockarchitektur liefert damit ein erstes ausgeprägtes Beispiel für die *partielle Anwendbarkeit* des Zyklusmodells. Die Prozesse zur Herausbildung eines kanonischen Ideals des künstlerischen Schaffens, wie sie durch die Frühphase des Zyklusmodell idealtypisch formuliert werden, lassen sich bis einschließlich der programmatischen Phase im historischen Verlauf wiederfinden. Jedoch kommt dieser Prozess im Sinne des Zyklusmodells nicht zum Abschluss, da eine Synthese der verschiedenen programmatischen Momente, welche durch die Namen *Bernini*, *Borromini*, und *Cortona* angesprochen werden können, ausbleibt. Gleichwohl werden die verschiedenen Momente ihres Schaffens in ihrer heterogenen Gesamtheit durchaus im hohen Maße vorbildlich, in welchem Sinne man von einem *heterogenen Kanon* sprechen könnte, der über Rom hinaus auch die Europäische Architektur des 17. und frühen 18. Jahrhunderts maßgeblich beeinflusste.

3.2.2 Das römische Barock im Zyklus der frühneuzeitlichen Baukunst

Die im vorangegangenen Abschnitt besprochene Interpretation stellt nur eine mögliche Schicht der Interpretation dar. Sie liefert eine Sichtweise, neben der andere Sichtweisen denkbar und sinnvoll sind. Dieses Charakteristikum der Zyklen-theorie hatten wir als *Aspekthaftigkeit* angesprochen.

Bezogen auf die Römische Barockarchitektur bieten sich schon aus der Zyklen-theorie weitere Sichtweisen an. Eine besteht darin, die frühneuzeitliche Baukunst, also Renaissance und Barock *gemeinsam* als einen übergeordneten Zyklus diskutieren. Die Legitimität dieser Sichtweise ist etwa aus Schlimmes Referenzwerk²⁷⁸ zu den „reliefierten Kirchenfronten“ Roms zu ersehen, da er in der Tat die frühe Neuzeit als den angemessenen zeitlichen Rahmen seiner Darstellung wählt, und nicht etwa zwischen Kirchenfronten der „Renaissance“ oder des „Barocks“ unterscheidet. Welches Bild ergibt sich unter *dieser* Perspektive für die römische Architektur? Anstatt nun das Zyklusmodell in seinem vollen Umfang zu diskutieren, wollen wir uns an dieser Stelle darum bemühen, vor allem die zentrale Diskontinuität dieses Zeitraumes im Sinne des Zyklusmodells zu beschreiben.

Zunächst einmal scheint hierbei die Rolle *Michelangelos* als *Architekten* gerechter zu werden. Die Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts hat sich viele Gedanken darüber gemacht, ob Michelangelo als Künstler der Renaissance, des Manierismus oder gar des

²⁷⁸ Schlimme (1999).

Barocks zu interpretieren sei.²⁷⁹ Dahinter verbirgt sich keineswegs begriffliche Spitzfindigkeit, sondern jede Herangehensweise eröffnet einen ganz eigenen begrifflichen Rahmen der historiographischen Interpretation. Klarerweise muss Michelangelo als wichtigster Impulsgeber für die Genese der Barockbaukunst in Rom angesehen werden. Im Sinne unserer Zyklentheorie ist er aber als solcher eben der bedeutendste *Programmatiker der frühneuzeitlichen römischen* Baukunst. Diese zyklentheoretische Sichtweise legt es also unmittelbar nahe, Michelangelos Rolle in Bezug auf das Barock in Analogie zu setzen zur Rolle *Albertis* für die Genese der Hochrenaissance.



Abbildung 11: Instanziierung des Zyklusmodells für die Epoche der frühen Neuzeit

Gemäß dem Schema des Zyklusmodells sollte dann die Diskontinuität an der Schwelle des 17. Jahrhunderts, welche unter dieser Perspektive eine *Klassik* darstellt, die Entstehung des Barocks also, als eine *Synthese* aufzufassen sein. Inwieweit lässt sich diesem Gedanken etwas Sinnvolles abgewinnen? Hierzu müssen wir uns darüber klar werden, welches der entscheidende Schritt war, den *pars pro toto* Maderno bei der „Erfindung“ des Barocks vollzog. Speziell können wir fragen, weshalb die Fassade von *Il Gesù*²⁸⁰ noch nicht die Schwelle zum römischen Barock überschritten hatte, die Fassade von *S. Susanna*²⁸¹ aber sehr wohl (vgl. Abb. 17). Um dies zu verstehen ist es hilfreich sich klar zu machen, dass die römische Architektur des späten 16. Jahrhunderts im Grunde genommen zwei Optionen hatte: Die Entwicklung einer klassizistischen Stilvariante oder die Entwicklung des Römischen Barock. Zeugnis für die erste Option, welche durch die römische Architektur im Großen und Ganzen nicht wahrgenommen wurde, stellt etwa die *Fontana dell' Acqua Paola* (1610-1614) von Giovanni Fontana dar (vgl. Abb. 32), eine Option, die in nachhaltiger Weise durch die französische Architektur ergriffen wurde.

Was die tektonische Grundstruktur anbelangt und die auf einen zentralen Höhepunkt zulaufende Staffelung der Achsen, so steht *S. Susanna* in direkter Nachfolge von *Il Gesù*. Ein entscheidender Unterschied, in dem beide Fassaden geradezu Gegensätze darstellen, besteht darin, dass bei *Il Gesù* dekoratives Ornament relativ sparsam eingesetzt ist, und diese Fassade dabei etwa dem spanischen Desornamentado-Stil der gleichen Zeit näher steht als vielen römischen Barockfassaden, während *S. Susanna* das dekorative Ornament nicht nur zulässt, sondern es dezidiert zu einem Hauptgestaltungselement der Fas-

²⁷⁹ Vgl. hierzu etwa Lasarew (1990), S.523.

²⁸⁰ Abbildung auch bei Schlimme (1999), S.111.

²⁸¹ Abbildung a.a.O. S. 63.

sade macht. Das heißt, die organische, tektonische Struktur von Il Gesù, die ohne den Einfluss von Michelangelo kaum möglich gewesen wäre, wird ergänzt durch eine reichhaltige und fein gezeichnete dekorative Ornamentik. Ein wesentliches Moment bei der Entstehung des Römischen Barocks bestand also darin, diese Gegensätze zu einer Synthese zu bringen, derart, dass das Dekor die tektonische Struktur ergänzt, aber niemals überwuchert, verunklärt, in Frage stellt, was letztlich auf einen einheitlicher Reliefzusammenhang führt (vgl. Abb. 17).

Im 16. Jahrhundert waren diese beiden Momente durchaus noch als Gegensätze zu begreifen, die unterschiedlichen Strömungen des Renaissance-Manierismus entsprachen. Kommen wir zunächst auf Michelangelo zu sprechen. Die Schwierigkeit bei der ästhetischen Bewältigung der Bauaufgabe des Petersdoms bestand wesentlich darin, mit den Mitteln der Hochrenaissance ein Bauwerk derartiger Größe zu bewältigen, was vor allem in dem Ringen um eine befriedigende Ästhetik des Außenbaus zu Tage trat. Den monumentalen Sakralbau hat die italienische Renaissance bezogen auf den Außenbau vor Michelangelo im Grunde genommen in keinem Bauwerk einer kanonischen Lösung zugeführt. Nicht umsonst stellt das sakrale Musterbeispiel der Renaissance – Bramantes Tempietto – ein Bauwerk geradezu miniaturhaften Ausmaßes dar. Das erhaltene Modell von St. Peter, das von Antonio Sangallo d.J. stammte, zeigt die Schwierigkeiten, mit den formensprachliche Elemente der Hochrenaissance durch vielfacher Reihung und Schichtung ein Bauwerk derartiger Größe zu bewältigen (vgl. Abb. 31(a)).

Michelangelo gab St. Peter mit Ausnahme der Westpartie im Wesentlichen die heutige äußere Gestalt. Seine Leistung bestand darin, die Formensprache der Hochrenaissance derart umzuformen, dass sie ein Bauwerk vom Format der Vatikankirche zu bewältigen vermochte. Bei der Besprechung der Hochrenaissance hatten wir bereits gesehen, dass in der Sprache des Zyklusmodells die antiklassizistische, manieristisch Spielart der Spätrenaissance als *methoden-* und nicht *inhaltstreu* zur Hochrenaissance interpretiert werden kann. In diesem Sinne gebrauchte Michelangelo den antiken Formenschatz in freier Weise derart, dass er auch diese neue, in der Antike so nicht gegebene Bauaufgabe bewältigen konnte. Damit dies möglich war, musste er aber den Formenkanon der Hochrenaissance überschreiten (vgl. Abb. 3b(b)).

Es soll aus Platzgründen an dieser Stelle keine ausführliche Stilkritik geliefert werden. Wir wollen statt dessen es bei dem Hinweis belassen, dass Michelangelos wichtigstes Mittel zur Bewältigung der Größe des Petersdoms darin bestand, stärker, als dies die antike Baukunst tat, zwischen *Grobstruktur* und *Feinstruktur* der tektonischen und ornamentalen Gestaltungsaufgaben zu unterscheiden. Noch Sangallos Entwurf für St. Peter basierte weitgehend auf dem von der antiken Baukunst übernommenen und etwa durch das Kolosseum vermittelten Prinzip, für jedes Geschoss genau eine Säulenordnung zu verwenden. Dieses Prinzip war auch für die Hochrenaissance maßgeblich.²⁸² Da in der antik-römischen Baukunst hierzu nur fünf kanonische Säulenordnungen zur Verfügung

²⁸² So etwa beim Damasushof oder den Seitenflügeln des Cortile della Pigna des des Apostolischen Palastes, beide von Bramante.

standen, womit die enorme Höhe von der Bodenlinie bis zur Kuppelspitze nur schwer in fünf homogene Geschosse aufzulösen war, bediente sich Sangallo zusätzlich mehrerer sehr hoher Attikageschosse, „überdehnte“ damit gewissermaßen die antike Formensprache²⁸³ (vgl. Abb. 31(a)).

Das genannte antikische Gestaltungsprinzip wurde von Michelangelo überwunden, indem er die antiken Ordnungen auf unterschiedlichen räumlichen Skalen (d.h. Größenordnungen) gebrauchte. Da es aber dem antiken Verständnis entsprach, für jede tektonische Funktion eine spezifische Form zu verwenden²⁸⁴, und darüber hinaus bei identischer Gestaltung die „große“ Ordnung die Wirkung der „kleinen“ in ästhetisch unbefriedigender Weise marginalisiert hätte, differenzierte er den Gebrauch der Ordnungen auf den verschiedenen Skalen gegeneinander aus. Die Ordnung der Grobstruktur, welche in natürlicher Weise eine Kolossalordnung war, verwirklichte Michelangelo als Pilaster, während Halbsäulen für die Geschoss-Ordnungen (d.h. die Flankierungen der Fensteröffnungen) sowie neu erfundene Rahmungen für die Nischen des Erdgeschosses und die Fenster der Attika Verwendung fanden (vgl. Abb. 31(b)). Michelangelo hatte große und kleine Formen einander vermittelt, derart, dass die Ganzheit des Gebäudes weder riesenhaft noch kleinteilig wirkte, sondern das ästhetische Erleben von der relativen Kleinheit des Betrachters über kleinere und größere antike Ordnungen bis hin zur Ganzheit des Gebäudes gelenkt wurde. Diese *organische Ausdifferenzierung* in einem Maße, wie sie weder die Hochrenaissance noch die Antike kannte, d.h. *auch der Größenordnungen gegen einander*, ist ein innovatives Moment, das schließlich ein integraler Bestandteil barocker Architektur werden sollte.

Jedoch nicht das einzige. Das 16. Jahrhundert der italienischen Architektur war auch durch das geprägt, was im engeren Sinne als *manieristisch* bezeichnet werden kann. In der Architektur äußerte sich das neben unorthodoxem und spielerischem Gebrauch antiker Säulenordnungen und Rustizierungen auch im vermehrten Interesse an dekorativer Gestaltungselemente wie Festone, Wappen, Figuren, Grottesken, Medaillons, etc. Ein initiales Beispiel lieferte Raphaels nicht mehr erhaltener Palazzo Branconio dell’Aquila, der bezüglich der genannten Gestaltungselemente als ein Vorbild für die Außenfassade des Palazzo Spada (vgl. Abb. 17b) angesehen werden kann.

Die Integration beider Momente spielt nun für die Genese des Barocks um 1600 eine entscheidende Rolle. Mustergültig ist dies an der Fassade von S. Susanna von Maderno festzustellen (vgl. Abb. 17). Betrachtet man das Obergeschoss dieser Fassade, so besteht offenkundig eine große Ähnlichkeit zur Fassade von Il Gesu des Michelangelo-Schülers *Giacomo della Porta*. Der wesentliche Unterschied besteht darin, dass S. Susanna durch zahlreiche Elemente der dekorativen Plastik angereichert wurde: Zwischen den Kapitellen der Seitenachsen befinden sich eine als Abart der Wappenkartusche zu begreifende Dekoration, die architektonische Umrahmung der Figurennischen ist wesentlich reich-

²⁸³ Bemerkenswert ist, dass Sangallo die toskanische Ordnung auslässt und stattdessen zweifach von der Ionischen Ordnung Gebrauch macht. Vermutlich wollte er damit den sichtbaren unteren Hauptgeschossen, welche dem betrachtenden Auge wesentlich näher sind, als die Geschosse der Kuppel, einen nobeleren Charakter geben.

²⁸⁴ Vgl. hierzu etwa das 20. Kapitel des ersten der vier Bücher Palladios zur Architektur, Palladio (1993), S82f.

haltiger, nach unten werden sie durch Festone abgeschlossen, welche auch das Wappen im Dreiecksgiebel flankieren. Die Entstehung der Römischen Barockbaukunst kann also in stilgeschichtlicher Hinsicht begriffen werden als eine Synthese der michelangelesken organischen Ausdifferenzierung und der ornamental-schmückenden Richtung des Manierismus (vgl. Abb. 17). Aus zyklentheoretischer Sicht sind diese beiden Richtungen der Spätrenaissance als *Programmatiken* des Zyklus der frühneuzeitlichen Römischen Baukunst anzusehen. Die Genese des Barocks war also keine *creatio ex nihilo*, sondern stellt einen Punkt der reifen Normsetzung dar, in dem divergente Strömungen der vorangegangenen Jahrzehnte zum Ausgleich kamen. Es ist durchaus nicht unplausibel anzunehmen, dass weithin wirksame Normsetzungen eben gerade dadurch wirksam werden können, dass sie einen Ausgleich besagter Art herstellen. In der Regel ist dies mehr als nur ein *Kompromiss*, vielmehr ist mit *synergetischer Emergenz* zu rechnen, also damit, dass eine so bis dahin nicht dagewesene Qualität des Ausdrucks erreicht wird, deren Möglichkeiten in der Folgezeit wiederum in womöglichen verschiedenen Richtungen ausgelotet werden wollen.

Wir hatten im Kapitel 2 bereits die Sichtweise besprochen, die Entwicklung der italienischen Renaissance als typische Anwendung des Zyklusmodells zu interpretieren. Bezogen auf die Architektur des 16. Jahrhunderts entwickelt die soeben vorgestellte Sichtweise eine alternative Sicht. Diese beiden Sichtweisen beziehen sich gewissermaßen auf zwei verschiedene Fixpunkte. Die erste Sichtweise entwickelt das Verständnis der Architektur der späten Renaissance vom Fixpunkt der Hochrenaissance her, ein Fixpunkt, der die Hochrenaissance gewissermaßen als *Ursprung* der weiteren Entwicklung begreift. Die zweite Sichtweise zielt auf den Fixpunkt der Entstehung des Barocks als das *Ziel* der Entwicklung, wobei das 16. Jahrhundert dann als programmatische Phase zu interpretieren wäre. Gerade für das Verständnis der Architektur Michelangelos scheint diese Sichtweise durchaus angemessen zu sein. In der zyklentheoretischen Sprache sind die genannten Fixpunkte gerade die Klassiker der korrespondierenden Zyklen, jene Punkte der reifen Normsetzung also, um die herum sich das zyklentheoretische Verständnis entfaltet.

Wenn wir nun aber die zyklentheoretische Perspektive in Bezug auf die frühneuzeitliche italienische Baukunst einnehmen, so wird Maderno als *Klassiker* wahrgenommen. Insofern mit ihm eben die Barockbaukunst beginnt, er also für die nächsten eineinhalb Jahrhunderte in der Tat *normgebend* wirkte, muss dies als eine legitime Sichtweise erscheinen. Wird diese Sichtweise im Sinne des Zyklusmodells weiter verfolgt, so ergibt sich die Frage, welche Aspekte und Fragestellungen sich für das Verständnis der Folgezeit ergeben, insbesondere bezogen auf die „großen Drei“.

Die zyklentheoretischen Begriffe, die hierbei in Betracht kommen, sind *Klassizismus* und *Antiklassizismus*. Wenngleich diese Dichotomie gewiss nicht die theoretische Aneignung der Römischen Baukunst nach 1600 erschöpft – und dies nach den Darlegungen in Kapitel 3.1.1 auch gar nicht muss – so soll doch an einem Beispiel gezeigt werden, inwieweit diese Begrifflichkeit angemessen sein könnte.

Gemeinhin wird die Vollendung der Kuppel von Sankt Peter als ein Schlüsselmoment bei der Entstehung des Barocks gesehen.²⁸⁵ In der Tat stand sie Pate für eine Vielzahl römischer und italienischer Kirchenkuppeln²⁸⁶. Beispielhaft soll hierbei die von Carlo Maderno²⁸⁷ ausgeführte Kuppel von Sant'Andrea della Valle diskutiert werden (vgl. Abb. 18).²⁸⁸ Berücksichtigt man, dass Kirchenkuppeln Roms gemeinhin deutlich kleiner ausfallen müssen als die Kuppel des Petersdoms, dementsprechend also bei Kuppeln eher einem achtsichtigen denn einem sechzehnachsigen Tambour zu rechnen ist, so ist zu konstatieren, dass abgesehen von diesem Unterschied die Kuppel von Sant'Andrea della Valle deutliche Anleihen bei der Kuppel von St. Peter nimmt. Wie diese verfügt die Kuppel von Sant'Andrea della Valle den Tambour gliedernde Doppelsäulen, eine niedrige Attika, kräftige Lisenen, welche optisch den Schub der Laterne aufnehmen, eine Laterne, deren Tambour im wesentlichen durch deutlich kleinere Doppelsäulen figuriert wird, sowie im Haupttambour längsrechteckige Fenster mit einem Wechsel von Dreiecks- und Segmentgiebeln.

Borrominis Entwurf für San Ivo kann hingegen gelesen werden als der angestrengte Versuch, eine zu St. Peter vergleichbar innovative, aber gänzlich andersartige Kuppellösung zu finden (vgl. Abb. 18). Sowohl das Kuppeldach als auch das Gebälk der Laterne negieren mit ihrer verglichen mit St. Peter konkaven statt konvexen Form geradezu das römische Kuppelparadigma. Und dennoch war gerade in dieser Freiheit mit der antiken Formensprache Borromini der getreueste Schüler der *Methodik* der Genese der barocken Architektur. Borromini radikalisiert die methodischen Vorgaben Madernos, der dahingehend wiederum in der Tradition Michelangelos stand.

Das bisher entworfene Bild einer zweifachen Anwendung des Zyklusmodells auf die italienische Architekturgeschichte der frühen Neuzeit verdeutlicht, wie das Zyklusmodell, mehrfach auf unterschiedlichen zeitlichen Skalen angewendet, unterschiedliche Aspekte der ideengeschichtlichen Entwicklung modellieren kann. Die Instanzierung des Zyklusmodells für den zeitlichen Bereich der frühen Neuzeit liefert einen klaren Begriff des „barocken Klassizismus“ der als Klassizismus eben jenes Zyklus im Sinne des Zyklusmodells begriffen werden kann.²⁸⁹ Es sollte ersichtlich geworden sein, dass einzelne

²⁸⁵ „Als Geburt des barocken Roms kann der 18. November 1593 gelten, an dem das von Papst Clemens VIII. Aldobrandini geweihte vergoldete Gipfelkreuz auf der Laternenspitze der eben vollendeten *Peterskuppel* aufgerichtet wurde“ Huballa (1991) S.13.

²⁸⁶ Beispiele in Rom sind: San Andrea della Valle (1591-1665), San Carlo al Corso (1612-1684), Santi Luca e Martina (1634-1650); Santissima Nome di Maria (1736-1738), San Rocco (um 1756).

²⁸⁷ Anders also, als bei S. Susanna und der reliefierten Kirchenfront ist also Maderno bezüglich der Kuppel nicht *Schöpfer* des klassischen Ideals sondern bereits *Klassizist*.

²⁸⁸ Vgl. im folgenden Calfisch (1934) S47f.

²⁸⁹ Hiervon wäre der Begriff des Klassizismus von Sangallo d.J. über Palladio und dem Palladianismus bis hin zur „klassizistischen“ Architektur ab 1770 zu unterscheiden. Letzterer könnte womöglich im Rahmen eines übergreifenden Zyklus, der auch die antike Architektur mit einschließt, gefunden werden, etwa dergestalt: Griechische Architektur der Antike: *implizite Phase*; römische Architektur der Antike: *programmatische Phase*; Spätrenaissance nach Bramante: *anklassische Phase*; Palladianismus nach Palladio: *Nachklassische Phase*. Die Frührenaissance wäre vermutlich auszublenden, da als das verbindende Moment dieses Zyklus die volle Beherrschung der antiken Formensprache angenommen werden müsste. Eine detailliertere Diskussion dieses Zyklus soll jedoch im Rahmen dieses Textes nicht vorgenommen werden. Entscheidend für uns ist hier lediglich die Feststellung, dass durch die vorgestellte Zyklentheorie verschiedene Lesarten des Begriffes „Klassizismus“ mittels verschiedener Instanzierungen des Zyklusmodells von einander differenziert werden könnten.

Instanziierungen der Zyklentheorie in der Regel nur Einzelaspekte des historischen Geschehens abzubilden vermögen. In diesem Sinne stellt die Zyklentheorie kein starres Schema dar, welches auf die immer gleiche Weise auf historische Verläufe angewendet wird. Vielmehr muss sie dem forschenden Historiker nicht mehr an die Hand geben als einen begrifflichen Werkzeugkasten, der dabei hilft, die historischen Spuren zu analysieren und zu interpretieren.

3.2.3 Das Barock im Kontext der neuzeitlichen Architekturgeschichte

Es mag gewagt erscheinen, einen einheitlichen Zyklus der neuzeitlichen Architektur zu entwerfen, insbesondere da die moderne Architektur einen scharfen Schlussstrich unter die bis dahin gültigen, maßgeblich am Vorbild der römisch-griechischen Antike gebildeten ästhetischen Kanon gezogen hat. Und dennoch zieht sich ein dünner Faden der Kontinuität durch die Jahrhunderte, der sich von der Renaissance Brunelleschis bis zur klassischen Moderne und darüber hinaus spannt. Diese Kontinuität ist freilich nun nicht mehr eine *stilgeschichtliche*, sondern eine *ideengeschichtliche*. Soll hierbei eine zyklentheoretisch inspirierte Interpretation vorgenommen werden, so greift einmal mehr und in radikalerer Weise als bisher das Charakteristikum der *Aspekthaftigkeit*. Es kann also unmöglich darum gehen, die Architekturgeschichte der Neuzeit in ihrer Gänze theoretisch nachzubilden, selbst wenn wir den hier vorgegebenen heuristischen bzw. propädeutischen Charakter unserer Überlegungen außen vor lassen würden. Es geht also einmal mehr darum, eine spezifische Sichtweise auf bestimmte Momente des kunsthistorischen Zeitverlaufs zu entwickeln. Die zyklentheoretisch inspirierte Sichtweise könnte hierbei behilflich sein, gewisse globale Momente und Fragestellungen leichter in den Blick zu bekommen.

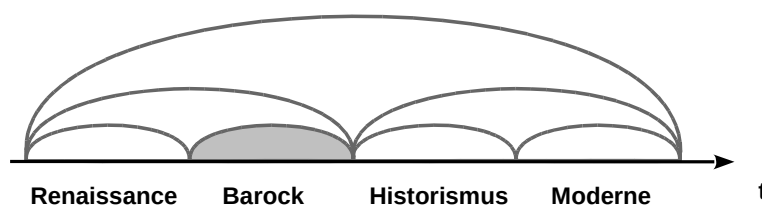


Abbildung 12: Das Barock im Kontext der neuzeitlichen Baukunst als programmatische des Zyklusmodells instanziiert.

Hier nun im Sinne der Zyklentheorie zu beginnen hieße zunächst einmal danach zu fragen, ob ein verbindendes Moment der neuzeitlichen Architekturgeschichte auszumachen ist. Was verbindet so gänzlich unterschiedliche künstlerische Ausdrucksformen wie der florentinische Palazzo des 15. Jahrhunderts mit dem Bauhaus? Das verbindende Moment könnte darin gesehen werden, dass Architektur verstanden wird als Auseinandersetzung mit dem historisch verstandenen Vorbild. Gewiss war Architektur, allgemei-

ner Kunstschaffen, immer Auseinandersetzung mit den Vorbildern in der eigenen Kultur. Dass aber von Brunelleschi bis Bramante eine seit etwa tausend Jahren so gut wie nicht mehr gesprochene Formensprache durch das intensive Ringen mehrerer Künstlergenerationen wiederbelebt wurde, stellt ein bis dahin singuläres Novum der Menschheitskulturgeschichte dar. Die akademische Spielart der Renaissance war eben die Wiederbelebung der Architektur der römischen Antike – der Rückgriff auf die Vorbilder eines vergangenen Stils, was also nicht erst eine Erfindung des 19. Jahrhunderts darstellte. Und die neuzeitliche Architektur blieb in diesem Sinne stets „historisch“. Entscheidend ist im Zusammenhang mit der Moderne erneut die Feststellung, dass die Negierung der Klassik nicht als vollständige Emanzipation von derselben verstanden werden kann, sondern gerade das Moment der bewussten Verneinung eine indirekte Abhängigkeit beinhaltet. Als solche könnte die bewusste Ahistorizität der modernen Architektur verstanden werden.

Es ergibt sich unter der hier diskutierten Perspektive, dass die Architektur des 19. Jahrhunderts nicht als epigonaler Tiefpunkt, sondern als jene Teilepoche der neuzeitlichen Architektur in Betracht kommt, in welcher neuzeitliches Bauen in einem gewissen Sinne „zu sich selbst“ kam.²⁹⁰ Bis dahin blieb es aber dem Barock vorbehalten, wesentliche Momente des neuzeitlichen Historismus in programmatischer Weise zu explizieren. In diesem Sinne sollen zwei Schlaglichter gesetzt werden:

Da wäre zunächst im Bereich der Architekturtheorie Johann Fischer von Erlach zu nennen, dessen „Entwurff einer Historischen Architektur“ (1721, vgl. Abb. 19)²⁹¹ eine bis dahin nicht dagewesene reflexive Aneignung der topographischen und chronologischen Struktur der Geschichte der Architektur darstellte. Es lohnt in diesem Zusammenhang, Fischers zwei Hauptwerke der sakralen Baukunst einander gegenüberzustellen, die Kollegienkirche in Salzburg einerseits und die Karlskirche in Wien andererseits (vgl. Abb. 20). Diese beiden Werke repräsentieren die beiden Schaffensphasen des Künstlers – 1690-1700 und ab 1710 –, die durch eine Phase relativer Schaffensarmut getrennt sind. Diese bezieht sich auf die praktische Tätigkeit als Architekt, da Fischer in dieser Zeit die wesentlichen Arbeiten an der „Historischen Architektur“ begann.²⁹² Deren Zweck umreißt der Künstler auf dem Titelblatt und in der Einleitung mit den Worten, er strebe eine „historische Architektur, in Abbildung unterschiedener Berühmter Gebäude des Alterthums und fremder Völcker“, um „das Auge der Liebhaber zu ergötzen, und denen Künstlern zu Erfindungen Anlaß zu geben“ und damit der „Beförderung der Wissenschaften, als der Künste“ zu dienen.²⁹³ Der Schritt von der Kollegienkirche zur Karlskirche markiert nun gerade den von einer „konventionellen“ zu einer „historischen“ Architektur. „Konventionell“ ist jene Salzburger Kirche insoweit, als sie zahlreiche Mo-

²⁹⁰ Die durch die „klassische Moderne“ vorgenommenen, etwa zwei Generationen andauernde Abwertung des „Historismus“ wurde in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts überwunden, wobei ein Meilenstein die Münchner Historismus-Tagung 1963 darstellte. Vgl. Dolgner (1993), S.137ff.

²⁹¹ Vgl. Fischer von Erlach (1978).

²⁹² Vgl. Lorenz (1992), S. 33ff.

²⁹³ Zit. nach Lorenz (1992), S. 43.

mente der Architektur ihrer Zeit aufgreift. Die großen drei Programmierer des römischen Barocks zählen hierzu ebenso wie das Zitat französischer Motive, etwa die mit Festonen behängten Längsovalfenster über dem Hauptgesims des konvexen Mittelrisalites. Die Kollegienkirche ist *auf der Höhe ihrer Zeit*, insoweit Fischer hier die wichtige Stilelemente der ein bis zwei Generationen vor ihm wirkenden Architekten rezipierte und sie in seinem eigenen Entwurf weiterentwickelte. Fischer steht hierin in einer Traditionslinie, in welcher stets die Leistungen der vorangegangenen Generation weiterentwickelt werden. Da dies stets mit der Übernahme gewisser Konventionen verbunden ist, wurde dieser intellektuelle Zugang zur Architektur als „konventionell“ bezeichnet.

Gewiss – auch die Karlskirche knüpft an die Architektur der vergangenen Generation an. (Zu nennen wären hier insbesondere die Salzburger Kirchen von Enrico und Kaspar Zuccalli St. Erhard im Nonntal und besonders die Kajetanskirche.) Neu im Vergleich zur Kollegienkirche ist indes das Auftreten expliziter architektonischer Zitate, die durch historisches Bildungswissen vermittelt sind. Einerseits zitiert die Karlskirche das römische Pantheon, besonders durch den breiten, mit Vollsäulen ausgestatteten Tempelportikus, der trotz aller Verehrung für die antike Architektur im Rom des 17. Jahrhunderts nur sehr selten einer Kirchenfassade vorgeblendet wurde, andererseits stehen besonders die beiden turmartig inszenierten Säulen ins Auge, welche den Tempelportikus flankieren. Hier werden die Trajans- bzw. die Mark-Aurel-Säule in Rom zitiert, als Symbol für den imperialen Anspruch und die historisch-ideologisch postulierte Kontinuität des habsburgischen heilig-römischen Kaisertums zum römischen Kaisertum der Antike. Dass die beiden Säulen ihrerseits mit minarettartigen Kuppeln bekrönt sind spielt auf den siegreichen österreichischen Türkenkrieg an, der die habsburgische Großmacht begründete. Es ist also nicht mehr die architektonische Tradition der Gegenwart und unmittelbaren Vergangenheit, die Fischer von Erlach hier als Vorbild und Inspirationsquelle benutzt, sondern die Weltarchitekturgeschichte, deren Kenntnis und bewusste Zitierung aus einer konventionellen eine „historische“ Architektur machte. Das oben genannte Zitat Fischer von Erlachs wurde durch die Wiener Karlskirche eindrucksvoll in die Tat umgesetzt. Der Architekt einer „historischen“ Architektur ist nicht nur im Sinne einer Baumeisterzunft gut *ausgebildet*, sondern intellektuell, literarisch gebildet im Sinne des Humanismus oder der bereits anhebenden Aufklärung.

So verwundert es nicht, dass ein bedeutender Geist der Aufklärung direkten Einfluss auf die Genese einer historisierenden Architektur nahm: Friedrich II. von Preußen. Auf seine Veranlassung und teilweise auf der Grundlage eigenhändig von ihm angefertigter Skizzen wurden in Potsdam seit den 50er Jahren des 18. Jahrhunderts Kopien italienischer Palazzi vornehmlich des 16. Jahrhunderts errichtet (Abb. 21).²⁹⁴ Darin folgte Friedrich freilich dem Beispiel des englischen Palladianismus, etwa eines Lord Burlington, der mit dem Chiswick House in Middlesex in vergleichsweise starker Anlehnung das Vorbild von Palladios Villa Rotonda aufgriff. Dennoch war die Qualität des Rekurses auf die Architektur des 16. Jahrhunderts noch verschieden. Während es sich bei der

²⁹⁴ Vgl. Mielke (1991).

Villa Rotonda für Chriswick House um ein *Vorbild* im konventionellen Sinne handelte und daneben auch noch andere Einflüsse wirksam waren, sind die Potsdamer Palastbauten tatsächlich fast „wörtliche“ Kopien jeweils *eines* historischen Gebäudes.

Für die Entstehung des architektonischen Historismus sollte es entscheidend sein, dass neben die römische Antike nun eine zweite Epoche trat, deren Funktion darin bestand, der Architektur der damaligen Gegenwart als Vorbild zu dienen. Bevor wir diesen Gedanken weiterverfolgen, soll hier noch einmal zusammengefasst werden, welche Programmatiken für die Entstehung des architektonischen Historismus als den explizitem Begriff neuzeitlichen Bauens hier ohne Anspruch auf Vollständigkeit²⁹⁵ angeführt wurden: (1) Die *intellektuelle Aneignung* der Architekturgeschichte weltweit und aller erschließbaren Epochen in der Absicht, dieses Wissen für die Baukunst der jeweiligen Gegenwart fruchtbar zu machen. Ein Schlüsselwerk hierbei war Fischer von Erlachs „Entwurf einer Historischen Architektur“. (2) Der bewusste Rückgriff auf Motive historischer Bauwerke, um diese als Zitate und intellektuell erschließbare Symbole in ein aktuelles Bauwerk zu integrieren, so etwa bei der Wiener Karlskirche festzustellen. (3) Die detailgetreue Nachahmung historischer Bauten. Alle drei Momente können als konstitutiv angesehen werden für das historistische Bauen des großbürgerlichen Zeitalters.

Im Folgenden soll noch ein cursorischer Blick auf die Architektur der späten Neuzeit geworfen werden, da sich eine postulierte programmatische Phase am besten von der ihr zugeordneten Klassik verstehen lässt. Worin könnte nun die *Klassik* des neuzeitlichen Zyklus der Architekturgeschichte bestehen? Sie sollte weitgehend mit dem identisch sein, was man im deutschen Sprachraum als „Klassizismus“ bezeichnet, also jener architekturhistorischen Epoche, die etwa durch die Jahreszahlen 1770 und 1830 einfassen lässt.²⁹⁶ (Da dieser Begriff im Rahmen dieses Textes bereits auf eine bestimmte Weise bestimmt ist, werde ich im folgenden zur Unterscheidung vom „hochneuzeitlichen Klassizismus“ sprechen.) Und doch werden wir noch ein wenig genauer hinschauen müssen. Denn der hier diskutierte Interpretationsansatz besteht darin, den hochneuzeitlichen Klassizismus im wesentlichen als eine Diskontinuität und sein Auftreten als die Klassik der neuzeitlichen Baukunst zu begreifen. Es ist dies eine sich aus einer Instanzierung des Zyklenmodells ergebende Sichtweise, die zunächst konträr zu der augenscheinlichen stilgeschichtlichen Kontinuität dieser Epoche erscheint.

Und doch ist diese Sichtweise des hochneuzeitlichen Klassizismus, sondern wurde mit Entschiedenheit S. Giedion vertreten.²⁹⁷ Zu diesem Zwecke unterscheidet er den „spätbarocken Klassizismus“ vom „romantischen Klassizismus“ (vgl. Abb. 23 (b) und 25). Giedion gelangte zu einer genauen analytischen Bestimmung dieser beiden Phasen des hochneuzeitlichen Klassizismus durch eine Kontrastierung diverser Stilmerkmale, denen wir uns hier nicht im einzelnen zuwenden können. Entscheidend ist Giedions Ergebnis, dass mit dem spätbarocken Klassizismus eine große Entwicklung einen

²⁹⁵ Höchst bedeutsam ist in diesem Zusammenhang gewiss auch das Wirken Christopher Wrens.

²⁹⁶ Für eine ausführliche historische Begriffskritik des Terminus „Klassizismus“ als nachbarocke Stilepoche siehe Wörner (1979), S.16ff.

²⁹⁷ Giedion (1922).

endgültigen Abschluss fand, während mit dem romantischen Klassizismus eine völlig neue Bewegung begann:

Barock und Romantik stehen einander gegenüber. Unter antikisierendem Gewand vollzieht sich der Übergang. Der Klassizismus, der beide überbrückt, mag manchmal die Grenzmarken verwischen, um sie dann – durch die verschiedenartige Verwendung der Urform – desto abrupter aufleuchten zu lassen.²⁹⁸

Im Sinne der hier entwickelten Zykentheorie soll dies so verstanden werden, dass die genannte Diskontinuität mit der Klassik des neuzeitlichen Zyklus übereinstimmt.²⁹⁹

Gewiss sind hier auch externe Momente wirksam, denn die kunsthistorische Epoche des hochneuzeitlichen Klassizismus wird gleichsam zweigeteilt durch die Französische Revolution, was jedoch nicht als Widerspruch zum eben Gesagten angesehen werden muss. Wenn man etwa einen Entwurf Michel d'Ixnards für das Koblenzer Schloss von 1777 mit einem Entwurf des eine Generation zuvor wirksamen Johannes Friedrich Penthers vergleicht (vgl. Abb. 23), so kann hier schwerlich von einem radikalen Bruch die Rede sein. Die evolutionäre Genese des hochneuzeitlichen Klassizismus vor dem Hintergrund des Spätbarocken Baukunst lässt sich auch an der Entwurfsgeschichte der Fassade von S. Suplice in Paris abzulesen (vgl. Abb. 22). Der hochneuzeitliche Frühklassizismus ist das Ergebnis eines kontinuierlichen Purifizierungsprozesses, dessen Beginn bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts anzusiedeln ist. Die Genese des hochneuzeitlichen Klassizismus begann in diesem Sinne mit einer Reform des Barocks, als eine an dem Ideal des Palladianismus orientierte Reinigung der barocken Formensprache, die all jene dekorativen, ornementalen und baumorphologischen Verspieltheiten des Spätbarock bzw. Rokoko ausschied, die nicht Teil des antikischen Formenschatzes der Hochrenaissance bzw. des Palladianismus waren.

Schon weil die gesellschaftlichen Verhältnisse in der Zeit vor der französischen Revolution noch denen des Barocks entsprachen – der stilistische Wechsel zum hochneuzeitlichen Klassizismus war bereits längst vollzogen – wurden Bauaufgaben, wie etwa die einer fürstlichen Residenz, nicht prinzipiell anders aufgefasst als Jahrzehnte zuvor. Auch bei d'Ixnards Entwurf für das Koblenzer Schloss (vgl. Abb. 22) handelt es sich um einen Residenzentwurf im Geiste des Absolutismus, der selbstverständlich all die formalen Merkmale enthält, welche für diese Typenfamilie des reifen Barocks charakteristisch sind.

Wie verschieden nimmt sich hierzu Schinkels Entwurf zum Königspalast auf der Akropolis für den griechischen König Otto von Bayern aus (vgl. Abb. 25). Hier ist der Grundriss geprägt von geplanter Asymmetrie, welche in dieser Weise für das Barock schwer vorstellbar gewesen wäre. Schinkels Entwurf ist romantisch und historizistisch. Allein schon die Idee, rund um die Ruinen des antiken Parthenons eine Residenz zu

²⁹⁸ A.a.O. S.10.

²⁹⁹ Landsberger hat die Giedion'sche Periodisierung noch verfeinert und spricht von Früh-, Hoch- und Spätklassizismus, wobei der „Hochklassizismus“ (in Deutschland: Friedrich Gilly) entsprechend dem Zyklusmodell als die Klassik des neuzeitlichen Zyklus *im engsten Sinne* interpretiert werden kann. Vgl. (Wörner (1979), S.18f.

„drapieren“, verweist auf romantische Sehnsucht, auf schwärmerische Erinnerung, verklärenden Rückbezug auf vergangene Zeitalter.³⁰⁰

Man kann die Frage stellen, warum diese Entwicklung schließlich in einem allgemeinen Historismus mündete. Die Antwort wurde bereits angedeutet. Der entscheidende ideengeschichtliche Schritt, der schließlich zum hochneuzeitlichen Klassizismus führte, bestand darin, dass neben die römische Antike eine zweite kunstgeschichtliche Epoche trat, welche vorbildhaft für die Architektur wirkte. Diese Epoche war das 16. Jahrhundert eines Bramante und Palladio. Gewiss konnte dies zunächst noch ganz im Geiste einer universalistischen Ästhetik des antikischen Klassizismus geschehen, doch war damit der entscheidende Schritt hin zu einer Vielfalt vorbildhafter Epochen bereits getan. Spätestens aber die Entdeckung der *griechischen Antike* als dritter vorbildhafter Epoche – etwa bei Klenzes Walhalla – musste zwangsläufig das Ideal einer universalistischen Ästhetik im Sinne einer univoken antikischen Klassizismus in Frage gestellt sein. Denn die Unterschiede zwischen römischer und griechischer Architektur – etwa in der Behandlung der dorischen Ordnung – brachten notwendig ein gewisses Maß an Relativität selbst bezüglich der antiken Architektur mit sich. (Vielleicht wird hier in der Architekturgeschichte ein verhängnisvolles Moment der neuzeitlichen Ideengeschichte sichtbar. Was zunächst als Programm *einer* aufgeklärten Form des Bauens begann entwickelte sich zu einer Pluralität konkurrierender Formen. In ähnlicher Weise thematisiert das spätneuzeitliche Denken, etwa im Konstruktivismus oder Poststrukturalismus, die Pluralität möglicher „Rationalitäten“.)

Damit stehen im frühen und späten hochneuzeitlichen Klassizismus zwei gänzlich verschiedene Verständnisse von Architektur gegenüber: Hier ein universales ästhetisches Ideal im Sinne eines an der Hochrenaissance und Palladio orientierten Klassizismus, dort das ästhetische Ideal des Historismus, welches eine Pluralität und, damit verbunden, Relativität der vorbildhaften Epochen zuließ. Hier ist das philosophische Fundament im aufgeklärten Absolutismus zu suchen, dort in der Romantik. Hier erheben die ästhetischen Normen Anspruch auf Absolutheit, dort sind sie Teil einer bürgerlich-subjektiven Weltanschauung, der zusehends als Substitut für ein allgemeinverbindliches Weltbild bereits Moderne ahnen lässt. Dieser hier skizzierte Bruch zwischen frühem und spätem hochneuzeitlichen Klassizismus wird verdeckt durch eine oberflächliche stilistische Kontinuität in dem Rekurs auf die antike Architektur. Dieser Bruch ist vor allem ideengeschichtlich zu verstehen, wurde von Giedion jedoch auch stilgeschichtlich untersucht. Der „romantische Klassizismus“ lässt sich darüber hinaus nicht klar vom Historismus des weiteren 19. Jahrhunderts trennen. Ist bereits Klenzes Palais Leuchtenberg (1817-23), welches sich an der römischen Hochrenaissance orientierte, historistisch, oder erst der Haslauer-Block (1727-1730), bei welchem sich derselbe Architekt die florentinische Frührenaissance als Vorbild wählte? Eine eindeutige Antwort erscheint hier

³⁰⁰ Der Gegensatz von „spätbarockem“ und „romantischem Klassizismus“ ist durch dieses ein Beispiel gewiss ungenügend belegt und dient vor allem der Veranschaulichung. Es soll uns aber reichen, da bereits Giedion diesen Gegensatz stilgeschichtlich überzeugend anhand vieler Beispiele herausgearbeitet hat. Vgl. (Giedion (1922)).

nicht möglich.

Bis jetzt haben wir lediglich argumentiert, inwieweit das Auftreten des hochneuzeitlichen Klassizismus eine Diskontinuität beinhaltet. Im Rahmen unseres Zyklusmodells stellt sich darüber hinaus die Frage, inwieweit diese Diskontinuität tatsächlich als *Klassik* zu interpretieren ist. Um dies zu erörtern, soll zunächst noch einmal zusammengefasst werden, welche stilistischen und methodischen Innovationen sie mit sich brachte: (1) Eine klare *Unterwerfung unter die ästhetischen Normen der römischen Antike und der Renaissance Bramantes und Palladios*, (2) damit verbunden eine *Zurückdrängung des Ornaments*, insbesondere insoweit es den eben genannten ästhetischen Normen nicht entsprach, (3) das *gehäufte und fast buchstäbliche Zitieren historischer Vorbilder*, etwa von Bramantes Tempietto bzw. seiner Petersdomkuppel, (4) schließlich eine *Pluralisierung der historisch vorbildlichen Epochen*.

Die Anwendung unseres Zyklusmodells verlangt nun die Unterscheidung nach *inhaltlichen* und *methodischen* Aspekten der *Klassik*. In unserem Falle ist (1) gewiss *inhaltlich* zu nennen, (2) *methodisch*, während (3) und (4) sowohl *inhaltlich* als auch *methodisch* aufgefasst werden können: Bezogen auf (3) dienten einerseits die Zitate historischer Architektur der Aneignung des hochneuzeitlich-klassizistischen Stilideals (Methodik), andererseits ist eben der Gesamtbestand des hochneuzeitlichen Klassizismus durch ein verstärktes Zitieren historischer Vorbilder gekennzeichnet (Inhalt). Bezogen auf (4) war zum einen der verstärkte Rückbezug auf die Architektur des 16. Jahrhunderts methodisch notwendig, um ein antikisierendes Architekturideal in Bezug auf zeitgemäße Bauaufgaben verwirklichen zu können. Denn der Hochrenaissance und Palladio ist in erster Linie die Leistung zuzusprechen, den Formenschatz der Antike derart bereichert und homogenisiert zu haben, dass er zu einer auf beliebige Bauaufgaben anwendbaren architektonischen Universalsprache wurde. Bramante übertrug die Formensprache der Antike auf den abendländischen Sakralbau, Palladio auf den Villenbau. Diese Leistungen waren für antikisierende Tendenzen des 18. Jahrhunderts unhintergebar und mit ihnen war notwendig eine Pluralisierung der vorbildhaften Epochen verbunden. Andererseits ergab sich die Pluralisierung der stilgeschichtlichen Vorbilder auch *inhaltlich*, insoweit einerseits die Hochrenaissance (Kuppel des Panthéon), andererseits der antike Tempel (Église de la Madeleine) durch den hochneuzeitlichen Klassizismus zitiert wurden.

Aus dieser Bestimmung der hochneuzeitlichen *Klassik* im Sinne des Zyklusmodells ergibt sich folgendes: (1) All jene architektonischen Stildialekte der späten Neuzeit, welche gemeinhin mit dem Terminus „klassizistisch“ charakterisiert werden – der Neoklassizismus des 19. und 20. Jahrhunderts, aber auch diverse Bauten des sogenannten „new urbanism“ der Gegenwart³⁰¹ – stellen im Sinne einer zyklentheoretischen Instanzierung des hochneuzeitlichen Klassizismus als *Klassik* die klassizistische(n) Richtung(en) der spätneuzeitlichen Baukunst dar. (2) All jene architektonischen Stildialekte der späten Neuzeit, welche die methodische Vorgabe eines Antiornamentalismus radikalisierten, beginnend mit der Revolutionsarchitektur eines Ledoux und Boullée,

³⁰¹ Etwa die Maitland Robinson Library in Cambridge von Quinlan Terry.

aber auch bei Friedrich Gilly und der zeitgleich entstehenden Ingenieursbaukunst, bis hin zur modernen Architektur des 20. Jahrhunderts, stellen, im Sinne einer zyklentheoretischen Instanziierung des hochneuzeitlichen Klassizismus als *Klassik* als *antiklassizistische Richtung der spätneuzeitlichen Baukunst* dar.³⁰² (3) Der Historismus des 19. Jahrhunderts, mithin auch die Architektur der Postmoderne, welcher den Punkten (3) und (4) der oben genannten Typologie entspricht, steht nach dem Gesagten zunächst einmal zwischen Klassizismus und Antiklassizismus, da ja (3) und (4) sowohl methodisch als auch inhaltlich interpretiert werden konnten. Da aber die auf die klassischen Inhalte bezogenen „klassizistischen“ Tendenzen des Historismus bereits in (1) aufgehoben sind, wird hier der Historismus verstanden, insoweit er inhaltlich über den hochneuzeitlichen Klassizismus hinaus geht. Aus diesem Grunde ordnen wir Historismus und Postmoderne als eine weitere Richtung dem Antiklassizismus zu. (Vgl. Abb. 24.)

Innerhalb eines so charakterisierten einheitlichen Zyklus der neuzeitlichen Baukunst ist das Barock als *programmatische Phase* aufzufassen, die verschiedene Aspekte dessen explizierte, was im Sinne einer Synthese den hochneuzeitlichen Klassizismus hervorbrachte.

Das in diesem Abschnitt gezeichnete Bild stellt gewiss eine ganz spezifische Sichtweise auf ein ungemein komplexes Themenfeld dar. Diese Sichtweise könnte beispielsweise für den Fall hilfreich sein, dass die Architekturgeschichte der Neuzeit in Beziehung zur allgemeinen Kulturgeschichte gesetzt werden soll, hatten wir doch im zweiten Kapitel eine synchrone Instantiierung des Zyklusmodells für die Philosophiegeschichte der Neuzeit skizziert.

3.3 Kunsthistorische Kritik an historiographischen Verlaufsmodellen

Dieser Abschnitt soll die Frage beantworten, wie das hier entworfene Zyklusmodell gegenüber möglichen Einwänden von kunsthistorischer Seite zu rechtfertigen wäre. Die kunsthistorische Kritik an Verlaufsmodellen ist eng verbunden mit der Problematisierung des Stilbegriffes. Die Zyklentheorie ist in diesem Kapitel 3 vor allem als idealtypische Modellierung *stilgeschichtlicher* Entwicklungsverläufe gebraucht worden. Doch stellt dies keine notwendige Voraussetzung für eine sinnvolle Anwendung dar. Dies führt die Diskussion eines neuzeitlichen Zyklus der Architekturgeschichte in Kap. 3.1.3 als einen *allgemeinen ideengeschichtlichen Zyklus* vor Augen. Allerdings ist die Zyklentheorie bis auf weiteres allein ein Modell für *interne* Aspekte der Historiographie, weshalb sie im Kontext der aktuellen Kunstgeschichte zunächst als konservativ, wenn nicht gar als reaktionär erscheinen dürfte. Held und Schneider charakterisieren den aktuellen

³⁰² Dass tatsächlich der Antiorientalismus ein wesentliches, vielleicht sogar *das* wesentliche Bestimmungsmoment der modernen Architektur darstellt wird schon dadurch belegt, dass das historisch vielleicht wichtigste theoretische Manifest des modernen Designs eben ein flammendes Plädoyer gegen den Gebrauch des Ornamentes: Adolf Loos' „Ornament und Verbrechen“, Loos (2000) S192ff.

Stand der Stildiskussion folgendermaßen:

In jedem Fall dominieren kontextuelle, relationale Aspekte und haben essentialistische Bestimmungen verdrängt. Diese neuen Valenzen des Stilbegriffs sind nicht unabhängig von gegenwärtigen künstlerischen und ideologischen Strömungen entstanden, in denen flexible Modelle favorisiert werden, die prinzipiell offen für Aktualisierungen sind.³⁰³

An anderer Stelle bemerken dieselben Autoren freilich:

Dabei darf nicht vergessen werden, dass in der kunstgeschichtlichen Praxis, insbesondere im Umkreis von Museen, die alte Funktion des Stilbegriffs noch unbestritten ist. Hier überdauert er in seiner theoretisch wenig fortschrittlichen Form.³⁰⁴

Daraus ergibt sich zunächst, dass der Stilbegriff trotz allem ein für die Kunstgeschichte brauchbarer ist. Als solcher bedarf er aber der stetigen kritischen Revision, wozu die Auseinandersetzung mit Dekonstruktionsversuchen stets die beste Gelegenheit bietet. Dieser pragmatische Hinweis auf die Notwendigkeit des Stilbegriffs soll uns jedoch nicht genügen. Es gilt zu verstehen, *weshalb* der Stilbegriff in der heutigen Kunstgeschichte einen so schweren Stand hat.

Der Verfasser sieht hierbei neben einer gewissen Abhängigkeit von intellektuellen Moden einen wichtigen und zentralen Grund. Nehmen wir einmal an, eine beliebige Epoche wäre in stilgeschichtlicher Hinsicht gründlich untersucht. Wir hätten die internen Entwicklungsstränge in seinen diachronen und synchronen Aspekten detailliert analysiert und zu einem Gesamtbild integriert. Dann stellt sich die Frage, wie dieses interne Verständnis von Kulturgeschichte als eines *autonomen Prozesses* der künstlerischen Stilentwicklung mit anderen Aspekten der Historiographie in Verbindung zu bringen ist. Die *Autonomie* ist hierbei das Problem.³⁰⁵ Eine internalistische Kulturgeschichtsschreibung bringt naturgemäß die Tendenz mit sich, das kulturgeschichtliche Geschehen nach verschiedenen Bereichen des kulturellen Schaffens zu segmentieren, was letztendlich unbefriedigend bleiben muss. In einer einseitigen internalistischen Sichtweise ziehen sich verschiedene Stränge der Geschichtsschreibung unabhängig von einander durch die Geschichte: Malerei, Architektur, Recht, Wirtschaft, etc.

Die externalistische Gegenposition zur internalistischen Kulturgeschichtsschreibung besteht darin, den Gegenstand der Kulturgeschichte dann als hinreichend erklärt anzusehen, wenn er als *sozialer Prozess* (genauer: sozioökonomischer und/oder psychosozialer Prozess) begriffen wurde. Die Mehrzahl der neueren Theorieansätze der Kunstgeschichte wie *gender studies*, *social studies*, oder *postkolonialistische Theorieansätze* folgt im Wesentlichen diesem Paradigma des „sozialen Prozesses“, das mit einer gewissen Berechtigung *sozialistisch* genannt werden könnte. Kulturgeschichtliche Forschung nach diesem Paradigma bietet den Vorteil, in einfacher Weise eine holistische Interpretation der Kulturgeschichte zu liefern. Alle Bereiche des historischen Geschehens, die verschiedenen Gattungen des künstlerischen Schaffens, aber auch Recht, Wirtschaft, Poli-

³⁰³ Held, Schneider (2007), S.352.

³⁰⁴ A.a.O S. 350.

³⁰⁵ In diesem Sinne etwa Collins (2000), S. 8.

tik, Religion einer historischen Vergangenheit haben zweifellos gemeinsam, dass sie mit sozialen Prozessen einhergehen, ja durch diese im erheblichen Maße konstituiert werden. Diese Prozesse sind nun offensichtlich nicht autonom, sondern verwoben in den sozialen Gesamtprozess ihrer Zeit. Diese Verwobenheit aufzuklären ist gewiss ein berechtigtes wissenschaftliches Anliegen. Allein, eine externalistische Interpretation der Kulturgeschichte bringt ihrerseits Defizite mit sich. So sind für einer soziologischen Interpretation der Kulturgeschichte stets Rudimente einer soziologischen Handlungstheorie etwa im Sinne eines „homo oeconomicus“ notwendig, die jedoch in der Regel als unausgesprochene Prämissen in die wissenschaftliche Analyse einfließen. Darüber hinaus dürfte es im Allgemeinen schwierig sein, etwa das spätgotische Netzgewölbe vollständig zu „soziologisieren“, d.h. etwa vollständig dadurch zu klären, welche sozialen Bedürfnisse es befriedigte.

Externe und interne Erklärungsansätze müssen jedoch keineswegs in einem Gegensatz zueinander stehen. Wenn etwa im Abschnitt 3.1 die Vorarlberger Schule als eine Programmatik gegenüber der Münchner Theatinerkirche unterschieden wurde, so wurde diese Unterscheidung zunächst aus stilgeschichtlichen Gründen getroffen. Selbstredend sind beide kunsthistorische Gegebenheiten auch sozialgeschichtlich zu unterscheiden. Die Theatinerkirche entstand im Umfeld des bayrischen Kurfürstenhofes. Im Gegensatz dazu hatten die Vorarlberger zur höfischen Baukunst weit weniger Bezug als zur Baukunst der verschiedenen Ordenskongregationen.³⁰⁶ In diesem Sinne ist auch stets damit zu rechnen, dass stilgeschichtliche Differenzen sich auch auf der sozialgeschichtlichen Seite wiederfinden lassen, so dass keine Notwendigkeit besteht, interne und externe Aspekte der Historiographie gegeneinander auszuspielen.

Im Folgenden sollen nun drei Autoren diskutiert werden, welche sich gegen das traditionelle Konzept der Stilepochen wenden. Dies geschieht mittels der Aufsätze (1) „Stilpluralismus statt Einheitszwang“ von J.A. Schmoll, gen. Eisenwerth³⁰⁷, (2) „Zur Problematik der Begriffe 'früh' und 'spät' im kunsthistorischen Prozess“ von H. Möbius und H. Olbrich³⁰⁸ und (3) „Die Unbrauchbarkeit der gängigen Stilbegriffe und Entwicklungsvorstellungen“ von R. Suckale³⁰⁹. Die drei Aufsätze erschienen in den beiden Sammelbänden „Stil und Epoche“ und „Stilepoche“, die 1989 bzw. 1990 veröffentlicht wurden.³¹⁰ Bemerkenswert ist, dass alle drei Aufsätze die Gotik als kunsthistorische Epoche wählen, anhand derer der traditionelle Stilbegriff dekonstruiert werden soll. Von allen dreien wird dieser dabei als eine pauschalisierende Klassifizierung der Kunstwerke

³⁰⁶ „Die entscheidenden Auftraggeber aber waren die Klöster, zumal die weltlich selbständigen und selbstbewußten, mit materieller Eigenkraft ausgestatteten [...] Reichsstifte.“ Lieb (1960) S.25.

³⁰⁷ Schmoll (1990).

³⁰⁸ Möbius, Olbrich (1989).

³⁰⁹ Suckale (1989).

³¹⁰ Die beiden Bände scheinen mir nicht zufällig in dieser Zeit erschienen zu sein, sondern markieren wohl in gewisser Hinsicht eine endgültige Grenzmarke zu einer noch lange internalistisch orientierten Kunstgeschichtsschreibung der Nachkriegszeit in Deutschland und sie korrespondieren mit dem „Ankommen“ der „68er“ auf ihrem „Marsch durch die Institutionen“. Freilich erfolgte die sozialgeschichtliche Wende in der Historiographie bereits früher (vgl. etwa Langewiesche (2008), S. 56ff das Kapitel „Über das Umschreiben der Geschichte. Zur Rolle der Sozialgeschichte“).

eines Zeitraumes begriffen.

Zu (1): Schmoll gen. Eisenwerth argumentiert vor allem gegen die Vorstellung „homogener“ stilgeschichtlicher Epochen:

Geht man dem eigentümlichen Zwang nach, die Stileinheit einer Epoche zu konstatieren, so gerät man zweifellos an die romantischen Wurzeln der Kunstgeschichte. Aus dem Gefühl des Verlustes der Einheit auch der „ächten Wahrheit und Lebendigkeit“ der Kunst [...] entstand die Vorstellung, vergangene Epochen hätten einst Einheit, Echtheit und Lebendigkeit der Kunst in ihrer Gegenwart gehabt. Es ist romantisches Wunschdenken, eine Einheit von Kunst und Leben als Ideal zu setzen und in die Vergangenheit zu projizieren.³¹¹

Die Gültigkeit des vom 19. Jahrhundert überlieferten Stilepochensystems impliziert Stileinheit in einer bestimmten Zeitspanne, also gleichsam monolithische Stilblöcke. Innerhalb dieser gibt es zwar eine gewisse Entwicklung mit Früh-, Hoch-, und Spätstufen, diese sind aber wiederum in sich geschlossene Stileinheiten, besser Unterabteilungen des Epochenstils. Die Hauptentwicklungslinie – quasi ein Einbahnsystem – bildet das Rückrad jeder Epoche. Gegenströmungen gehören schon nicht mehr zur Toleranz des Systems, sondern liegen eigentlich außerhalb; sie werden jenseits der Macht des jeweils herrschenden Stiles mehr oder weniger geduldet.³¹²

Schmoll gen. Eisenwerth legt dann am Beispiel der Entstehung der gotischen Architektur dar, wie sich entscheidende Diskontinuitäten zeitlich versetzt vollziehen und so „spätromanische“ Skulpturen in Verbindung mit „frühgotischer“ Architektur entstehen:

Gerade während der französischen Frühgotik besteht keine Einheit im strengen stilanalytischen Sinne zwischen den Schwesterkünsten, trotz vieler Relationen und trotz des Zusammenwirkens an gleichen Bauvorhaben.³¹³

Im Wesentlichen fordert Schmoll gen. Eisenwerth eine Berücksichtigung synchroner Differenzierungen in der Kunstgeschichte. Hierzu führt er zahlreiche antipodische Paare und Gruppen an (Adolf Hildebrand und Max Liebermann, Carpeaux und Böcklin, Rubenisten und Poussinisten im französischen Grand Siècle) und verweist dann abstrahierend auf die allgemeinere Polarität zwischen *Klassizismus* und *Antiklassizismus*:

Für die gesamte abendländische Kunst stellt der Klassizismus in seinen verschiedenen Spielarten eine 'polare' Strömung dar. Klassizismen und Antiklassizismen bestimmen weitgehend die Auseinandersetzungen auf vielen Gebieten der Künste seit der Renaissance³¹⁴

Vom Standpunkt der hier vorgestellten Zyklentheorie stellen die Einwendungen Schmoll gen. Eisenwerths keine fundamentale Kritik dar. Klassizismus und Antiklassizismus sind zentrale zyklentheoretische Kategorien, wobei diese in unserem Sinne erst dann sinnvoll anzuwenden sind, wenn in einem Prozess der Normsetzung und Kanonbildung ein klassisches Ideal historisch dinghaft geworden ist. Insofern als die Zyklentheorie selbst für alle ihre Phasen innere Polaritäten zulässt – etwa für die programmatische den Gegensatz verschiedener Programmatiken – und damit nicht dem von Schmoll gen. Ei-

³¹¹ Schmoll (1990), S. 642.

³¹² A.a.O. S.655.

³¹³ A.a.O. S.645

³¹⁴ A.a.O. S.657f.

senwerth konstatierten „Einheitszwang“ unterliegt, stellt das Zyklusmodell einen Fortschritt gegenüber der von Schmall gen. Eisenwerth kritisierten Stilepochen-Kunstgeschichte dar. Anders als poststrukturalistisch inspirierte Dekonstruktionsversuche stellt die Zyklentheorie darüber hinaus eine *konstruktive* Alternative dar. Die Möglichkeit, die Zyklentheorie in mehreren Instanzierungen synchron zu gebrauchen, wie am Beispiel des Römischen Barocks demonstriert wurde, vermehrt darüber hinaus das theoretische Potential zur Modellierung synchroner Polaritäten.

Bezogen auf die Epoche der „Gotik“ sei darauf verwiesen, dass es keine triviale Frage darstellt, auf welcher Abstraktionsstufe das Zyklusmodell sinnvoll anzuwenden ist. A priori gibt es hier keine Richtlinie. Es für eine globale ideengeschichtliche Epoche der „Gotik“ zu instanzieren ist *nicht notwendig*, sondern es *bietet sich an*, hier nach Kunstgattungen zu differenzieren, zumal der Architektur in Bezug auf die anderen Künste für das Mittelalter durchaus eine gewisse Vorreiterrolle zukommen könnte und deswegen möglicherweise „ihrer Zeit voraus“ war. Ferner wurde bereits festgestellt, dass für die Architekturgeschichte durchaus auch ein globaler Zyklus für das ganze Mittelalter sinnvoll zu instanzieren wäre und daneben zu prüfen bleibt, ob darüber hinaus sich zeitlich begrenztere Zyklen (etwa der englischen Gotik) konzeptualisieren lassen.

Zu (2): Die Kritik von Möbius und Olbrich steht in einer gewissen Nähe zu der von Schmall gen. Eisenwerth. Sie ist jedoch durch mehrere Mängel gekennzeichnet:

(a) Sie verpflichtet sich ohne vorherige kritische Prüfung einem rein externalistischen Standpunkt. Dies kommt klar in einer ihrer Thesen zum Ausdruck:

Nicht ein Stil entwickelt sich. Auftraggeber und Künstler entscheiden unter konkreten Verhältnissen und künstlerischen Gegebenheiten und mit einem bestimmten Interesse.³¹⁵

Diese Feststellung ist durchaus befremdlich. Zunächst einmal wird hier eine Kontradiktion behauptet, die nicht selbstverständlich ist und daher einer zusätzlichen Rechtfertigung bedarf. Es wurde bereits gezeigt, dass ein internes Entwicklungsmodell durchaus nicht zu externen Erklärungen im Widerspruch stehen muss. Insoweit nämlich das Modell einer internen Entwicklungslogik nicht als mechanistisch determinierend verstanden wird, folgt selbstverständlich, dass jede ideale Entwicklungslogik ein kulturgeschichtliches Geschehen nicht vollständig erklärt. Die Frage, weshalb bei einem bestimmten Bauwerk ein „klassizistischer“ gegenüber einem „antikklassizistischen“ Stil bevorzugt wurde, ist gewiss im Sinne von Möbius und Olbrich aus ganz konkreten Verhältnissen und Interessen der Künstler und Auftraggeber zu erklären. Dies heißt aber keineswegs, dass der allgemeine Umstand, zu einer Zeit neben einem bestimmten „klassizistischen“ auch einen bestimmten „antikklassizistischen“ Stil als Möglichkeit eben dieser Zeit zu erkennen (die sich vielleicht an einem anderem Bauwerk der gleichen Zeit verwirklicht hat), von einem „internalistischen“ Standpunkt durch eine Verlaufstypologie plausibel erklärt werden kann.

(b) Möbius und Olbrich gehen von einem „impliziten“ Modell von „frühen“ und „spä-

³¹⁵ Möbius, Olbrich (1989), S. 261.

ten“ Stilen aus, und zwar im Sinne einer Gleichsetzung von „früh“ mit „einfach“ und „spät“ mit „kompliziert“. Bereits Wölfflins Verlaufsmodell für die frühe Neuzeit ist bei weitem differenzierter, obschon auch er letztlich „frühe“ und „späte“ Stilaspekte unterscheidet. Möbius und Olbrich fragen nicht, inwieweit dieses implizite Modell argumentativ gestützt werden kann, weshalb und mit welcher Berechtigung es sich eingebürgert hat und ob eine Weiterentwicklung des kritisierten Ansatzes die konstatierten Mängel beheben könnte. Es sollte aber für jeden kritischen Wissenschaftler selbstverständlich sein, zu widerlegende Standpunkte zunächst einmal möglichst neutral und umfassend darzustellen. Es ist nämlich ein Leichtes, bei einem begrifflichen Aneignungsversuch eine bestimmte Art und Weise der Simplifizierung als Mangel nachzuweisen. Denn jede begriffliche Fassung einer einmaligen Gegebenheit simplifiziert, stellt aber in einem gelungenen Fall auch Wesentliches heraus und schafft damit Zusammenhänge, welche eben dieses Einmalige in einen allgemeineren Kontext einbettet. Für die Historiographie besteht hier die Gefahr eines „Kultes um das Einmalige“, wie für den Geschichtsphilosophen (und nicht nur für ihn) die der Übergeneralisierung.

Der Aufsatz von Möbius und Olbrich, erschienen 1989 als vermutlich eines der letzten Zeugnisse der kunsthistorischen Forschung der DDR, erweist sich als voreingenommen im Sinne eines sozialistischen, externalistischen Verständnisses von Kunstgeschichte. Von daher könnte man in diesem Artikel durchaus Menetekel für die aktuelle kunsthistorische Forschung sehen. Laufen nicht auch die externalistischen Tendenzen der aktuellen kunsthistorischen Forschung, die dem Paradigma des „sozialen Prozesses“ folgen, Gefahr, einem Kryptomarxismus zum Opfer zu fallen? Solche Fragen zu beantworten bleibt Aufgabe einer kritischen Kunstgeschichte, die stets die Bedingungen der Möglichkeit ihres eigenen Tuns zu hinterfragen hat.

Zu (3): Suckale stellt die gründlichste und pointierteste Kritik gängiger Stilbegriffe und Entwicklungsvorstellungen dar. Wie die anderen Autoren stellt er vor allem den atypischen Charakter der Entstehung der Gotik, bezogen auf die konventionellen Entwicklungsvorstellungen, heraus. Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass dieses Problem durch die Instanzierung des Zyklusmodells für einen übergeordneten Zyklus der „mittelalterlichen Baukunst“ zu lösen sein könnte.

Suckale stellt weiterhin klar, dass eine Fokussierung auf St. Denis als den „Gründungsbau“ der Gotik eine verengende Sichtweise darstellt:

Hat nicht biologisch geprägtes historisches Denken in Ausweitung der Wachstumsmetapher suggeriert, eine einzige Wurzel eines neuen Stils anzunehmen? Zu fragen wäre jedoch, ob nicht ein Epochenwechsel nur zustande kommen kann, wenn er von einer breiten Bewegung getragen wird. Eine Untersuchung der Bauwerke bestätigt dies: Es ist falsch zu fragen, ob die Gotik mit Saint-Denis oder Noyon oder Montienval usw. anfänge; vielmehr stellen wir fest, daß in den Jahren um 1130/1140 in Saint-Denis, Paris, Sens, Saint-Germerde-Fly, Noyon und anderen Orten des französischen Kronlandes eine Baubewegung einsetzt, die die Fundamente für die Schaffung einer neuen Bau- und Ausdrucksweise legt.

Die Anfänge sind ungleichartig. Erst die nächste Generation von Baumeistern und Auftrag-

gebern bemüht sich um Synthesen der Neuerungen aus den Innovations-Zentren der Ile-de-France. Dann erst kann man von einem Stil sprechen; gleichartig ist er deswegen noch keineswegs. Auch die Annahme, Stile seien a priori einheitlich, ist entstanden, weil man sie für „organisch gewachsen“ hielt (und hält).^{[...] Dieselbe Annahme hat verhindert, nach dem Grad der (Un-)Einheitlichkeit und seinen Gründen zu fragen: Man würde dann in der französischen Architektur tendenziell zunehmende Vereinheitlichung feststellen, die sich ab etwa 1240 vielerorts zu Uniformität führt.³¹⁶}

Der eben genannte Autor führt weiter aus, dass es für die Gotik nicht angemessen sei, lineare Entwicklungsverläufe, etwa von Saint-Denis über Chartres bis zur Sainte-Chapelle zeichnen zu wollen.³¹⁷ Damit verweist Suckale auf eine tief liegende Schwierigkeit in der Anwendung der Zyklenlehre. *Die ihr zugrunde liegenden idealtypischen Verlaufsfiktionen sind nicht gänzlich kontextunabhängig zu instanzieren.* Das heißt, so sehr man sich auch bemüht, durch Abstraktion ähnliche zeitliche Verläufe auf denselben Verlaufstypus zurückzuführen, so wenig kann man dabei verhindern, dass die Eigenart des zur Diskussion stehenden historischen Verlaufes wegen spezifischer Bedingtheiten auf die Art und Weise der Instanzierung zurückwirkt. Konkret haben wir dieses Problem bereits bei dem Versuch kennen gelernt, in der Wissenschaftsgeschichte Paradigmenwechsel im Sinne Kuhns mittels des Zyklenmodells zu rekonstruieren. Wir hatten gesehen, dass hierbei das Zyklenmodell in gänzlich anderer Weise zu instanzieren ist als im kunsthistorischen Kontext. Im ersten Fall ist der „Akademismus“ – in Kuhn'scher Sprache die „normale Wissenschaft“ – gegenüber den anderen Stufen und Richtungen des zyklentheoretischen Verlaufstypus ausgezeichnet als der „dieser Wissenschaft entsprechende“ Gültigkeitsmodus der zyklentheoretischen Begriffe. Dagegen treten bei kunsthistorischen Instanzierungen des Zyklenmodells seine Stufen in der Regel als etwa gleichlange Perioden auf, wovon im wissenschaftshistorischen Kontext nicht auszugehen ist.

Vergleichen wir nun die Architektur der Gotik mit der der Renaissance, so ist festzustellen, dass erstere nicht über eine vergleichbar explizit kanonisierte Ordnungslehre verfügt. Gotische Kapitelle sind nicht in entsprechender Weise streng klassifizierbar wie die der Renaissance nach den drei bzw. fünf antiken Ordnungen. Dies gehört wesentlich zu einer Charakterisierung des gotischen Stils und korrespondiert mit der starken Bedeutung der Variation und dem Gebrauch ähnlicher und selbstähnlicher Formen in der gotischen Architektur. Das hängt zweifellos zusammen mit der soziologisch gänzlich andersartigen Organisationsform des mittelalterlichen Baubetriebes gegenüber dem Gelehrten-Architektur der italienischen Renaissance. Aus diesem Grunde aber, eben weil die Kanonbildung in der gotischen Architektur nicht über das hohe Maß an Eindeutigkeit verfügt wie die Hochrenaissance, lässt sich auch für die mittelalterliche Baukunst vermutlich der Punkt der reifen Normsetzung nicht so eindeutig ausmachen wie in der Hochrenaissance. Bildlich gesprochen würden dadurch die Phasen-Übergänge – zumindest die Schwelle zur Klassik in der mittelalterlichen Architektur – „verschwommener“

³¹⁶ Suckale (1989), S. 233.

³¹⁷ A.a.O. S. 238.

erscheinen als der entsprechende Übergang in der italienischen Renaissance. Das heißt aber auch, dass sich Klassik und Klassizismus der letztgenannten Epoche wesentlich klarer von einander trennen lassen als in der Gotik.

Was eine mögliche Alternative zu konventionellen Entwicklungsvorstellungen in der Kunstgeschichte anbelangt, so bleibt Suckale relativ vorsichtig. Neben einem Verweis auf Kuhn, von dem er – durchaus im Sinne unserer Arbeit – etwas für die Kunstgeschichte zu lernen hofft³¹⁸, konstatiert auch Suckale eine mögliche Hinfalligkeit „internalistischer“ Kunstgeschichte³¹⁹, wozu bereits Stellung genommen wurde. Darüber hinaus kann der resümierende Appell Suckales durchaus im Sinne der hier entwickelten Zyklen- und Zyklentheorie verstanden werden:

Wir müssen also auf die Suche nach anderen historischen Verstehensmodellen gehen. Dies ist schwer. Die eingeschliffenen Denkpfade und Gewohnheiten haben die theoretische Neugier eingeschlafert. Sie war ja kaum je die Stärke des Faches.³²⁰

Die Kunstgeschichte täte gut daran, sich nicht in radikaler Weise dem Paradigma des „Externalismus“ zu verschreiben und damit auch das Band der Kontinuität zur älteren Kunstgeschichte abzuschneiden. Die Unangemessenheit des traditionellen Stilbegriffs kann auch Anlass für eine evolutionäre Fortentwicklung ihres terminologischen Gerüsts sein. Die hier vorgestellte Zyklen- und Zyklentheorie kann als ein solcher Versuch verstanden werden.³²¹

Die für dieselbe grundlegende formal-deduktive Methodik stellt dabei durchaus eine Herausforderung in Hinblick auf die etablierte Kunstgeschichte dar. Diese Herausforderung besteht in der Frage, ob, inwieweit und auf welche Weise Theoriebildung in historischen Wissenschaften wie der Kunstgeschichte von Bedeutung ist. Von neuen Theorieansätzen in der Kunstgeschichte – (a) Kunstpsychologie und neuronale Kunstforschung, (b) marxistische Theorieansätze, (c) Frauenforschung, Feminismus und „Gender Studies“, (d) kulturtheoretische Ansätze im Sinne von *Cultural Studies*, (e) Theorien des Postkolonialismus, (f) Bildwissenschaft und „Visual Cultural Studies“ – ist lediglich der letztgenannte zumindest zum Teil als genuin kunsthistorisch anzusehen.³²² Bei den Ansätzen (a) bis (e) handelt es sich um theoretische Konzeptionen, wel-

³¹⁸ A.a.O. S. 234f.

³¹⁹ A.a.O. S. 245.

³²⁰ A.a.O. S. 244.

³²¹ An anderer Stelle verweist Suckale auf das oft durch die Kunstgeschichte vernachlässigte Potential der Alltagssprache bei der begrifflichen Charakterisierung von Diskontinuitäten: „Die Änderung des Bestehenden sagt anderes als der Wechsel; Umbruch, Revolution und Umwälzung sind nicht dasselbe, alle zusammen aber pointierter als Epochen-Übergang; eine Auflösung geht nicht immer einher mit einer Krise, ein Einbruch benennt etwas anderes als eine Konjunktur; der Modewechsel, die Tendenzwende, die Auswechslung der Leitbilder, der Generationenschub, Aufstieg und Niedergang, der Fortschritt wie die Restauration – die Zahl der zur Verfügung stehenden Differenzierungsmöglichkeiten könnte um einiges vermehrt werden.“ (A.a.O. S.236f.) Eine systematische Klärung dieser Begriffe unternimmt Suckale freilich nicht. Bezogen auf unser Zyklenmodell ist festzustellen: (1) Die genannten Termini implizieren in unterschiedlichem Maße interne bzw. externe Erklärungsansätze. (2) Die insgesamt fünf in unserem Epochenmodell zu unterscheidenden Diskontinuitäten sind allesamt mehr als einfach nur ein (Unter-)Epochenwechsel. Der Übergang von der impliziten zur programmatischen Phase steht in einer gewissen Analogie zum evolutionstheoretischen Begriff der „Radiation“ und meint damit etwas gänzlich anderes als eine Klassik, die in unserem Modell als Synthese vorläufiger divergenter Strömungen aufzufassen ist.

³²² Diese Aufzählung orientiert sich an Held, Schneider (2007), S.421-503.

che außerhalb der Kunstgeschichte ihren Ursprung haben. Zweifelsohne können insbesondere im geisteswissenschaftlichen Kontext Einflüsse fremder Disziplinen Katalysatoren fruchtbringender Horizonterweiterungen sein. Auf der anderen Seite birgt jedes von außen an die historische Forschung herangetragene theoretische Konzept die Gefahr einer unreflektierten Kolonialisierung durch eine andere Disziplin.

Der bereits diskutierte Verweis auf die Verwandtschaft zum etabliertesten Verlaufsmo-
dell des kreativen Prozesses stellt etwas anderes dar, da sich die Korrespondenz zweier
Theorien *post hoc* ergibt und der genuin historiographische Charakter der Zyklentheorie
dadurch nicht verloren geht. Dennoch ist es im Grunde genommen erstaunlich, dass
nicht bereits wesentlich länger und intensiver nach einer Anknüpfung zwischen Kunst-
geschichte und kognitionswissenschaftlicher Forschung gesucht wurde. Das derzeit
gängigste Paradigma psychologischer Forschung ist nach wie vor die *kognitive Psycho-
logie*, in deren Rahmen aber das genannte Modell des kreativen Prozesses anzusiedeln
ist. Dabei gilt es zu beachten, dass in der Kreativitätsforschung zunächst *innersubjektiv*
kreative Prozesse konzeptualisiert werden, während stilgeschichtlich im Allgemeinen
von *intersubjektiven Prozessen* auszugehen ist. *Daraus ergibt sich die durchaus nicht
selbstverständliche Vermutung, dass inner- und intersubjektive kreative Prozesse auf ei-
ner hinreichenden Abstraktionsebene in identischer Weise beschreibbar sein müssten.*

3.4 Fazit

Es ist seit Entstehung der modernen Geschichtswissenschaften im 19. Jahrhundert ein
stets gegen die Geschichtsphilosophie vorgebrachter Vorwurf, mittels apriorischer Be-
griffe dem historischen Einzelgegenstand Gewalt anzutun. Ein solcher Vorwurf ist umso
naheliegender, je globaler die Perspektive des Philosophen ist. In diesem Kapitel wurde
der Versuch unternommen, von Seiten der Philosophie sich mit interdisziplinärer Ab-
sicht der Geschichtswissenschaft zu nähern.

Ein solcher Versuch ist nicht ohne Gefahren. Der gefällige Nimbus des Interdisziplinären
mag schnell vergessen sein, wenn eine Fachdisziplin in Form ihrer Vertreter sich –
zu recht oder zu unrecht – in ihrer Autorität in Frage gestellt fühlt. Dies mag schon da-
durch geschehen, dass sie die Normen des eigenen wissenschaftlichen Arbeitens verletzt
sieht. Und doch ist mit derartigen Verwerfungen zu rechnen, wenn unterschiedliche
Denkstile aufeinander treffen. An der Stelle ist von beiden Seiten Aufgeschlossenheit,
Geduld ein gewisses Entgegenkommen vonnöten. Bezogen auf das Aufeinandertreffen
von Geschichtsphilosophie und Historiographie sind darüber hinaus historische Vorbe-
halte zu überwinden. Wir werden in Kapitel 4 noch darauf zu sprechen kommen, dass
die moderne Geschichtswissenschaft unter der Maßgabe der historisch-kritischen Me-
thode sich gerade in Emanzipation von der Geschichtsphilosophie herausbildete. Über-
spitzt formuliert gehört es also zumindest historisch gesehen zum Berufsethos des
Historikers, antiphilosophisch eingestellt zu sein. Doch auch ohne die Geschichtsphiloso-

phie steht die Geschichtswissenschaft – zumindest in ihrer Rechenschaftspflicht gegenüber der Öffentlichkeit – vor der Herausforderung, in den Verästelungen ihrer Einzeluntersuchungen den Weg wieder zurück zu finden zu den Fragen der Gegenwart.

Ihr dabei ein Stück entgegenzukommen kann als ein Anliegen dieses Kapitels gesehen werden. Die Besprechung der kunstgeschichtlichen Beispiele dieses Kapitels hatte dabei zwei Motivationen. Zum einen ging es darum, das Beispielmateriale, welches in Kapitel 2 aus Gründen der Übersicht recht knapp gehalten werden musste, zu bereichern und sich auch auf längere Beschäftigungen mit historischen Gegebenheiten einzulassen. Zum anderen ging es darum zu demonstrieren, was unter *atypischem Gebrauch des Zyklusmodells* zu verstehen ist. Die Beispiele waren dabei so gewählt, dass der atypische Charakter im Laufe der Darstellung von Beispiel zu Beispiel zunahm. Gleichzeitig wurde die Perspektive stets allgemeiner, so dass aus Platzgründen die Überlegungen zunehmend abstrakter werden mussten, da eine gleichbleibender Detailreichtum das zu besprechende Beispielmateriale in einem nicht zu bewältigenden Ausmaß aufgebläht hätte. Es ergab sich, dass insbesondere die mehrfache Instantiierung des Zyklusmodells es vermag, einen gewissen Zeitabschnitt unter ganz unterschiedlichen Rücksichten zu diskutieren, was eindeutige Epochenzuschreibungen durch eine multiperspektivische Sichtweise transzendiert.

Es soll nicht verschwiegen werden, dass der mögliche atypische Gebrauch der Zyklentheorie durchaus problematisch sein kann, nämlich dann, wenn daraus die irriige Konsequenz gezogen würde, die Zyklentheorie lasse sich auf beliebige historische Gegebenheiten anwenden, eben nur in beliebig atypischer Weise. Es ist daher durchaus sinnvoll zu fragen, ob die zyklentheoretische Sichtweise etwas zum Verständnis beiträgt: Ergeben sich sinnvolle Gliederungen und Fragestellungen? Gibt es in der etablierten historiographischen Literatur Beurteilungen, welcher mit der zyklentheoretischen Sichtweise konform gehen? Entsprechen diese einer etablierten Sichtweise, oder handelt es sich um Sondermeinungen?

Derartige Fragen sollten auch deshalb nicht ausgeblendet werden, da ein simples „Epochendenken“ in der Geschichtswissenschaft durchaus zurecht durch Generationen von Historikern in Frage gestellt wurde. Deshalb erfolgte im letzten Abschnitt dieses Kapitels eine Auseinandersetzung mit kunsthistorischen Kritikern des Stilepochen-Begriffs. Als Ergebnis kann festgehalten werden, dass eine Reihe von Einwänden, die gegen traditionelle Begriffe von „Stilepochen“ vorgebracht wurden nicht für das hier vorgestellte Zyklusmodell gelten.

Gerade die Anschlussfähigkeit der Zyklentheorie zu gewissen Ansätzen der Kreativitätsforschung, wie in Kapitel 2.3.3 diskutiert, könnten sich für die Zukunft durchaus als fruchtbar erweisen. Herausragende kunsthistorische Epochen könnten dann als Studienobjekte dafür gelten, inwieweit geglückte intersubjektive Prozesse kreativen kulturellen Schaffens konform gehen mit Erkenntnissen der kognitionspsychologischen Kreativitätsforschung. Ein dadurch zu Tage gefördertes besseres Verständnis kultureller Prozes-

se wäre keine geringes Pfund, um der genannten Rechenschaftspflicht gegenüber der Öffentlichkeit Rechnung zu tragen.

KAPITEL 4: EINWÄNDE GEGEN GESCHICHTSPHILOSOPHISCHES DENKEN

In diesem Kapitel sollen Kritiker geschichtsphilosophischen Denkens zu Wort kommen. Eine solche Auseinandersetzung muss lückenhaft bleiben, da eine ausführlichere Auseinandersetzung mit entsprechender möglicher Kritik den Rahmen dieses Textes bei weitem sprengen würde.³²³ Es sollen deshalb lediglich Schlaglichter auf drei Denker geworfen werden, deren Kritik jeweils charakteristisch für eine bestimmte Art von Vorbehalten ist, die man gegenüber geschichtsphilosophischem Denken haben kann:

Der Kulturhistoriker *Jacob Burckhardt* (1818-1897) gehört zu jenen Größen der Historiographie, deren Werk auch noch nach über hundert Jahren bleibenden und zitierwürdigen Charakter hat. Burckhardt steht damit im Rahmen dieses Kapitels nicht nur chronologisch an erster Stelle, denn die schwer zu erringende Anerkennung, zumindest aber die Duldung durch die Geschichtswissenschaften muss das erste Ziel einer jeden Geschichtsphilosophie sein. Dabei geht es nicht darum, dass diese prinzipiell keine Aussagen tätigen darf, die über den Horizont dessen gehen, was Gegenstand der Geschichtswissenschaften ist. Jede Aussage von eschatologischem oder prognostischem Charakter stellt zweifellos eine solche dar, und auch wir werden uns im letzten Kapitel derartigen spekulativen Fragen zuwenden. Allein – der Geschichtsphilosoph muss sich davor hüten, dem Bestand dessen grobe Gewalt anzutun, was von Seiten der Geschichtswissenschaft als gesichert oder weitgehend gesichert gelten kann.³²⁴ Zusätzlich ist *Burckhardt* für uns bedeutsam, weil seine Arbeit als Historiker ausgesprochen nah an den kunsthistorische Beispielen ist, die im Kapitel 2 diskutiert wurden. Neben *Friedell* ist *Burckhardt* gewiss bis heute einer der namhaftesten Kulturhistoriker überhaupt, und Kultur- bzw. Geistesgeschichte ist bei dem Programm der hier vorgestellten Zykentheorie vornehmlicher Gegenstand.³²⁵

Der zweite Kritiker geschichtsphilosophischen Denkens, dem wir uns zuwenden werden, ist *Karl R. Popper*. Mit ihm haben wir uns zu beschäftigen, weil er bis heute als der

³²³ Für eine aktuelle kritische Grundlegung der Geschichtsphilosophie siehe Zwenger (2008).

³²⁴ Dass es auch noch in der Gegenwart neue geschichtsphilosophisch inspirierte Denkansätze gibt, demonstriert das Werk des russischen Mathematikers Anatoli Fomenko. Denn die Grundheuristik seiner Chronologiekritik besteht in dem Glauben an einen beständigen, linearen Fortschritt, wie ihn etwa der historische Materialismus lehrt. Sein Werk ist auch deswegen metatheoretisch interessant – wenngleich, wie ich meine, letztlich irrend – weil es ein Beispiel für den Versuch darstellt, mit mathematisch-naturwissenschaftlichen Mitteln ein neues historiographisches Forschungsparadigma zu etablieren. Der radikale Revisionismus Fomenkos wird von Fachhistorikern freilich bestenfalls mit Nichtbeachtung gestraft, entwertet er doch im großen Umfang die wissenschaftlichen Ergebnisse der bisherigen Geschichtswissenschaft. Vgl. Fomenko (2003-2007).

³²⁵ Dies ist ein Grund, die Diskussion Burckhardts der von Rankes – welche sich ebenso angeboten hätte – vorzuziehen. Zur eingehenden Auseinandersetzung der Kritik beider an der Geschichtsphilosophie sei die instruktive Studie von Thomas Gil empfohlen. Vgl. Gil (1993).

prominenteste philosophische Kritiker geschichtsphilosophischen Denkens gelten kann. Poppers Stellenwert in der Philosophie ist bis heute zwiespältig. Einerseits muss er als der einflussreichste Wissenschaftstheoretiker des 20. Jahrhunderts angesprochen werden, andererseits spiegelt sich dieser Ruhm nicht unumschränkt in der Philosophie-internen Rezeption wider. Seine Philosophie wird nach wie vor kontrovers diskutiert.³²⁶ Und so erweist er sich für uns vor allem als ein Apologet der modernen, demokratischen, westlichen Gesellschaft, deren grundlegend pragmatische Ausrichtung metaphysikverdächtigen Unternehmen wie der Geschichtsphilosophie mit Skepsis begegnet.

Schließlich müssen wir uns der Kritik aus dem Lager der analytischen Philosophie zuwenden. Was man auch immer von dieser erfolgreichsten philosophischen Schule des 20. Jahrhunderts halten mag, sie hat zweifelsohne entscheidend dazu beigetragen, die epistemischen Standards der wissenschaftlichen Philosophie auf ihr heutiges hohes Niveau zu heben. So ist diese philosophische Schule mindestens als *advocatus diaboli* heranzuziehen. Als Referenz des analytischen Verständnisses von Geschichtsphilosophie, das sich im Allgemeinen von der durch sie kritisierten „spekulativen“ oder „metaphysischen Geschichtsphilosophie“ abgrenzt, soll uns die immer noch einschlägige Einführung Karl Achams dienen.³²⁷

Ein möglicher Umgang mit diesen drei Kritikern traditionellen geschichtsphilosophischen Denkens könnte darin bestehen, der Reihe nach deren Argumentationsmuster einer neuerlichen ausführlichen Kritik zu unterziehen. Wenngleich wir andeutungsweise in diesem Sinne vorgehen werden, so ist ein solcher Weg jedoch für uns hier letztlich nicht gangbar. Denn die genannten Kritiker zielen – wie gesagt – in der Regel auf das ab, was wir *traditionelle Geschichtsphilosophie* genannt hatten. Da die hier entworfene Zyklentheorie jedoch den Anspruch erhebt, gegenüber historischen Entwürfen systematischer Geschichtsphilosophie eine entscheidende methodologische Korrektur vorgenommen zu haben, würden wir Gefahr laufen, einen Kampf gegen Windmühlen zu führen. Eine Auseinandersetzung mit den drei genannten Traditionen einer Kritik der Geschichtsphilosophie hat sich vielmehr darum zu bemühen, das *berechtigte Anliegen* des jeweiligen Standpunktes herauszuarbeiten. Denn es gibt gute Gründe dafür, dass Geschichtsphilosophie kritisiert wurde. Gegenüber den Einwänden eines prominenten Historikers vom Range *Burckhardts* sollte kein Geschichtsphilosoph die Ohren verschließen, da jede Geschichtsphilosophie, die auf historischen Irrtümern beruht, unberechenbare Folgen hat. Die Gefahr der Vereinnahmung durch totalitäre Ideologien wie Kommunismus oder Faschismus ist als wesentlicher Beweggrund der Popper'schen Kritik anzusehen, weshalb auch sie es verdient, gehört zu werden. Schließlich muss sich eine Geschichtsphilosophie, die als wissenschaftlich gelten will, *der* philosophischen Richtung stellen, welche sich auf die Fahnen geschrieben hat, Philosophie in Anlehnung an die wissenschaftliche Strenge der Naturwissenschaften zu betreiben, und dabei im

³²⁶ Vgl. etwa „The Internet Encyclopedia of Philosophy“: Stichwort „Karl Popper and Critical Rationalism“; <http://www.iep.utm.edu/cr-ratio.htm> (20.7.2009).

³²⁷ Acham (1974).

Zweifelsfall lieber nicht philosophisch als nicht wissenschaftlich zu denken.

4.1 Jacob Burckhardts Kritik am Historizismus

4.1.1 Jacob Burckhardt und der Historismus

Nicht nur aufgrund seiner Lebensdaten ist Jacob Burckhardt ganz und gar ein Kind des 19. Jahrhunderts. Er zählt zu jener Generation von Historikern, welche mit Köpfen wie *Johann Gustav Droysen* (1808-1884) und *Leopold von Ranke* (1795-1886) die moderne Historiographie unter dem methodischen Paradigma des *Historismus* begründeten. In diesem Geschichtsverständnis wird versucht, jede Epoche „aus sich heraus“ zu verstehen, was insbesondere die wissenschaftliche Aufmerksamkeit auf den Bestand dessen lenkt, was eine Zeit, eine Epoche uns an Spuren hinterlassen hat. Dabei hatte die Historiographie sich vor allem gegenüber einer geschichtsphilosophisch geprägten Sichtweise zu behaupten. Geschichtsphilosophie bedeutete um die Mitte des 19. Jahrhunderts vor allem, das durch die Aufklärung und Hegel geprägte Geschichtsbild eines *linearen Anstieges im Sinne einer Entwicklung zum Besseren* zu vertreten.

Bevor aus der Warte des beginnenden 21. Jahrhunderts im Bewusstsein allgemeiner kultureller Ernüchterung über ein solches geschichtsphilosophisches Verständnis vorschnell der Stab gebrochen wird, sollten wir uns bewusst machen, dass der aufklärerische Fortschrittsglaube bis heute eine enorme Wirkmacht besitzt. Nicht nur technophile oder ökonomophile Diskurse bedienen sich implizit der optimistischen aufklärerischen Geschichtsphilosophie. Auch das pejorative Sprechen von „mittelalterlichen Zuständen“ oder dem „Rad der Geschichte“, das nicht zurückzudrehen sei, geschieht vor dem Hintergrund des Glaubens an einen stetigen moralischen, zumindest aber strukturellen³²⁸ Fortschritt der Menschheit.

Der Historismus befreite die Geschichtswissenschaft von der präsentistischen Voreingenommenheit der Aufklärung.³²⁹ Wenn *von Ranke* die Aufgabe der Geschichte darin sah, zu klären „wie es eigentlich gewesen“ ist, so muss dies vor dem Hintergrund verstanden werden, dass Geschichtswissenschaft bis ins 19. Jahrhundert weitgehend in der Rezeption von Chronisten und Geschichtsschreibern bestand, die meist selbst einen interessengeleiteten Blick auf die zeitgeschichtlichen Ereignisse ihrer Gegenwart hatten. Im diesem Sinne bedeutet „wie es eigentlich gewesen ist“ nicht so sehr die implizite Postulierung eines historiographischen korrespondenztheoretischen Realismus, sondern einen über die Geschichtsschreiber der Vergangenheit hinausgehenden Zugriff auf alle zur Verfügung stehenden Quellen der historischen Ereignisse, um sich so in einer unvermit-

³²⁸ Mit dem Schlagwort „struktureller Fortschritt“ sollen hier Diskursfiguren bezeichnet werden, die bestimmte gegenwärtige Zustände mit dem Hinweis verteidigen, dass die moderne Gesellschaft diese Zustände nun einmal hervorbringe, deswegen also nichts daran zu ändern sei. Die Zustände selbst müssen nicht positiv bewertet werden.

³²⁹ Zur Bedeutung der Identitätsbestimmung der modernen Geschichtswissenschaft durch den Historismus siehe Faber (1978), S. 30f.

telten Weise – so verstanden „objektiv“ – dem Gewesenen zu nähern, und darüber hinaus schriftliche Quellen *kritisch*, d.h. im Wissen um den intentionalen Charakter ihrer Entstehung gegeneinander und gegenüber sonstigen Informationen abzuwägen. Vor diesem allgemeinen geistesgeschichtlichen Hintergrund ist Jacob Burckhardts Kritik an der Geschichtsphilosophie zu verstehen.³³⁰

4.1.2 Jacob Burckhardts Kritik der Geschichtsphilosophie

Jacob Burckhardts historiographisches Werk soll hier vor allem mittels seiner *Weltgeschichtlichen Betrachtungen*³³¹ rezipiert werden. In diesem zu Lebzeiten nicht publizierten Buch unternimmt der Autor den Versuch einer Metareflexion kulturhistoriographischer Tätigkeit. Er erhebt sich über einzelne Zeiten und Themen und trägt eine abstrakte und gewiss auch idealisierte Darstellung seiner eigenen Perspektive hinsichtlich der historiographischen Fragestellungen vor. Und so findet sich im Sinne einer initialen Standortbestimmung Burckhardts Verurteilung der Geschichtsphilosophie auch ganz zu Beginn seiner *Betrachtungen*:

Wir verzichten ferner auf alles Systematische; wir machen keinen Anspruch auf 'weltgeschichtliche Ideen', sondern begnügen uns mit Wahrnehmungen und geben Querschnitte durch die Geschichte, und zwar in möglichst vielen Richtungen; wir geben vor allem keine Geschichtsphilosophie³³²

Eine solche hält Burckhardt für prinzipiell unmöglich, denn:

Wir sind nicht eingeweiht in die Zwecke der ewigen Weisheit und kennen sie nicht. Diese kecke Antizipation eines Weltplanes führt zu Irrtümern, weil es von irrigen Prämissen ausgeht.

Es ist aber überhaupt die Gefahr aller chronologisch angeordneten Geschichtsphilosophien, daß sie im günstigsten Fall in Weltkulturgeschichten ausarten (in welchem abusiven Sinne man den Ausdruck Geschichtsphilosophie kann gelten lassen), sonst aber einen Weltplan zu verfolgen prästendieren und dabei, keiner Voraussetzungslosigkeit fähig, von Ideen gefärbt sind, welche die Philosophen seit dem dritten oder vierten Lebensjahr eingesogen haben.³³³

Zunächst einmal wird dabei ersichtlich, dass die hier vorgestellte Zyklentheorie Burckhardts Kritik im Grunde genommen nicht zu fürchten hat. Für ihn zeichnet sich Geschichtsphilosophie insbesondere durch zwei Eigenschaften aus: (1) sie postuliert ein chronologisches Nacheinander gewisser *globaler* Entwicklungsstufen und (2) sie antizipiert einen „Weltplan“, d.h. eine exklusive und wesentliche Bestimmung dessen, was den Lauf der Geschichte kennzeichnet, wodurch es möglich ist, einerseits den Lauf der Geschichte vorherzusagen, andererseits den daraus erkennbaren „Endzustand“ als

³³⁰ Dass freilich auch der Blick der Gegenwart niemals frei von Interessen ist, ferner „das, was Gewesen ist“ stets nur in der Summe der subjektiven Bewertungen aller Beteiligten, der vergangenen wie der gegenwärtigen Zeit, ausgemacht werden kann, sind eher Einsichten des 20. Jahrhunderts und sie verweisen somit über den Historismus hinaus.

³³¹ Vgl. Burckhardt (2007).

³³² Vgl. a.a.O. S. 765.

³³³ Vgl. a.a.O. S. 766.

„Ziel“ der Geschichte zu interpretieren und dieselbe folglich als teleologischen Prozess zu verstehen.³³⁴ Die hier vorgestellte Zyklentheorie wird also von Burckhardts Kritik nicht getroffen, weil ihr unter dem Regime der wesentlichen Pragmatik weder die Eigenschaft (1) noch die Eigenschaft (2) zukommt.

Im Anbetracht der Vorbemerkungen zu diesem Kapitel darf hier freilich unser Fragen nicht stehen bleiben. Versteht man den Terminus „Geschichtsphilosophie“ – so wie wir es taten – allgemeiner als Burckhardt im Sinne einer jedweden philosophische Aneignungsform des Historischen, so sind auch Burckhardts Ausführungen in den *Weltgeschichtlichen Betrachtungen* selbst als eine Geschichtsphilosophie anzusprechen. Mit ihrem methodischen Charakter steht sie freilich der analytischen Geschichtsphilosophie³³⁵ unweit näher als der traditionellen.

Fragen wir nun, worauf sich Burckhardts Ablehnung traditioneller, linearer Geschichtsphilosophien stützt, so werden wir in Kap. 1.2 der *Betrachtungen* fündig.³³⁶ Burckhardt erläutert hier, warum die Gegenwart, also das späte 19. Jahrhundert, der Erforschung der Vergangenheit – verglichen mit anderen Zeiten – sehr entgegenkomme. Es seien dies „äußere“ wie „innere“ Gründe. Die äußeren Gründe bestünden kurz gesagt in den durch den zivilisatorischen Fortschritt bedingten Erleichterungen der Kommunikation und Dokumentation von historischen Informationen: Verbesserte Zugänglichkeit der Archive, die Möglichkeiten des Reisens, die Ausbreitung der Philosophie, die neue Möglichkeit der photographischen Dokumentation und Kommunikation etc. Als innere Gründe wäre vor allem das durch die Aufklärung geschaffene Klima der freien Forschung sowie einer historisch-kritischen Relativierung des durch den christlichen Mythos kommunizierten Geschichtsbildes.

Angesichts der durch die moderne historiographische Methode quantitativ erheblich erweiterten empirischen Grundlage der Geschichtswissenschaften, mussten unweigerlich tradierte geschichtsphilosophische Schematisierungen suspekt erscheinen, so wie ein schlechtes Schwarzweißfoto eines Gemäldes von Rembrandt sich umso mehr als ein mangelhaftes Abbild erweist, je näher ein Betrachter dem Original kommt.³³⁷

Die hier vorgestellte Zyklentheorie bietet nun gegenüber traditionellen Schematisierungen den Vorteil, dass sich grobe Schematisierungen – etwa des Zyklus' der Neuzeit – im Prinzip beliebig verfeinern lassen. Dem Aspekt die Neuzeit als Zyklus zu diskutieren, können weitere Aspekte hinzugefügt werden, etwa die zyklentheoretische Modellierung der Renaissance oder der künstlerischen Biographie Palladios. Die partielle Anwendbarkeit führt schließlich dazu, dass die Zyklentheorie nicht die zur Diskussion stehenden historischen Ereignisse einem unveränderlichen Begriffsschema unterordnet, sondern

³³⁴ Im 20. Jahrhundert formulierte Marquard mit identischer Zielrichtung eine Kritik der Geschichtsphilosophie, die er wie folgt näher bestimmt: „Geschichtsphilosophie: das ist der Mythos der Aufklärung.“. Vgl. Marquard (1992), S.14.

³³⁵ siehe Abschn. 3.3.

³³⁶ Vgl. a.a.O. S. 773f.

³³⁷ Ein weiterer Grund – aus Burckhardts Darstellungen nicht zu entnehmen – besteht in der Konfrontation Europas mit den Geschichten der außereuropäischen Kulturen. Vgl. Faber (1978), S. 31.

das (idealtypische) Begriffsschema des Zyklenmodells vielmehr durchaus in einem gewissen Maße an Besonderheiten der Ereignisse anzupassen ist. Dies führt insgesamt dazu, dass die zyklentheoretische Perspektive bezüglich der Geschichte mehr Tiefenschärfe zu entwickeln vermag und weit flexibler zu gebrauchen ist, als dies mittels traditioneller Entwürfe etwa Spenglers oder Hegels möglich sein dürfte. Als formale Theorie der Normsetzung, Normentstehung, Normauflösung, der Kanonisierungs- und Dekanonisierungsprozesse formuliert sie zudem klare Prämissen für ihre Anwendbarkeit. Ihre Anwendung besteht ihrerseits nicht in dem nomothetischen Abspulen eines gleichbleibenden Schematismus, sondern liefert ein typologisches Raster, das einen bestimmten, systematisch verknüpften Satz an Fragen bezüglich der historischen Spuren liefert. Vergleiche verlaufstypologisch analoger Konstellationen dürften darüber hinaus auf idio-graphisch orientierte Kontrastierung je einmaliger historischer Gegebenheiten hinaus laufen.

4.1.3 Zyklentheoretische Elemente der '*Weltgeschichtlichen Betrachtungen*'

Burckhardts Geschichtsphilosophie trägt ausgesprochen konservativen Charakter. Sein Ausgangspunkt ist das für ihn einzig bleibende Moment der Weltgeschichte, nämlich die duldbenen, strebenden und handelnden Menschen, wie sie sind und immer waren und sein werden.³³⁸ Als wesentliche Heuristik unterscheidet Burckhardt nun weiter *drei Potenzen* des historischen Geschehens: *Staat, Religion* und *Kultur*.³³⁹ Diese drei Potenzen bedingen sich nach Burckhardt gegenseitig und sind in diesem Sinne *irreduzibel*. Dass nun diese statisch wirkende methodische Grundkonstruktion nicht ausreicht, historisches Geschehen zu begreifen, dass ferner *Burckhardt* auch in einem traditionellen Sinne nicht frei von geschichtsphilosophischen Gedankengängen ist, wird aus zahlreichen seiner Formulierungen ersichtlich. So resümiert er etwa mit den Worten: „Endlich: in späten gemischten Staatsbildungen, welche Schichten von verschiedenen, ja entgegengesetzten Religionen und religiösen Auffassungen beherbergen [...]“³⁴⁰. Unweigerlich stellt sich hier die Frage, in welchem Sinne eine Staatsbildung als „spät“ zu bezeichnen wäre. Weiteren Aufschluss geben Burckhardts Überlegungen zur Poesie, die hier wegen ihrer Bedeutung in einem längeren Zitat wiedergegeben werden sollen:³⁴¹

Betrachten wir nun die Poesie [...], so ergibt sich zunächst folgendes: sie ist ohnehin oft lange die einzige Form der Mitteilung [...] sie ist selber die älteste Geschichte, und auch den ganzen Mythos der Völker erfahren wir meist in poetischer Form [...].

Nun kommt aber die große Krise der Poesie: in der frühen Periode sind der Stoff und die notwendige strenge Form eher miteinander verbunden [...].

³³⁸ Vgl. Burckhardt (2007), S.767.

³³⁹ Vgl. a.a.O. S.785f.

³⁴⁰ Vgl. a.a.O. S.792.

³⁴¹ Eine vergleichbare Stelle findet sich auch a.a.O. S. 841, wo er seinen Gedankengang einleitend wie folgt bezeichnet: „Die Ablösung der einzelnen Künste vom Kultus möchte nach ihren Stadien aber etwa folgende gewesen sein: [...]“.

Dann folgt bei allen höheren Kulturvölkern, deren Literatur wir in einiger Vollständigkeit besitzen, auf einem bestimmten Stadium der Entwicklung – bei den Griechen möchte die Grenzscheide etwa Pindar bezeichnen – die Wendung der Poesie vom Notwendigen zum Beliebigen, vom allgemein Volkstümlichen zum Individuellen [...].³⁴²

Burckhardts Betrachtungen zur Poesie brauchen uns hier nicht im Einzelnen zu interessieren und sind Großteils im Zitat auch ausgelassen. Entscheidend ist die Erkenntnis, dass Burckhardt sich hier einer morphologischen Sichtweise einer intrinsischen Entwicklungsdynamik nähert. Er skizziert einen Verlaufstypus für die Entwicklung der Literatur bei „Kulturvölkern“. Wenngleich Burckhardt also die Parole ausgibt, einen „allgemeinen Weltplan“ nicht zu kennen und nicht ausmachen zu können, so unterlässt er es doch in beschränkteren Horizonten nicht, von einzelnen historischen Entwicklungen derart zu abstrahieren, dass er mehr oder weniger universelle Entwicklungsmuster zu erkennen glaubt. Da Burckhardt diese Muster aber von einzelnen Kulturläufen abstrahiert, tragen seine morphologischen Betrachtungen zweifellos zyklentheoretischen Charakter, und zwar recht genau im Sinne der Spengler'schen Theorie. Es tut sich hier eine rezeptionsgeschichtliche Spur auf, die bei Burckhardt beginnt und bei Spengler endet. Das verbindende Glied zwischen beiden ist wohl Friedrich Nietzsche³⁴³, der mit Burckhardt freundschaftlich verbunden war, und diesem größte Hochachtung entgegen brachte.³⁴⁴ Vieles was Spengler zur Hochblüte brachte, findet sich bei Burckhardt angelegt. Gerade auch Elemente, die Spenglers Werk jenen düsteren und pessimistischen Charakter geben, finden sich in milderer Form bei Burckhardt.³⁴⁵

An Stelle einer tieferen philosophiehistorischen Analyse mag hier eine kurze und gewiss nicht vollständige Aufzählung möglicher Samen Spengler'schen Denkens in Burckhardts *Weltgeschichtlichen Betrachtungen* genügen:

(1) Der Spengler'sche Gedanke der *Urstände*, d.h. zweier antagonistischer Lebensideale – Priestertum/Wissenschaft vs. Geburtsadel/Geldadel – die sich vom verbleibenden Rest des *dritten Standes* als gesellschaftlicher Elite abheben, findet sich rudimentär bei Burckhardts Ausführungen zur islamischen Kultur: „Die einzigen Ideale des Lebens sind die beiden Pole: der Fürst und der zynisch-asketische Derwisch-Sufi“³⁴⁶

(2) Burckhardt nimmt Spenglers *Kulturpessimismus* durchaus im Sinne seines Konzeptes der „abendländischen Kultur“ vorweg, wenn er schreibt:

Daher ist unsere Präsumtion, im Zeitalter des sittlichen Fortschritts zu leben, höchst lächerlich, im Vergleich mit riskierten Zeiten, deren freie Kraft des idealen Willens in hundert hochtürmigen Kathedralen gen Himmel steigt.³⁴⁷

³⁴² Vgl. a.a.O S. 816.

³⁴³ Zum starken Einfluss Nietzsches auf Spengler siehe Janensch (2006). Die Verbindung Burckhardt – Nietzsche – Spengler wurde bereits von Farrenkopf erkannt, vgl. Farrenkopf (2001), S.95, wenngleich er die zyklentheoretischen Ansätze Burckhardts nicht diskutiert.

³⁴⁴ Zum Thema Nietzsche und Burckhardt siehe Salin (1948). Nietzsche bezeichnete Burckhardt als „unser grosser, grösster Lehrer“, a.a.O. S. 196f.

³⁴⁵ Spengler kann die „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ durchaus gekannt haben, da diese posthum 1905 von Jakob Oeri herausgegeben wurden.

³⁴⁶ Vgl. Burckhardt (2007), S. 838.

³⁴⁷ Vgl. A.a.O, S. 811.

(3) Spenglers *organistische Sichtweise* in Zusammenhang mit seiner Vorstellung von den Lebenszyklen großer Kulturen, insbesondere auch die Vorstellung einer „geistlosen“, erstarrten Zivilisation am Ende eines solchen Lebenszyklus, findet sich ebenfalls bei Burckhardt angedeutet:

Eine Religion gründet z.B. früh ein heiliges Recht, d.h. sie verschlingt sich enge mit einem ganzen, von ihr garantierten öffentlichen Zustand, oder sie gründet ihre Hierarchie neben den Staaten, aber im politischen Rapport mit ihnen. Diese ihre äußerlichen Einrichtungen, enge mit allem Materiellen verflochten und auf die Massen und deren Gewöhnung gestützt, können eine solche Religion unendlich lang äußerlich aufrechterhalten, wie alte Bäume, innen ganz morsch, von ihrer Rinde und ihren Blättern leben und noch große Figur damit machen; der Geist aber ist schon lange teilweise daraus gewichen und nur noch nicht im Besitz eines neuen klar bewußten metaphysischen Elementes, auf welches er eine neue, des Kampfes und Sieges fähige Gegenreligion aufbauen könnte.³⁴⁸

Aus diesen Parallelen zwischen Spengler und Burckhardt folgt, dass letzterer zwar als Anwalt gegen linear-progressive Geschichtsphilosophien zitiert werden kann, nicht aber gegen zyklische Geschichtsphilosophien. Hierzu finden sich in seinem Werk zu viele Gedankengänge, die implizit von Ideen des zyklischen Charakters historischer Prozesse Gebrauch machen. Dies ist im Rahmen des konservativen Denkens Burckhardts, seiner Postulierung einer „ewig gleichen“ Menschennatur als dem wesentlichen Substrat der Menschheitsgeschichte und den sich daraus ergebenden „ewig gleichen“ Potenzen *Staat, Religion* und *Kultur*, durchaus folgerichtig. Denn wenn die Menschheit keines grundsätzlichen Fortschrittes fähig ist, ergibt sich als naheliegende Konsequenz eine Wiederholung prinzipiell gleichartiger Muster der historischen Dynamik. Jacob Burckhardt nun aber als zyklentheoretisch orientierten Geschichtsphilosophen zu verstehen, hieße gleichwohl das Belegmaterial überzuinterpretieren, da bei ihm Abstraktionsversuche zyklentheoretischen Charakters nicht in ein zyklentheoretisches Gesamtbild integriert werden.

4.2 Poppers Kritik des Historizismus

Karl Popper ist zweifelsohne der Philosoph des 20. Jahrhunderts, welcher die traditionelle Geschichtsphilosophie am schärfsten und gründlichsten kritisiert hat. Diese Kritik war ihm so wichtig, dass er ihr ein eigenes Buch widmete.³⁴⁹ Wir werden sehen, dass die Popper'sche Kritik, wenngleich sie theoretische Ansätze wie die hier vorgestellte Zyklentheorie eigentlich nicht zu treffen beabsichtigt, ohnedies letztlich nicht schlüssig ist.³⁵⁰ Dabei könnten wir es bewenden lassen. Dennoch sollten wir es uns nicht so leicht machen, sondern stattdessen fragen, was Popper dazu veranlasst hat, den Historizismus derart scharf zu kritisieren, und inwieweit dies berechtigt ist.

³⁴⁸ Vgl. a.a.O. S. 801.

³⁴⁹ Vgl. Popper (1971).

³⁵⁰ Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt etwa auch Habermehl (1978).

„Das Elend des Historizismus“ erschien unter dem unmittelbaren Eindruck des Zweiten Weltkrieges und den mit dieser Katastrophe einhergehenden Erfahrung mit totalitären Regimen. Popper war davon überzeugt, dass der Historizismus ein gefährliches intellektuelles Unternehmen darstellt, welches eine bedenkliche Nähe zu jenen Ideologemen aufweist, die er als verantwortlich für die großen humanitären Katastrophen des 20. Jahrhunderts ansah.³⁵¹ Wenngleich diese systematische Kritik des Historizismus viele Argumente gegen denselben enthält³⁵², so sah sie Popper dennoch nicht als strenge Widerlegung dieser Geschichtsauffassung an, sondern verwies im Vorwort zur englischen Ausgabe auf ein Postscriptum zu seinem Hauptwerk *Wissenschaft der Logik*, welches auf Englisch unter dem Titel *The Open Universe* erschienen ist.³⁵³

4.2.1 Die interne Argumentation Poppers

Zunächst wollen wir der Argumentation Poppers folgen, wie sie der internen Logik seiner Darstellungen entspricht. Deswegen wollen wir zunächst die Abhandlung *Das Elend des Historizismus* unberücksichtigt lassen, da sie nach Poppers eigener Auffassung keine strenge Widerlegung des Historizismus enthält. Für diese strenge Widerlegung des Historizismus aus dem Postscriptum bedient sich Popper des folgenden Schemas³⁵⁴:

- (1) Der Ablauf der menschlichen Geschichte wird durch das Anwachsen des menschlichen Wissens stark beeinflusst.
- (2) Wir können mit rational-wissenschaftlichen Methoden das zukünftige Anwachsen unserer wissenschaftlichen Erkenntnisse nicht vorhersagen.
- (3) Daher können wir auch den zukünftigen Verlauf der menschlichen Geschichte nicht vorhersagen.
- (4) Das bedeutet, dass wir die Möglichkeit einer *theoretischen Geschichtswissenschaft* verneinen müssen, also die Möglichkeit einer historischen Sozialwissenschaft, die der *theoretischen* Physik oder der Astronomie des Sonnensystems entsprechen würde. Eine wissenschaftliche Theorie der geschichtlichen Entwicklung als Grundlage historischer Prognosen ist unmöglich.
- (5) Das Hauptziel der historizistischen Methode (vor allem das Treffen von Prophezeiungen) ist daher falsch gewählt, und damit der Historizismus widerlegt.

³⁵¹ Klar ausgesprochen findet sich die ideologische Gegnerschaft zu Kommunismus und Faschismus im Vorwort zur deutschen Ausgabe von *Das Elend des Historizismus*: „Seine Grundthese [die Grundthese des Buches] – daß die *Lehre von der geschichtlichen Notwendigkeit* der reinste Aberglaube ist und bleibt, wie sehr sie sich auch als „wissenschaftlich“ gebärden mag, und daß man den Lauf der Geschichte nicht rational voraussagen kann – formulierte ich im Winter 1919/1920 unter dem Eindruck des ersten Weltkrieges und der kommunistischen Mythologie von der bevorstehenden Weltrevolution.“

Meine Kritik des pseudo-wissenschaftlichen, pseudo-historischen und mythologischen Charakters der Geschichtsphilosophien, besonders der von *Marx*, aber auch der von *Spengler* (die der von *Marx* ganz ähnlich ist, so grundverschieden beide auch erscheinen mögen), reifte durch viele Jahre.“ Vgl. Popper (1971), S.VII.

³⁵² Vgl. Wimmer (1974), S. 76ff.

³⁵³ Vgl. Popper (1982).

³⁵⁴ Ich zitiere hier Poppers eigene Zusammenfassung seines Beweises aus Popper (1971), XIff.. Sie bezieht sich auf das Kap. III in Popper (1982), insbesondere Abschn. 20.

Diese zunächst recht plausibel erscheinende Argumentation besitzt eine entscheidende Schwachstelle, die im Kontext des Vorwortes zum *Elend des Historizismus* nicht auffällt. Die ausführliche Argumentation im genannten Postscriptum, bemüht sich nämlich darum, *einen totalen Determinismus zu widerlegen*.³⁵⁵ Die Argumentation des *Postscriptums* enthält auch die genannte „Widerlegung“ des Historizismus, wobei Popper letztlich von einem recht umständlichen Beweis über die Unmöglichkeit einer deterministischen Selbstprognose einer Rechenmaschine Gebrauch macht. Bei diesem Beweis wird mittels eines Widerspruchs ausschließlich ein totaler Determinismus und somit auch ausschließlich eine total-deterministische Geschichtsphilosophie widerlegt. *Ein solcher wurde aber von Poppers ideologischen Hauptkontrahenten, d.h. von Marx und Spengler nicht vertreten, sondern sie vertraten – wie bereits festgestellt – einen essentiellen Determinismus* (hierzu unten und Abschnitt 1.1.3). Aus diesem Grunde laufen Poppers Argumente ins Leere. Mögen sie auch noch so stimmig sein, durch die Tatsache, dass Popper den Unterschied zwischen totalem und essentiellen Determinismus ignoriert, suggeriert er, mittels der (wesentlich leichter zu bewerkstellenden) Widerlegung der stärkeren Aussage, eine Widerlegung der schwächeren.

Es ist durchaus lohnend, sich anhand Spenglers Geschichtsphilosophie noch einmal den Unterschied zwischen einem totalen und einem essentiellen Determinismus klar zu machen. Spenglers philosophische Heimat war die Lebensphilosophie. Er war der Überzeugung, dass große Weltkulturen ähnliche Lebenszyklen durchlaufen wie Organismen: Kindheit – Jugend – Erwachsenenalter – Greisenalter. Nun ist es durchaus legitim, den Lebenszyklus von Organismen wissenschaftlich zu untersuchen. Man kann dies von Seiten der Biologie tun, aber auch etwa von Seiten der Entwicklungspsychologie. Zweifelsohne ist diese psychologische Teildisziplin wissenschaftlich anerkannt. Einem Standard-Werk dieses Faches entnehmen wir folgende Aufgaben der Entwicklungspsychologie³⁵⁶:

(1) Orientierung über den Lebenslauf; (2) Entwicklungsprognosen erstellen; (3) Entwicklungsbedingungen ermitteln; (4) Entwicklungsziele begründen; (5) Entwicklungsinterventionen planen und evaluieren. Zum Punkt (1) werden beispielsweise paradigmatisch folgende Fragen gestellt: Was hat man von einem Säugling, einem Grundschulkind, einem Jugendlichen, einem Erwachsenen, einem Greis zu erwarten? Welche Kompetenzen, Einstellungen, Interessen darf man voraussetzen? Welche Anforderungen sind angemessen, in welcher Hinsicht ist Schutz oder Schonung geboten?³⁵⁷

Mit anderen Worten: Die Entwicklungspsychologie bemüht sich (unter anderem) um die Frage nach einer *Typologie der psychischen Entwicklung des Menschen*. *Es wäre nun aber völlig aberwitzig von einer entwicklungspsychologischen Typologie der menschlichen Entwicklung zu erwarten, eine Theorie dergestalt darzustellen, dass sie die psychi-*

³⁵⁵ So stellt Popper ganz zu Beginn seiner Darlegungen fest: „My central problem is to examine the validity of the arguments in favour of what I call 'scientific' determinism; that is to say, the doctrine that the structure of the world is such that *any event can be rationally predicted, with any desired degree of precision, if we are given sufficient precise descriptions of past events, together with all the laws of nature.*“ Vgl. a.a.O. S.1f.

³⁵⁶ Vgl. Oerter, Montada (2002), S.13ff.

³⁵⁷ A.a.O. S. 13f.

sche Entwicklung eines Menschen in einer totalen Weise determinieren würde.

Gleichwohl stellt die Entwicklungspsychologie essentielle Determinationen fest. In diesem Sinne gehört es beispielsweise zu dem (durch die Entwicklungspsychologie mit aufgeklärten) *Wesen* der menschlichen Psyche und seiner Entwicklung, dass gewisse habituelle Kompetenzen vor der aktiven Sprachkompetenz erworben werden. Es gehört zum *Wesen* der menschlichen Psyche, dass bestimmte *Entwicklungsstufen* bei der Entwicklung der Leistungsmotivation auszumachen sind, dass etwa die *Freude an der Selbstwirksamkeit* der *Fähigkeit, Anstrengung als Ursache für Leistung zu erkennen*, vorausgeht.³⁵⁸ In solchen Kontexten Stufenmodelle zu entwickeln ist eine gängige Praxis in der Entwicklungspsychologie.³⁵⁹

Die Methode derartiger Theoriebildung ließe sich jedoch im Prinzip auch auf die Geschichtswissenschaft übertragen. Zwar ist zuzugestehen, dass eine empirische Validierung in der Geschichtswissenschaft bei weitem schwieriger erweisen dürfte als in anderen Disziplinen, weil das Überprüfen von Hypothesen historische Zeiträume betrifft. Daher teilt die Geschichtswissenschaft das Schicksal mit einer naturwissenschaftlichen Teildisziplin, die ebenfalls auf experimentelle Überprüfung verzichten muss, nämlich die Astronomie. Wie diese ist die Geschichtswissenschaft auf das Auswerten und Interpretieren von Spuren und Beobachtungen beschränkt.³⁶⁰ Insoweit historisches Geschehen, wie etwa in der Kunstgeschichte, in dem hier vorgestellten Sinne Gegenstand geschichtsphilosophischer Theoriebildung ist, erweist sich eine Validierung mit den Mitteln der Stochastik als nicht durchführbar, sondern wäre durch eine möglichst große paradigmatischer Untersuchungen zu einzelnen historischen Entwicklungen zu ersetzen, welche wissenssoziologisch erfolgreich von dem hier besprochenen zyklentheoretischen Paradigma Gebrauch machen könnten. Hierbei ergibt sich ein entscheidender Vorteil gegenüber traditionellen Konzepten im Sinne Spenglers. Der formale Charakter der Zyklentheorie erlaubt auch Anwendungen auf relativ überschaubare historische Entwicklungen. Dadurch stehen bei weitem mehr mögliche Beispiele zur Verfügung, als bei der Spengler'schen Theorie, welche ja nur auf Zeiträume von gut tausend Jahren anwendbar ist.

Um noch einmal auf Popper zurückzukommen: Seine Widerlegung eines totalen, 'wissenschaftlichen' Determinismus aus seinem Postscriptum *The Open Universe*, was nach Popper eine strenge Widerlegung des Historizismus enthalten sollte, wird diesem Anspruch nicht gerecht, da es hierfür den epistemisch bedeutend schwächeren *essentiellen* bzw. *essentialistischen Determinismus* zu widerlegen gälte. Essentielle Entwicklungstheorien typologischen Charakters sind – wie wir gesehen haben – in der Biologie oder in

³⁵⁸ Vgl. a.a.O. S. 568ff.

³⁵⁹ Es ist jedoch hinzuzufügen, dass in der gegenwärtigen Psychologie die Begriffe „Typus“ und „Typologie“ – anders als in der Geschichtswissenschaft – nicht mehr verwendet werden (vgl. hierzu Rohracher, 1961). In solchen Kontexten spricht man heute von Korrelationen bzw. probabilistischen Gesetzmäßigkeiten.

³⁶⁰ Die Analogien gehen noch weiter, da die Astrophysik wesentlich auch eine historische Wissenschaft ist, nämlich eine naturhistorische – allein deshalb, weil der teleskopische Blick in die Ferne stets auch ein Blick in die Vergangenheit ist, und deshalb, weil die kosmologische Astrophysik mit bisweilen schwindelerregender Kühnheit die Geschichte des Universums bis an die Grenze des „Urknalls“ extrapoliert.

der Entwicklungspsychologie durchaus gebräuchlich. Der Intention Poppers folgend gälte es zu beweisen, dass eine vergleichbare Theoriebildung für die Geschichtswissenschaften unter keinen Umständen möglich ist. Ein derartiger Beweis steht aber bis auf weiteres aus. Eine Widerlegung der hier vorgestellten Zyklentheorie, die in ihren beiden schwächsten Pragmatiken noch nicht einmal eine essentielle Theorie darstellt, ist durch Poppers *Elend des Historizismus* in keiner Weise gegeben.

4.2.2 Poppers humanistisch-demokratische Intention und die Zyklentheorie

Wir sollten Popper durchaus gute Absichten unterstellen, bei seinem Versuch den Historizismus zu widerlegen.³⁶¹ Es waren wohl ähnliche Motive, die uns veranlasst haben, durch die methodische Vorgabe des instrumentellen Nominalismus geschichtsphilosophisches Denken weltanschaulich zu entschärfen. Darüber hinaus ist *Das Elend des Historizismus* aus dem historischen Kontext heraus zu verstehen. Die deutsche Erstauflage erschien 1965 und damit in jenem Jahrzehnt, in dem Popper in führender Stellung am Positivismusstreit beteiligt war. Damit schloss sich für den Wissenschaftstheoretiker ein Kreis, wenn er im Vorwort zur deutschen Ausgabe dieses Buches berichtet, dass er die Gedanken des Buches zum ersten Mal im Winter 1919/20 unter dem Eindruck des Ersten Weltkrieges und der „kommunistischen Mythologie von der bevorstehenden Weltrevolution“³⁶² formulierte. Von Anfang bis Ende blieb Popper ein entschiedener Gegner des Sozialismus marxistischer Prägung und sah ihn in enger Verwandtschaft zum Faschismus.

Die politische Position, die der Wissenschaftstheoretiker dabei einnahm, kann als liberal und strukturkonservativ bezeichnet werden. Popper verabscheut „große“ gesellschaftliche Utopien, „am Reißbrett entworfene“ Gesellschaften und propagiert dem gegenüber das Ideal einer „Stückwerk-Technik“ der sozialen Veränderung.³⁶³ Gewiss hat die Warnung vor derartigen gesellschaftspolitischen Generalplänen ihre Berechtigung. Und gerade bedeutende Politiker zeichnen sich dadurch aus, dass sie nicht schematisch eine gewisse politische Doktrin zu verwirklichen suchen, sondern mit einem untrüglichem Gespür für praktische Notwendigkeiten stets die allgemeinen Ziele einer Politik mit den unmittelbaren Bedürfnissen und Notwendigkeiten in Einklang zu bringen. Gleichwohl kann – insbesondere in Zeiten eines Umsturzes wie der Französischen Revolution, oder einer weltweiten Wirtschaftskrise – eine „Stückwerk“-Technik verheerende Auswirkungen haben, da das Ausbleiben drastischer Maßnahmen derartige Krisen in der Regel perpetuiert und verschärft. Schwere gesellschaftlich-politische Krisen konstituieren sich in der Regel nicht durch *einen* Missstand, den zu beheben eine „Stückwerk-Technik“

³⁶¹ Eine ähnliche Zielrichtung wie Popper verfolgt auch Hayek (1979), S.111ff, dessen Position hier aus Platzgründen nicht gesondert diskutiert wird. Nur soviel: Für Hayek stellt der Historizismus eine Sonderform des *Szientismus* dar, was nach Einschätzung des Verfassers für *Hegel*, *Comte* und *Marx* durchaus gelten gelassen werden kann, dem Grundcharakter des *Spengler'schen* Denkens aber nur bedingt gerecht wird.

³⁶² Vgl. Popper (1971), S.VII.

³⁶³ a.a.O. S.51ff.

durchaus in der Lage wäre, sondern durch ein *System sich gegenseitig bedingender und stabilisierender Missstände*. Die Unmöglichkeit dem durch Realpolitik zu begegnen, hat in der Geschichte nur allzu oft Gewalt und Krieg als in tragischer Weise nicht zu verhindernde Geburtshelfer neuer historischer Epochen auf den Plan gerufen.

Daraus folgt, dass auch Apologeten der Demokratie, als welcher Popper sich sicher verstanden hat, bei aller Hochschätzung des Pragmatischen die Fähigkeit zur politischen Vision größeren Maßstabes nicht aus den Augen verlieren sollten. Die Konzeptualisierung der Stückwerktechnik ist nämlich durchaus keine große Innovation, sondern stellt zunächst eher den Normalzustand politischen Handelns dar. Realpolitischer Alltag trägt stets strukturkonservativen Charakter. Schwere Krisen stellen nun Ausnahmen von diesem Alltag dar. Nicht zufällig sind die gewaltigsten Totalitarismen des 20. Jahrhunderts (Russland 1917, Deutschland 1933, China 1949) in Phasen schwerster Krisen groß geworden. Eine „Stückwerk-Technik“ vermag eben auch an der Größe der Herausforderungen zu scheitern, womit jene eine gewisse Mitverantwortung trifft, wenn sich totalitäre Ideologien erfolgreich als „Problemlöser großen Stils“ anbieten.

Kurzum: Eine Diabolisierung der Geschichtsphilosophie im Dienste der Demokratie – insbesondere auch im akademischen Kontext – ist hier sicher nicht hilfreich. Auch wenn die genannte Diabolisierung nur als eine negativ zu bestimmende Geschichtsphilosophie zu verstehen ist, würde dies wohl dazu führen, das reflexive Niveau geschichtsphilosophischen Denkens zu senken. *Ceterum censeo – Geschichtsphilosophie geschieht*, sei es den Philosophen genehm oder nicht! Die hier vorgestellte Zyklentheorie könnte nun aber gerade als Vermittlerin zwischen gesellschaftspolitischen „Holisten“ und „Atomisten“ auftreten. Zykentheoretische Analysen sind auf großen wie kleinen zeitlichen Skalen anzustellen. Die sich dabei ergebenden Interpretationen sind niemals als ausschließlich anzusehen, da sie keine theoretischen Aussagen über „den Lauf der Geschichte“ als Ganzes darstellen, sondern Modellvorstellungen über je einzeln analytisch herauszuarbeitende historisch geschlossene kognitive Prozesse subjektiver oder intersubjektiver Art.

Trotz aller Kritik sei Popper jedoch zugestanden, den Zusammenhang zwischen totalitären Ideologien und geschichtsphilosophischen Vorstellungen stark deterministischen Charakters erkannt zu haben. Zwar wird heutzutage kaum noch mit „historischer Notwendigkeit“ argumentiert, die Rede von „Sachzwängen“ indes ist kaum weniger geschichtsphilosophisch und kaum weniger bedenklich.³⁶⁴

³⁶⁴ Es liegt dem die Vorstellung von einem naturnotwendigen Lauf der Geschichte zu Grunde, der in einem Darwin'schen Sinne durchaus als deterministisch anzusehen ist.

4.3 Kritik von Seiten der Analytischen Philosophie

4.3.1 Analytische Geschichtsphilosophie

Bevor wir uns möglicher Kritik aus dem Lager der analytischen Philosophie zuwenden, müssen wir zunächst das Anliegen dieser seit 1945 vorherrschenden Richtung der westlichen Philosophie darlegen, insbesondere in Bezug auf die Geschichtsphilosophie. Im Banne der Vollendung der Methode der modernen axiomatischen Mathematik am Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert, entstand die analytische Philosophie aus dem Bestreben heraus, für die Philosophie einen vergleichbares Maß an terminologischer Klarheit und sophistizierter Theorieentwicklung zu erreichen. Gleichzeitig bezog diese Richtung Position gegen jede Form der „Metaphysik“, wobei das wichtigste Instrumentarium im Kampf gegen den „Spuk der ungerechtfertigten Hypostasierung“ die Sprachkritik war. Und so besteht das ursprüngliche Anliegen der analytischen Philosophie eben darin, die Aufgabe der Philosophie weniger im Erwerb neuer wissenschaftlicher Inhalte zu sehen, was weitgehend den Einzelwissenschaften überlassen wurde, sondern in einer Analyse der Sprache derselben. Bezogen auf die Geschichtswissenschaften bedeutet dies die Klärung der Frage, welchen sprachlichen, logischen und epistemischen Status historiographische Erkenntnisse haben.

In dieser durchaus problematischen Wendung ähnelt die Philosophie einem Autohersteller, der mangels Absatz beschließt, künftig keine eigenen Autos mehr zu fabrizieren, sondern dies der Konkurrenz zu überlassen und sich fürderhin der Aufgabe zuzuwenden, die eigenen Autohäuser dazu anzuhalten, Fahrzeuge der Konkurrenz zu warten. Im ökonomischen Kontext ist offensichtlich, dass dieser Schritt des Autoherstellers kaum dessen Bedeutung steigern wird. Vielmehr liegt es nahe zu fragen, ob es denn tatsächlich gelingen sollte, die Autos fremder Hersteller besser zu warten, als dies durch die Autohäuser dieses Herstellers möglich ist. In den wissenschaftlichen Kontext zurückübersetzt bedeutet dieses „Service-Angebot“ an die Einzelwissenschaften nichts weiter als eine weitreichende Selbstmarginalisierung, die bis zu der Frage führt, ob Einzelwissenschaften derartige „Hilfestellungen“ überhaupt nötig haben.

Dennoch: Auch wenn der hier vertretene geschichtsphilosophische Ansatz von der analytischen Philosophie verschieden sein mag, so muss doch konstatiert werden, dass auch heute noch ein sprachkritischer Zugang zur Philosophie durchaus seine Berechtigung hat. Gerade im deutschsprachigen Raum gibt es unter dem Einfluss des Deutschen Idealismus, aber auch Nietzsches und Heideggers, Spielarten des philosophischen Diskurses, deren Verhältnis zur Sprache durchaus kritisch zu hinterfragen wäre.

4.3.2 Die analytische Philosophie und das Problem des Historizismus³⁶⁵

Allgemein unterscheidet die analytische Geschichtsphilosophie zwischen „spekulativer“

³⁶⁵ Popper bleibt hier unerwähnt, da er bereits im vorangegangenen Abschnitt besprochen wurde.

Geschichtsphilosophie und „analytischer“, wobei letztere als Gegenentwurf zur ersteren verstanden wird. Der Terminus „spekulative Geschichtsphilosophie“ ist dabei in etwa deckungsgleich mit dem, was wir oben „traditionelle Geschichtsphilosophie“ genannt hatten. Der hier vorgestellte Ansatz steht nun zwischen diesen beiden Polen. Einerseits basieren die theoretischen Konstrukte der hier entworfenen Zykentheorie auf einer Kritik der Voraussetzungen traditioneller geschichtsphilosophischer Ansätze, andererseits wird in Abgrenzung zur analytischen Geschichtsphilosophie durchaus versucht, eine inhaltlich positiv bestimmte, nicht rein methodologische Geschichtsphilosophie zu entwerfen.

Mögliche Kritik aus dem Lager der analytischen Philosophie zu antizipieren ist nun insoweit schwierig, als keineswegs eine einheitliche Position der analytischen Geschichtsphilosophie gibt. Nach Schiffer gibt es drei Hauptrichtungen derselben.³⁶⁶ (1) Die Vertreter des sog. Covering-Law-Modells der historischen Erklärung (insbesondere K. Popper, C. G. Hempel, E. Nagel) (2) die Vertreter eines narrativen Erklärungsmodells (insbesondere W. H. Dray, A. C. Danto) und (3) die Befürworter einer prinzipiellen Unterscheidung von kausalen und intentionalen Erklärungsverfahren (insbesondere v. Wright). Nun alle drei Positionen einer Kritik zu unterziehen, würde den Rahmen dieses Textes sprengen. Wir werden uns daher mit Position (1) auseinandersetzen, wenngleich diese in der gegenwärtigen analytischen Philosophie nicht mehr allzu stark vertreten ist. Eine Auseinandersetzung lohnt dennoch, und zwar aus folgendem Grund:

Die Positionen (1) bis (3) können nach dem bisherigen Stand unserer Theorieentwicklung wie folgt aufgefasst werden: Nach der Positionen (1) hat sich Historiographie prinzipiell dem formal-deduktiven Denken zu unterwerfen, nach (2) verfährt sie nach der den Naturwissenschaften fremden induktiv-narrativen Methode, und nach (3) haben beide methodischen Ansätze ihre je eigene Berechtigung. Nach dem bisher Gesagten steht der Verfasser der Position (3) am nächsten. Da jedoch die Zykentheorie speziell einen Beitrag zur Historiographie im Sinne von (1) darstellt, ist es angebracht, Position (1) der analytischen Geschichtsphilosophie mit dem hier vorgestellten Theorieentwurf zu vergleichen. Wir werden uns daher paradigmatisch mit dieser Form der Geschichtsphilosophie anhand der Einführung von Karl Acham³⁶⁷ auseinandersetzen.

Acham verteidigt, etwa in Abgrenzung gegen Einwände Niensens³⁶⁸, den Status der Historiographie als einer *nomothetischen* Wissenschaft³⁶⁹:

Es ist nicht einzusehen, warum im Bereich der gesellschaftswissenschaftlichen Forschung *a priori* unmöglich sein soll, was im Bereich der Naturwissenschaften bereits Wirklichkeit geworden ist.³⁷⁰

³⁶⁶ Schiffer (1980), S.26.

³⁶⁷ Vgl. Acham (1974).

³⁶⁸ Vgl. Nielsen (1958).

³⁶⁹ Der Unterschied von „nomothetischer“ (oder auch „nomologischer“) und „idiographischer“ Wissenschaft geht auf Wilhelm Windelband (1848-1915) zurück, und wird bis heute als Charakterisierung der Unterscheidung von Naturwissenschaften und bestimmten kultur- bzw. Geisteswissenschaftlichen Richtungen gebraucht; vgl. Lamnek, (1995a), 221f.

³⁷⁰ Acham (1974), S. 160.

Genauer tritt Acham für eine Geschichtswissenschaft nach dem Ideal einer sogenannten *covering law theory* ein:³⁷¹

[Eine solche] bildet als theoretischer Satz (theoretisches Satzsystem) nicht mehr einen 'zufälligen' Zusammenhang ab, sondern gleichsam das Bildungsgesetz der 'Zufälle'; sie wird insofern als 'notwendig' bezeichnet, als sich aus ihr – in Konjunktion mit den spezifischen historischen Wirkungsbedingungen – das singuläre Explanandum [...] als logisch notwendige Konklusion ableiten lässt.³⁷²

Die Kritik der analytischen Geschichtsphilosophie gegen „spekulative“ geschichtsphilosophische Theorien richtet sich nicht gegen den tatsächlichen oder vermeintlichen nomothetischen Charakter der letzteren, sondern gegen deren Holismus:

Die spekulativen Systeme [...] versuchen eine allgemeine Theorie der Geschichtsentwicklung vom Anfang bis zum Ende des historischen Prozesses aufzustellen; sie suchen das die Geschichte leitende Entwicklungsgesetz, die für den sozialen Wandel konstitutiven Ursachen sowie den Zweck oder Sinn der Geschichte festzustellen.³⁷³

Das so charakterisierte historizistische Unternehmen wird von Acham in Einklang mit der analytischen Tradition³⁷⁴ abgelehnt:

Der Nutzen der Beschäftigung mit der Geschichte kann niemals darin liegen, daß sie uns – im Sinne historizistischer Aspirationen – Einblick in den vermeintlich unausweichlichen Gang des Weltgeschehens verschafft, auf daß wir uns diesem rechtzeitig anzupassen in der Lage wären; vielmehr kann er, wie Georg Klaus und Hans Schulze bemerken, mit dem Nutzen verglichen werden, den die Analyse der besten Schachpartien, die im Laufe der Geschichte des Schachspiels von den bedeutendsten Schachmeistern gespielt wurden, für einen heute tätigen Schachmeister bzw. für den Aufbau einer modernen Schachtheorie hat.³⁷⁵

Da Acham keine systematische Widerlegung des Historizismus vornimmt, muss hier versucht werden, die Gründe Achams bzw. der Gemeinschaft der analytischen Geschichtsphilosophen³⁷⁶ hypothetisch zu rekonstruieren. Es scheint weniger ein epistemi-

³⁷¹ Dieser Terminus geht auf W.H. Dray zurück, bezeichnet aber eine Konzeption wissenschaftlichen Erklärens, das von K.R. Popper (2001) und den Neopositivisten C.G. Hempel (1942) stammt. „Die Popper-Hempelsche Konzeption der Erklärung läuft in ihrer einfachsten Formulierung auf die Behauptung hinaus, daß die Rechtfertigung einer erklärenden Aussage von der Art: A tat H wegen U, den Nachweise involviert, daß die Anfangsbedingungen U auf A zutreffen und daß ein Gesetz von der Form besteht: Wenn U für Individuum von der Art A zutrifft, dann wird immer; oder: dann wird mit der und der *Wahrscheinlichkeit*, etwas geschehen, was als Handlung von der Art H klassifizierbar ist. Oder anders gewendet: Die notwendige, wenn auch nicht die hinreichende Bedingung dafür, daß eine Erklärung als erklärend akzeptiert wird, besteht in jedem beliebigen Wissenschaftsgebiet darin, daß die zu erklärende Aussage
– ableitbar ist aus einer Aussage oder einer Menge von Aussagen, welche ein sogenanntes universelles oder deterministisches Gesetz formulieren, zusammen mit einer Aussage über Anfangsbedingungen; oder daß die zu erklärende Aussage
– ableitbar aus einer Aussage oder einer Menge von Aussagen, die ein sogenanntes probabilistisches oder statistisches Gesetz formulieren, zusammen mit einer Aussage über Anfangsbedingungen.“ Vgl. a.a.O. S.162. Eine alternative Diskussion der *covering law theory* findet sich in Jocks (1980), S.124ff.

³⁷² A.a.O. S.58.

³⁷³ A.a.O. S.20.

³⁷⁴ Vgl. etwa Jocks (1982), S.82: „Die der gesamten analytischen Geschichtsphilosophie zugrunde liegende Ablehnung historischer Entwicklungsgesetze muß zu einer Atomisierung einzelner Kausalzusammenhänge führen.“

³⁷⁵ Vgl. Acham (1974), S.350.

³⁷⁶ Außer Acham wäre hier exemplarisch Patrick Gardiner, Arthur C. Danto und Morton White zu nennen. Vgl.

scher Unterschied zwischen einer globalen Gesetzmäßigkeit „der Geschichte“, und einzelne das historische Geschehen determinierenden kausalen Gesetzmäßigkeiten soziologischer oder allgemein-psychologischer Art konstatierbar zu sein. Ein solcher ließe sich auch schwer aufrecht erhalten. Dem Hinweis, dass im ersten Fall unberechtigter Weise apodiktisch einer „Ganzheit der Geschichte“ eine gesetzmäßige Determination unterstellt werde, wo doch zunächst einmal eine – im Sinne Descartes' – *Analyse der Historie* zu stehen habe, kann begegnet werden: Auch der Lauf der Planeten lässt sich nämlich sehr genau und über einen langen Zeitraum hinaus berechnen, ohne eine entsprechende Vorhersage auch für das Wetter der Atmosphäre des Planeten treffen zu können. Die deterministische Beschreibung von Systemen kann also bezüglich diverser Einzelaspekte durchaus auch dann möglich sein, wenn dies nicht in gleichem Maße für Teilsysteme möglich ist.

Dennoch scheint es einem im Sinne der analytischen Philosophie am Vorbild der Naturwissenschaften geschulten Denken fremd, einen analogen Schluss für das Verhältnis (1) der „Geschichte als Ganzes“ und (2) den „kausalen Wirkungsmechanismen bezüglich soziologischer und psychologischer Einzelzusammenhänge“ zuzulassen. Ein Argument hierfür könnte darin bestehen, dass die Bahnbewegung und das Wetter eines Planeten derart als entkoppelt anzunehmen sind, dass letzteres erstere nur in einem vernachlässigbaren Maße beeinflussen dürfte. Im Gegensatz hierzu ist jedoch davon auszugehen, dass der Zusammenhang zwischen (1) und (2) nicht in gleicher Weise als entkoppelt anzunehmen ist. Mit dem gleichen Argument ließe sich aber das Bemühen um eine wissenschaftliche Theorie von der Ökonomie hinterfragen, die in der Regel auch nur höchst bescheidene und unvollständige theoretische Annahmen über das Verhalten des Menschen enthalten. Volkswirtschaftliche Theorien dürften aber Seiten der analytischen Philosophie durchaus nicht in gleicher Weise abgelehnt werden wie der Historizismus.

Es muss also ein anderer Grund sein, der historizistisches Denken für die analytische Philosophie obskur erscheinen lässt. Dieser besteht nach Ansicht des Verfassers darin, dass historische Forschung, die sich kausalen Wirkungsmechanismen bezüglich diverser *Einzelzusammenhänge* widmet, insofern „objektiv“ ist, als von dem die Wissenschaft betreibenden Subjekt bei derartiger historischer Forschung abstrahiert werden kann. Eine Geschichtsphilosophie, die hingegen so etwas wie einen „*Sinn* allen historischen Geschehens“ apostrophiert, ist in dieser Hinsicht nicht „objektiv“. Denn jede subjektive Sinnsetzung ist eingebunden in einen lebensweltlichen Zusammenhang, der seinerseits wiederum ein Teil der historisch gewachsenen Gegenwart und damit letztlich wiederum Teil der Geschichte ist. Die aus einem philosophischen Verhältnis zur Geschichte gespeiste subjektive Sinnsetzung wird aber erst unter einer holistischen Perspektive auf die Geschichte möglich. Historizistische Standpunkte, wie sie etwa von Spengler, Toynbee und anderen vertreten wurden, sind, weil sie im Zusammenhang mit einer *Sinngebung* holistisch, also den „*Sinn* der Geschichte“ in Augenschein nehmend,

weltanschaulich nicht neutral.³⁷⁷ Eben diese weltanschauliche Färbung ist nun in den Augen der analytischen Geschichtsphilosophie das diskreditierende Kainsmal des Historizismus. Sie passt nicht in ein „wissenschaftliches Weltbild“ dem die analytische Tradition im Großen und Ganzen verpflichtet ist.

Neben einer nicht zu leugnenden „metaphysischen Scheu“ der analytischen Philosophie (ebenso wie des modernen Menschen) gibt es gute Gründe, die weltanschaulichen Implikationen geschichtsphilosophischen Denkens kritisch zu reflektieren. Philosophie bewegt sich hier freilich stets auf einem schmalen Grat: Der vorschnelle Schluss „aufs Ganze“, als der eine weltanschauliche Positionsbestimmung stets verstanden werden kann, hat sich historisch mehr als einmal als äußerst problematisch erwiesen. Die gegenläufige Bewegung einer Fokussierung auf Einzelfragen mag zwar weniger gefährlich sein, droht aber vor allem für die Philosophie in weitgehender Belanglosigkeit zu enden. Die vorgestellte Zyklentheorie – insbesondere in ihrer abstrakten Formulierung – besitzt ein Maß an Allgemeinheit, das es leicht ermöglicht, die hier vorgestellte Zyklentheorie „bloß“ als Modell zu verstehen und sich so auf mehr oder weniger elegante Weise jeder analytischen Fundamentalkritik zu entziehen. Dies wäre allerdings nicht ganz ehrlich, denn die in Abschnitt 2.5 dargelegte Pragmatik negiert die prinzipielle Möglichkeit einer traditionellen Geschichtsphilosophie ja durchaus nicht, impliziert aber, dass eine solche stets nur unter Zuhilfenahme zusätzlicher Annahmen aus dem hier vorgestellten Zyklenmodell gewonnen werden kann. Im Falle der traditionellen Geschichtsphilosophie sind diese Annahmen von durchaus starkem Charakter; ihre Akzeptierung stellt letztlich ein Moment des Glaubens dar, wodurch aus begrifflichen Konstrukten eine Weltanschauung wird. Insofern diesem Unternehmen also nicht ausgewichen werden soll, wäre aber zu fordern, die weltanschaulichen Prämissen im philosophischen Diskurs klar zu benennen.³⁷⁸

4.3.3 Zum Verhältnis von nomothetischer und idiographischer Historiographie

Da Acham für eine nomothetische Historiographie eintritt, wir aber im Abschnitt 1.2.1 vor allem idiographische Momente als charakteristisch für die Geschichtswissenschaften herausgestellt haben, sind ein paar klärende Bemerkungen zum Verhältnis von idiographischer und nomothetischer Historiographie notwendig.³⁷⁹

Zunächst einmal ist Acham kein simpler Nomothetiker in dem Sinne, dass er idiographische Elemente gänzlich aus der Historiographie verbannen möchte:

Sie [die *covering law theory*] besagt mit Bezug auf das Wechselverhältnis von Idiographie und Nomothetik eben gerade nicht, daß sich der Historiker von seinem Geschäft der Darstellung von singulären Anfangsbedingungen abwenden soll. Was sie allein fordert, ist die potentielle Rückführung von Erklärungen singulärer historischer Fakten auf die für sie kon-

³⁷⁷ Zum Zusammenhang von Sinn, Wert und (subjektiver) Weltanschauung siehe Rohracher (1961), S. 100-106.

³⁷⁸ Diese Limitation der wissenschaftlichen Rationalität besitzt in Kant durchaus einen prominenten Ahnen.

³⁷⁹ Vgl. hierzu auch Lorenz (1997), S.212ff und Simmel (1922), S.48ff.

stitutiven Theorien, deren Exaktheit und Reichweite erst über die oftmals behauptete Allgemeinheit der in Betracht stehenden Erklärungen Aufschluss geben kann.³⁸⁰

Es beschleicht einen hier unweigerlich der Verdacht, dass in Anbetracht der offenkundigen verschiedenen methodischen Praxis etwa der Historiographie³⁸¹ und der Physik dennoch ein einheitlicher Methodenbegriff der Wissenschaft allgemein aus ideologischen Gründen gerettet werden soll. Selbstverständlich muss es einen allgemeinen Begriff von Wissenschaft geben. Doch ist nicht einzusehen, weshalb dieser auch eine Einheit in der *Methode* mit einschließen soll, da durchaus ein methodisch unterbestimmter Begriff von Wissenschaft denkbar ist.

Das genannte Zitat gesteht einerseits zu, dass die *Praxis* des Historikers größtenteils nicht den Charakter nomothetischer Wissenschaft trägt, aber andererseits eine solche dennoch das wesentliche Bestimmungsmerkmal der *Geschichtswissenschaften* sein sollte, während Idiographie auf die Klärung von Randbedingungen gesetzmäßig zu erklärender Prozesse herabgewürdigt wird. Andererseits wird lediglich von einer nur „potentiellen Rückführung“ von Erklärungen singulärer historischer Fakten auf die für sie konstitutiven Theorien gesprochen, wohl wissend, dass von Historikern geschriebene Geschichte in der Regel eben *nicht* reduktionistisch-nomothetischen Charakter trägt. Dies wird auch implizit zugegeben:

Schließlich ist [...] der Hinweis von Wichtigkeit, daß die Gesetze in historischen Erklärungen meist nicht explizit erwähnt werden und nach der Auffassung von Popper und Hempel auch gar nicht erwähnt werden müssen.³⁸²

Mit anderen Worten: Was im Sinne der *covering law theory* wesentlich an der Historiographie ist, wird zumeist nicht ausgesprochen, während ein Einzelaspekt – die „idiographische“ Klärung von Randbedingungen gesetzmäßiger Prozesse – die Tätigkeit des Historikers größtenteils bestimmt. Der Verdacht erhärtet sich, dass (aus ideologischen Gründen) ein einheitliches Methodenideal verteidigt werden soll, welches in der Praxis der einzelnen Wissenschaften (hier der Historiographie) nicht aufzufinden ist. In der Tat liegen schon zwischen Physik und Mathematik aus methodischer Sicht Welten, da erstere stets mit der Aufgabe konfrontiert ist, gewisse empirische Sachverhalte zu *interpretieren*, was die Mathematik niemals zu leisten hat.³⁸³ Die Frage, wie angesichts dessen

³⁸⁰ Acham (1974), S.172.

³⁸¹ Aus den Darstellungen von Faber (1978) S.18ff. ist ersichtlich, dass bis auf Weiteres die Unterscheidung von idiographischer und nomothetischer Wissenschaft aus der Perspektive der Geschichtswissenschaften als weitgehend allgemein anerkannt gelten kann.

³⁸² Vgl. Acham (1974), S.163.

³⁸³ Die methodische Differenz zwischen Mathematik und Physik ist grundlegender Art und beginnt etwa schon bei dem Charakter der verwendeten Termini. Die terminologischen Begriffe der Mathematik tragen rein definitorischen Charakter. Mathematische Forschung kann niemals den Gehalt eines Begriffes erweitern. Intensional verschiedene Begriffe der Mathematik sind dennoch identisch, wenn mit logischen Mitteln deren Äquivalenz gezeigt werden kann. Intensional verschiedene Begriffe der Physik können indes auch dann identisch sein, wenn eine logische Äquivalenz nicht gezeigt werden kann, wohl aber eine extensionale Identität. Letzteres geschieht mittels der Empirie, etwa wenn der Begriff „Planet Mars“ einmal als „vierter Planet im Sonnensystem“, ein anderes Mal mittels alleinstellender Charakteristika seines Frequenzspektrums definiert wird. Wenn aber schon der Gebrauch sprachlicher Termini in der Mathematik und der Physik gänzlich verschieden ist, wie kann dann eine Identität der wissenschaftlichen *Methode* in beiden Disziplinen behauptet werden?

ein einheitliches Methodenideal *aller* Wissenschaften verteidigt werden kann, bleibt unbeantwortet.

Gleichwohl gibt es ein wichtiges Motiv, für ein univokes Wissenschaftsverständnis³⁸⁴ einzutreten, das es verdient, berücksichtigt und ernst genommen zu werden. Wird ein solches nämlich von vornherein abgelehnt, dann ist ein wissenschaftstheoretischer Relativismus die naheliegendste Position. Dies zu vermeiden ist aber durchaus berechtigt. Eine Alternative zum Relativismus könnte etwa ein methodischer Pluralismus sein, der diverse Methodologien in ihrem jeweiligen Nutzen, aber auch ihren jeweiligen Grenzen zu artikulieren und gegeneinander abzugrenzen vermag. Eine solche Position wollen wir als *systematischen Methodenpluralismus* bezeichnen. Die relativistische Position als solche beinhaltet keinen positiven Inhalt, da sie im Wesentlichen in einer Negation besteht, während ein *systematischer Methodenpluralismus* tatsächlich eine *positive Theorie* darstellen würde, die erst einmal formuliert sein will. Eine solche würde eine weit anspruchsvollere Alternative zum Relativismus darstellen, als ein univoker Wissenschaftsbegriff liefert.³⁸⁵ Es ist hier nicht der Ort, die Theorie eines systematischen Methodenpluralismus zu entwickeln. Es sei nur darauf verwiesen, dass es Ansätze zu einem systematischen Methodenpluralismus durchaus gibt, etwa im Kontext der Psychologie.³⁸⁶ Eine Theorie eines systematischen Methodenpluralismus müsste schließlich auch die für uns hier bedeutsame Unterscheidung von idiographischer und nomothetischer Wissenschaft liefern. Eine solche soll nun abschließend und durchaus mit dem Charakter des Vorläufigen skizziert werden:

Im Verständnis idiographischer Forschung geht es deshalb um die Erkenntnis des Einzelnen, Besonderen und Einzigartigen. Eine solche stellt sich als Gegensatz einer auf die Erkenntnis allgemeiner Gesetze ausgerichteten, nomothetischen Wissenschaft dar. Diese begriffliche Differenzierung ist jedoch nur teilweise zutreffend. Es stimmt nämlich nicht, dass es idiographischer Wissenschaft nicht um allgemeine Erkenntnis geht. Allein der epistemische Status des Allgemeinen ist bei idiographischem Vorgehen anders als bei nomothetischem. Nomothetische Wissenschaft formuliert Gesetze, die durch die Empirie – im Rahmen gewisser Fehlergrenzen – eindeutig erfüllt oder nicht erfüllt sein können. Nun führt aber auch idiographische Wissenschaft zu allgemeinen Erkenntnissen. Allein das Allgemeine, worum es ihr geht, ist von gänzlich anderem Charakter. Die allgemeinen kognitiven Horizonte nomothetischer Wissenschaft beziehen sich auf Gesetze, die in eindeutig zuschreibbaren Termini formuliert sind. In idealer Form sind solche Termini nur in der Mathematik anzutreffen. Schon physikalischen Begriffen wie

³⁸⁴ Vgl. Wimmer (1974), S.84ff.

³⁸⁵ Nur angemerkt sei, dass auch im interkulturellen Diskurs, etwa in der Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Traditionen Chinas oder Indiens, ein univoker, dem okzidentalischen Denken entstammender Wissenschaftsbegriff wenig hilfreich ist. Vgl. Wimmer (2004), S.33.

³⁸⁶ Vgl. Laucken (2003). Laucken bemüht sich in seinem Entwurf zu einer theoretischen Psychologie darum, drei *Denkformen* in systematischer Weise gegeneinander abzuheben: Die sog. *physische*, also physikalisch-naturwissenschaftliche Denkform, die sog. *semantische*, welche etwa in der soziologischen Systemtheorie zum Tragen kommt, und die sog. *phänomenale*, verstehend-nachempfindende Denkform, welche etwa in der Gesprächspsychotherapie gefordert ist.

etwa „Zeit“ kommt eine gewisse begriffliche Unschärfe zu, insoweit die physikalische Grundlagenforschung die Frage „Was ist Zeit?“ noch in irgendeiner Hinsicht nicht befriedigend beantwortet hat.

Bei weitem ausgeprägter ist die begriffliche Unschärfe im Kontext historischer Forschung.³⁸⁷ Es besteht dabei aber kein Grund, die wissenschaftliche Tätigkeit in den Nebelschwaden des Irrationalismus verschwinden zu sehen. Denn es gibt durchaus eine Klasse sprachlicher Begriffsbildungen, die nicht streng univoken Charakter haben wie die Begriffe der Mathematik, aber dennoch im wissenschaftlichen Kontext gebraucht werden, nämlich *typologische Begriffe* oder Typen³⁸⁸, wie wir es bereits getan hatten. Beispiele liefern etwa psychiatrische Klassifikationssysteme wie das von der WHO herausgegebene ICD-10.³⁸⁹ Diese in der Praxis verwendeten begrifflichen Konstruktionen zur Klassifikation von psychischen Störungen bestehen in der Regel aus *Merkmalslisten*, von denen eine Mindestanzahl diagnostizierbar sein muss. Eines dieser Merkmale lautet etwa für die „dissoziale Persönlichkeitsstörung“ „Herzloses Unbeteiligtsein gegenüber den Gefühlen anderer“³⁹⁰. Neben dem Umstand, dass dieses Merkmal keineswegs eine scharf umgrenzte Eigenschaft darstellt, ist vor allem bemerkenswert, dass etwa im Falle der genannten Persönlichkeitsstörung die Diagnose von drei der insgesamt sechs Merkmalen ausreicht, um die Störung zu diagnostizieren. Typologische Begriffe dieser Art können als Operationalisierung des Sprachkonzeptes des späten Wittgensteins verstanden werden. An die Stelle *einer* definierenden Eigenschaft tritt eine Menge von Merkmalen, die zum einen relativ unscharf umschrieben werden, und zum anderen nicht alle von der zu referenzierenden Gegebenheit getragen werden müssen. Bei typologischen Begriffen handelt es sich um Operationalisierungen von Ähnlichkeitsfamilien.

Es versteht sich von selbst, dass kausale Theorien sich auf der Grundlage typologischer Begriffe unweit schwerer entwickeln lassen als auf Grundlage definitorischer, univoker Begriffe, wie sie in der Mathematik gebräuchlich sind. Sollte aus dem Vorhandensein einer bestimmten Persönlichkeitsstörung ein kausaler, formal-logischer Schluss gezogen werden, so würden – unter der Voraussetzung, dass das Problem der unscharfen Einzelmerkmale gelöst werden könnte – logische Beweise in unangenehmer Weise aufgebläht. Im Falle einer Schlussfolgerung in Form definitorischer Termini würden sich bei sechs

Merkmalen bis zu $\binom{6}{3} = 20$ Einzelbeweise ergeben.³⁹¹ Die Komplexitätssteigerung bei komplizierteren Schlussformen dürfte nicht zu bewältigen sein, zumal hierbei immer noch die begriffliche Unschärfe der einzelnen Termini als Problem hinzu käme.

³⁸⁷ Jacob Burckhardt stellt in diesem Sinne fest: „Philosophische und historische Begriffe sind wesentlich verschiedener Art und verschiedenen Ursprungs; jene müssen so fest und geschlossen als möglich, diese so flüssig und offen als möglich gefaßt werden.“ Vgl. Burckhardt (2007), S.825.

³⁸⁸ Zur Rolle „typologischer Begriffe“ bzw. „Typen“ in der Geschichtswissenschaft siehe Faber (1978), S. 89ff.

³⁸⁹ Vgl. Dilling (2000).

³⁹⁰ Vgl. a.a.O. Nr. F60.2.

³⁹¹ So viele Möglichkeiten gibt es kombinatorisch, aus sechs Merkmalen drei auszuwählen.

Dieser formalen Schwierigkeit entspricht eine konkrete der historiographischen Nomo-
thetik. Angenommen, wir wollten historiographische Gesetze im Sinne der *covering law
theory* formulieren. Wie bereits festgestellt (vgl. Anmerkung 371) hätten solche Gesetze
folgende Form: *Unter der Voraussetzung, dass die Anfangsbedingungen A auf die histo-
rischen Umstände U zutreffen, ergibt sich nach dem deterministischen oder probabilis-
tischen Gesetz mit Sicherheit oder einer gewissen Wahrscheinlichkeit die Folge F.*

Nehmen wir nun einmal ein einfaches und in einem gewissen Sinne durchaus als wahr
anzunehmendes historisches Gesetz: *Wenn ein politischer Verbund sich dazu ent-
schließt, einen Krieg zu führen, so entstehen für diesen Verbund Kosten.* Dieser Satz ist
sicher wahr im Sinne einer Quasi-Theorie, also einer historisch beschränkten Verallge-
meinerung.³⁹² Soll ein für die Moderne zweifelsohne gültiger Satz aber zu einem univer-
sell gültigen historischen Gesetz verallgemeinert werden, ergeben sich schwerwiegende
Probleme: Sind steinzeitliche Stammeskämpfe als Kriege zu bezeichnen? Was ist unter
Kosten zu verstehen in Kulturen, die kein Geld kennen? Ferner: Ist es nicht so, dass eine
mittelalterliche Fehde zweier Adelsgeschlechter einen „Krieg“ ganz anderer Art darstellt
als der Erste Weltkrieg? Gleich die mittelalterliche Fehde zweier Adelsgeschlechter nicht
vielleicht eher der gewaltsamen Auseinandersetzung zweier Mafia-Clans, die im moder-
nen Kontext nur *per analogiam* als „Krieg“ bezeichnet wird, ähnlich wie auch ein
„Nachbarschafts-Krieg“ kein moderner Krieg oder eine „Übernahme-Schlacht“ in der
Wirtschaft keine moderne Schlacht darstellt? Man könnte versuchen, dieses Problem
durch konsequente Abstraktion zu lösen, läuft aber offenkundig Gefahr, triviale Gesetze
der Art *„Jede Handlung erfordert einen gewissen Aufwand“* zu Tage zu fördern. Die
Kenntnis derartiger Trivialgesetze spielt natürlich in der Historiographie ebenso eine
Rolle wie beim Verständnis einer Tageszeitung. Wesentliche Bedeutung in dem Sinne,
dass sie als Signum der Wissenschaftlichkeit historiographischer Tätigkeit angesehen
werden könnten, haben sie indes nicht.

Wesentlich ist vielmehr folgendes: „Was“ ein „Krieg“ „ist“, ist historiographisch nicht
ein für alle Mal festgelegt. Dies gilt allgemein für historische Geschehnisse, denn was
sie darstellen, sind sie in der Summe der Urteile und Emotionen aller involvierten Per-
sonen, historiographisch gesehen unter Einschluss des Historikers. Für den modernen
Menschen hat Krieg häufig einen ausgesprochen technischen Charakter, während „rit-
terliche Tugenden“ oder „göttliche Schicksalsfügungen“, die für den mittelalterlichen
Menschen eine weit bedeutendere Rolle in Hinblick auf Kriege gespielt haben mögen,
dagegen eher in den Hintergrund treten.

Das Problem in ihrer Gültigkeit zeitlich nicht eingegrenzter Termini in der Geschichts-
wissenschaft wird durchaus auch von Historikern reflektiert. So schreibt etwa Faber, als
ein Historiker, der sich gründlich mit den methodologischen Fundamenten seiner Wis-
senschaft auseinandergesetzt hat:³⁹³

„Sogenannte 'Kryptotypen'^[...] – wie etwa Staat, Gesellschaft, Demokratie – sind zweidimen-

³⁹² Vgl. zum Terminus Quasi-Theorie Acham (1974), S.155.

³⁹³ Faber (1978) widmet sich der Theorie der Geschichtswissenschaften.

sional. Ein und derselbe Terminus bezeichnet einmal eine Merkmalskombination von zeitlich oder regional eingeschränkter Geltung – 'Staat' als die politische Organisationsform der Neuzeit, 'Gesellschaft' als die unpolitische 'Societas civilis' seit dem 18. Jahrhundert, 'Demokratie' als die moderne Massendemokratie^{[...] – das andere Mal einen Oberbegriff von überregionaler und überzeitlicher Allgemeinheit. Der Historiker mißtraut der zweiten Spielart, sofern sich derjenige, der solche Typenbegriffe von großer Allgemeinheit gebraucht, nicht der Herkunft der verwendeten Termini aus einer bestimmten Situation bewußt bleibt. [...] Da es jedoch weder im alltäglichen Sprachgebrauch noch in der Fachterminologie Ausdrücke gibt, die 'einfach' historische Tatbestände bezeichnen, kommt man nicht umhin, die Begriffssprache des Historikers – nicht die verwendeten Eigennamen – als einen Komplex von Typenbegriffen anzusprechen, die sich nach dem Grad ihrer Allgemeinheit klassifizieren lassen^[...].“³⁹⁴}

Die Bedingtheit der Bedeutung historiographischer Begriffe sowohl durch die Zeit des referenzierten historischen Geschehens wie durch die Person des Historiographen macht ein streng nomothetisches Wissenschaftsverständnis im Sinne der *covering law theory* für die historischen Wissenschaften unmöglich.³⁹⁵ An die Stelle *univok definierter* Begriffe treten *typologische* Begriffe, an die Stelle *historischer Gesetze*³⁹⁶ treten bestenfalls *Regeln*. Letztere sind nicht identisch mit probabilistischen Gesetzen, da Regeln hier verstanden werden sollen als postulierte qualitative Regelmäßigkeiten, die unter Umständen aber auch Ausnahmen zulassen. Es darf nicht vergessen werden, dass probabilistische Gesetze – wie etwa die der Quantenmechanik – stets zu *berechenbaren* Wahrscheinlichkeitswerten führen müssen. Sätze wie „*Es ist wahrscheinlich, dass...*“ bleiben eben qualitativ und damit regelhaft unscharf, solange nicht geklärt ist, ob damit $p \geq 0,5$, $p \geq 0,8$ oder $p \geq 0,95$ oder sonst eine exakte Bedingung gemeint ist. Um nun die hier vorgestellte Zyklentheorie im Kontext der analytischen Geschichtsphilosophie zu positionieren, ist es wichtig zu verstehen, dass die Unterscheidung nomothetisch vs. idiographisch nicht als binäre Codierung zu interpretieren ist. Jede Wissenschaft hat mit universellen Gesetzen bzw. Regeln zu tun und – außer vielleicht der Mathematik – ebenso mit der Charakterisierung von Einmaligem. Allein die *Gewichtung* dieser beiden Aspekte ist eben sehr unterschiedlich, und für die historischen Wissenschaften bleibt die idiographische Arbeit ein Betätigungsfeld, welches in erheblichem Maße die Tätigkeit des Wissenschaftlers prägt.

Das Zyklenmodell liefert nun ein Modell dafür, wie die Geschichtsschreibung interner, autochthoner, ideengeschichtlicher Entwicklungen allgemeiner beschrieben werden kann. Dieses Modell ist als ein *typologisches Raster* zu verstehen, welches ähnlich flexibel zu interpretieren ist wie typologische Klassifizierungen in der Medizin, wo etwa zwischen typischen und atypischen Krankheitsverläufen unterschieden wird. Aspekthafte und partielle Anwendbarkeit führen weiter dazu, dass zyklentheoretische Analyse

³⁹⁴ Vgl. a.a.O. S.93.

³⁹⁵ Für den Versuch einer nomothetischen Geschichtswissenschaft, hier auch „allgemeine Geschichtswissenschaft“ genannt, siehe Bossard (1990).

³⁹⁶ Simmel fasst diesen Terminus folgendermaßen: „Gesetze eines Geschehens überhaupt wird man, ohne Widerspruch zu finden, als einen Satz definieren können, demgemäß der Eintritt gewisser Tatsachen unbedingt – also jederzeit und überall – den Eintritt gewisser anderer zur Folge hat.“ Simmel (1922), S. 96.

die Besonderheiten einzelner historischer Entwicklungen nicht durch die Applizierung eines unveränderlichen begrifflichen Rasters verdeckt.

Verlaufstypen wie das hier vorgestellte Zyklenmodell sind an und für sich den Geschichtswissenschaften nichts Fremdes, und es gibt durchaus Historiker, welche sich ausdrücklich für Theoriebildung typologischer Art auch innerhalb der historischen Wissenschaften einsetzen.³⁹⁷ So gesehen mag es allein das hohe Maß der begrifflichen Komplexität sein, welches bei Historikern angesichts von Ansätzen wie dem hier vorgestellten Skepsis hervorruft. Gerade deshalb sollte man sich bewusst sein, dass in den Geschichtswissenschaften implizit beständig von Verlaufstypen Gebrauch gemacht wird, welche durchaus ebenfalls ein gewisses Maß an Komplexität besitzen, etwa wenn man an den Begriff der „Revolution“³⁹⁸ im Kontext der politischen Geschichte der Neuzeit denkt.

4.4 Fazit

Das möglicherweise unerwartete Ergebnis dieser Auseinandersetzungen mit den wichtigsten kritischen Positionen im Hinblick auf einer inhaltlich positiven Geschichtsphilosophie besteht darin, dass selbst die traditionelle Geschichtsphilosophie durchaus nicht als widerlegt gelten kann, wobei hierbei allerdings ein spezielles Verständnis derselben vorausgesetzt werden muss.

Die inhaltlich bedeutsamste Einwendung gegen die traditionelle Geschichtsphilosophie stammt von Jacob Burckhardt. Seine Vorbehalte treffen aber vor allem eine lineare, finalistische geschichtsphilosophische Konzeptionierung, welche allenfalls als der Spezialfall *eines* globalen Zyklus der Menschheitsgeschichte durch das Zyklenmodell zu rekonstruieren wäre. Darüber hinaus lässt Burckhardts methodischer Ansatz seiner *Weltgeschichtlichen Betrachtungen* bemerkenswert häufig Vorstellungen begrenzter stufenartiger und damit – so bei mehreren Kulturen ähnlich zu beobachten – zyklischer Entwicklungen erkennen. Derartige Ansätze zur zyklentheoretischer Abstraktion verfolgt Burckhardt indes nicht systematisch, sie lassen aber die hier vorgestellte zyklen-

³⁹⁷ Zu nennen sind hier etwa Kocka und Wehler. Vgl. Wehler (1979), Kocka (1975), aber auch Rösen, Süßmuth (1980), Meran (1975).

³⁹⁸ Im Sinne Fabers handelt es sich bei dem Begriff „Revolution“ um einen „Kryptotypus“, insoweit die typologische Begriffsbildung in der Regel nicht explizit gemacht wird. Gemäß dieses Verlaufstypus beinhaltet eine Revolution mindestens die folgenden drei Phasen: (1) Eine Phase der populären Unzufriedenheit und Krise, welche als *conditio sine qua non* dafür aufzufassen ist, dass ein politischer Umsturzversuch Erfolg hat. (2) Ein politischer Umsturzversuch, der in den Begriffen des bestehenden Systems als illegal anzusehen ist. (3) Das Herbeiführen und Stabilisieren einer neuen politischen Ordnung. Phase (2) ist hierbei selbstevident, während das Fehlen von Phase (1) den Begriff eines „Staatsstreichs“ nahelegen und das Fehlen von Phase (3) eine Revolte oder den Beginn eines Bürgerkrieges charakterisieren könnte. Das heißt, bei einem solchen komplexen Typus bringt bereits das Fehlen eines Definitionsmerkmals – anders als bei psychiatrischen Klassifikationen – einen Bedeutungswandel mit sich. So man die genannte typologische Charakterisierung des historiographischen Terminus der „Revolution“ im Sinne eines *komplexen* Typus als angemessen ansieht, sollte nun aber auch ein typologischer Begriff eines „autochthonen ideengeschichtlichen Zyklus“ im Sinne unseres Zyklenmodells annehmbar sein, wobei im Sinne der wesentlichen Pragmatik der Zyklen Theorie nicht impliziert ist, dass sich autochthone ideengeschichtliche Entwicklungen in Form des modellierten idealtypischen Zyklus vollziehen.

theoretische Methode, die ja a priori keinen Ausschließlichkeitsanspruch erhebt, als legitimen methodischen Ansatz für historische Forschung in Betracht kommen. Burckhardts Vorbehalte gegen vorschnelle Systematisierung bleiben aber auch als Warnung für zyklentheoretisch inspirierte Forschung bestehen. Insoweit die Zyklentheorie tatsächlich sinnvolle Ansätze für historische Forschung liefert, sollte sie nicht dadurch diskreditiert werden, dass sie in einer ideologisch motivierten, „gewaltsamen“ Weise angewendet wird.

Weiter konnte gezeigt werden, dass der Versuch einer Widerlegung des Historizismus durch Popper zumindest auf Grund seiner internen Argumentation nicht schlüssig ist. Er bezieht sich auf einen Historizismus, der von einem totalen Determinismus ausgeht. Ganz gleich ob diese Widerlegung nun gelungen sein mag oder nicht, wurde ein solcher totaler Determinismus aber von den Vertretern des Historizismus, die Popper mit seiner Widerlegung hauptsächlich treffen wollte – Marx und Spengler – gar nicht vertreten.

Dennoch verweist auch Poppers Kritik auf wichtige Gefahren, denen geschichtsphilosophisches Denken ausgesetzt ist: In je höherem Maße die Geschichte als determiniert angesehen wird, desto größer ist die Gefahr, dass das Postulat der menschlichen Freiheit dabei verloren geht. Dies ist offenbar auch von Popper so gesehen worden. Ein naturwissenschaftlich orientierter Determinist dürfte hierin kein grundsätzliches Problem sehen, soweit seine eigene Weltanschauung nicht in Frage gestellt oder relativiert wird. Damit werden aber erneut Affinitäten der Historiographie zu verschiedenen Weltanschauungen deutlich. Es gehört allerdings noch immer zur Grundlage unserer Gesellschaftsordnung, anzunehmen, dass die Zukunft als veränderbar angesehen wird. Dies sollte auch durch eine Geschichtsphilosophie nicht in Frage gestellt werden. Missbrauch durch totalitäre Ideologien, in der Form praktizierten Unrechts unter Berufung auf eine „historische Notwendigkeit“ mag jedenfalls für jede Geschichtsphilosophie ein warnendes Menetekel sein.

In der Auseinandersetzung mit der analytischen Geschichtsphilosophie stellte sich die Notwendigkeit heraus, das Verständnis der Historie als einer vornehmlich idiographischen Wissenschaft zu verteidigen, wobei dies um die typologische Begriffsbildung der Geschichtsschreibung zu ergänzen ist. Dies führte zu einer genaueren Charakterisierung des sprachphilosophischen Status' zyklentheoretischer Begriffe. Die hier vorgestellte Zyklentheorie stellt ein *typologisches Raster* dar, wobei eine „Typologie“ als Operationalisierung des Begriffs-Konzeptes der Familienähnlichkeit aufzufassen ist.³⁹⁹

Letztlich bleibt jede Kritik an geschichtsphilosophischem Denken, wie es hier verstanden wird, hypothetisch. Denn keine theoretische Betrachtung kann die Evidenz einer gelungenen Geschichtsschreibung ersetzen. Für die Zyklentheorie ergibt sich dabei vor allem das Feld der Kulturgeschichtsschreibung, in einer Weise, wie sie in Kapitel 2 und vor allem Kapitel 3 anhand mehrerer Beispiele angedeutet wurde. Aus diesem Grund

³⁹⁹ Zu beachten ist, dass die hier vorgestellte Zyklentheorie keine *inhaltlich bestimmten* historiographischen Begriffe wie „Krieg“, „Staat“, „Gesellschaft“ etc. enthält, sondern ihre Anwendung es mit sich bringt, gewisse historische Begebenheiten einer formalen *Interpretation* zuzuführen.

dürfte es nicht sinnvoll sein, sich auf den Pfad einer essentiellen zyklentheoretischen Geschichtsphilosophie im oben skizzierten Sinne zu begeben, bevor sich unser Zyklensmodell in einer schwächeren Pragmatik anhand einiger Beispiele als theoretischer Rahmen für Geschichtsschreibung bewährt hat – in Analogie zum Erfolg der Kuhn'schen Theorie im wissenschaftshistorischen Kontext.

KAPITEL 5: SPEKULATIONEN ÜBER DAS ENDE DER MODERNE

In diesem Kapitel verlassen wir den Boden der eigentlichen Zyklentheorie. Wir verlassen ferner den Boden dessen, was sich mit wissenschaftlicher Vorsicht aussagen lässt. Der Text nimmt daher im Folgenden einen gewissen essayistischen Charakter an. Der Verfasser möchte damit aufzeigen, welches *spekulative* Potential der hier entwickelten Zyklentheorie zukommt. Wir wollen versuchen, dieselbe heranzuziehen, um die geistesgeschichtliche Gegenwart der Moderne sowie der Menschheit in einer universalhistorischen Perspektive zu verorten. Dies ist stets das zentrale Anliegen der traditionellen, in analytischer Tradition „spekulativ“ oder „metaphysisch“ genannten Geschichtsphilosophie gewesen. Die Gedankengänge, die dabei eine Rolle spielen werden, sind in epistemischer Hinsicht vergleichbar mit spekulativer Chart-Analyse, wie man sie von der Analyse von Börsenkursen her kennt.⁴⁰⁰ Im Sinne unseres Verzichtes auf *Determinismus* als Teil des *instrumentellen Nominalismus* sind die sich mittels der Zyklentheorie erschließenden Perspektiven *nicht* zu verstehen als ein „Offenbarwerden des Weltplanes“, vielmehr stellen sie spekulativ Fragen an die Gegenwart, Fragen nach dem Schicksal der Kultur und dem Zusammenleben der Menschen auf diesem Planeten. Die Bewertung einer spekulativen Anwendung der Zyklentheorie erfolgt also nicht primär darüber, ob die Zyklentheorie zukünftige Ereignisse treffend antizipiert, sondern inwieweit sie uns hilft, die Gegenwart besser zu begreifen. Es zählt zu der zentralen Heuristik des hier entwickelten zyklentheoretischen Denkens, dass sich mit ihm die Gegenwart geschichtsphilosophisch verorten lässt. Damit begegnet das zyklentheoretische Denken einem Mangel einer solchen reflexiven Standortbestimmung der Gegenwart, den etwa Sloterdijk erkannt hat, wenn er konstatiert,

[...] daß uns, obwohl Haarsträubendes geschieht, kein 'Geschichtsbild' mehr zur Verfügung steht, das es in der Gegenwart erlaubt, sich zu datieren. Seit allgemein sich der Eindruck verbreitet, daß die Geschichte keinen Fahrplan hat, tasten wir uns durch ein prozessurales Niemandsland voran.⁴⁰¹

Sehen wir zu, ob für uns nicht doch noch ein Kompass auszumachen ist.

Für die folgenden Darlegungen ist noch eine Sprachregelung zu treffen. Wir hatten in Kapitel 2 die historische Epoche der Aufklärung einerseits und die bis heute wirkenden normgebende geistige Orientierung desselben Namens andererseits unterschieden. Dies können wir dahingehend präzisieren, als wir die *Aufklärung im zweiten Sinne* als *expliziten Begriff der Neuzeit* identifizieren. Er ist das Ergebnis der historischen Epoche der

⁴⁰⁰ Bei einer Chart-Analyse wird versucht, mit einer Vielzahl von Techniken von historischen Börsenkursen auf zukünftige Kursentwicklungen zu schließen. Dabei geht es vor allem darum, günstige Zeitpunkte für An- und Verkauf von Wertpapieren zu ermitteln.

⁴⁰¹ Vgl. Sloterdijk (1989), S. 66f.

Aufklärung, wobei dieser im Laufe der späten Neuzeit gewisse Modifikationen erfuhr, was zyklentheoretisch einer zunehmend indirekten Rezeption der Klassik in der Spätzeit entspricht. Beispielsweise wurde die klassische Wirtschaftstheorie durch die Neoklassik ersetzt. Dennoch sind es die politischen Ereignisse in Folge von 1789, die bis heute im wesentlichen die Norm der gesellschaftlich-politischen Organisation bestimmen. Wir werden im folgenden von „Aufklärung“ im Sinne dieses *expliziten geistesgeschichtlichen Begriffs der Neuzeit* sprechen, und können davon die historische Epoche der Aufklärung als „historische Aufklärung“ unterscheiden.⁴⁰²

5.1 Die zyklentheoretische Verortung der Gegenwart

In was für einer Zeit leben wir? Eine Antwort auf diese Frage kann mit empirischen Mitteln auf mannigfaltige Weise versucht werden. In diesem Abschnitt sollen spekulative Zugänge, die von zyklentheoretischen Mitteln Gebrauch machen, erörtert werden. Ein Teil des hier notwendigen Rüstzeugs wurde bereits bei der Besprechung der Einzelheiten des Zyklusmodells gegeben. Die Gegenwart kann verstanden werden als Teil eines Zyklus, der in allgemeinem Konsens als „Neuzeit“ bezeichnet wird. Als zentrale gesellschaftliche und philosophische Ideen dieses Zyklus hatten wir bereits die *liberale Idee*, die *Idee der Emanzipation*, die *Idee des autonomen Individuums*, kurz, der *Aufklärung* ausgemacht (Kap. 2.2.1). Die Französische Revolution markiert nun den Punkt, an welchem diese Idee in der gesellschaftlichen Wirklichkeit angekommen war. Das heißt, der *explizite Begriff der neuzeitlichen Freiheitsidee* wurde in dem Augenblick vollends greifbar, als die gesellschaftlich-politischen Konsequenzen entsprechend gezogen wurden. Der *Sturm auf die Bastille* markiert jenen Punkt, in welchem das vollständige Begreifen der *Intention* der aufklärerischen Freiheitsidee dadurch wirksam wurde, dass dieser Begriff zum ersten mal in tiefgreifender Weise auf gesellschaftliche Verhältnisse angewandt wurde. Die Ereignisse infolge der Einberufung der Generalstände markieren also den Umschlag der Klärung der *Intension* des neuzeitlichen Denkens in die Klärung der *Extension*.⁴⁰³ Anders ausgedrückt: der ideologische Begriff einer neuzeitlichen Gesellschaftsordnung war mit den Schlagworten der Französischen Revolution gefunden. Was im weiteren Verlauf der Neuzeit folgte, kann verstanden werden als das Ringen darum, die Extension, und das heißt die gesellschaftlich-politische Gültigkeit dieses Begriffes zu erweitern.

Es kann hier nicht darum gehen, eine detaillierte Kulturgeschichte der Neuzeit zu

⁴⁰² In diesem Sinne stellt etwa Friedell fest: „Es ist ein großer Irrtum, wenn man glauben wollte, daß es während der französischen Aufklärung bereits einen zielbewußten Kampf gegen die Aristokratie und das Königtum gegeben habe“, vgl. Friedell (1996), S. 695. Während der historischen Aufklärung war der uns heute geläufige Begriff der Aufklärung eben noch nicht vollständig entwickelt.

⁴⁰³ Streng genommen ist dieser Punkt bereits mit dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg erreicht, doch entspricht es der europäischen Lesart, die zentrale Diskontinuität der Neuzeit in politischer und sozialer Hinsicht mit der französischen Revolution zu identifizieren. Nebenbei bemerkt handelt es sich beim amerikanischen Unabhängigkeitskrieg um eine *erfolgreiche* Revolution, während die Französische letztendlich in ihrer unmittelbaren politischen Konsequenz als zum Großteil gescheitert angesehen werden muss.

schreiben. Denn freilich gehört noch bei weitem mehr dazu, diesen Kulminationspunkt des neuzeitlichen Geistes, diesen zentralen Knotenpunkt jenes bedeutenden und uns bis heute bestimmenden Zyklus zu verstehen. Kulturgeschichtlich leuchtet das Dreigestirn *Kant*, *Goethe* und *Mozart*, das in der Tat in den wenigen Jahren von 1780 bis 1789, also einem Zeitraum, der im Kontext des neuzeitlichen Zyklus gewiss nicht als *Epoche*, im Sinne von *Kontinuität*, zu begreifen ist.⁴⁰⁴ 1781 erscheint die *Kritik der reinen Vernunft* 1789, dem Jahr der Revolution, die *Kritik der Urteilskraft*. Goethe vollzog 1786 mit seiner „Flucht“ nach Italien seine eigene kleine Revolution, welcher in seinem Lebenswerk selbst die Rolle der zentralen Diskontinuität zukommt. Und Mozart starb 1791 im Zenit seiner Schaffenskraft. Diese Zeit ist begreiflich als die *Klassik der Neuzeit*⁴⁰⁵, und sie tritt dadurch in Analogie zu anderen Klassiken, etwa die des Zyklus der griechisch-römischen Antike im 5. Jahrhundert v. Chr. oder die des Zyklus der Renaissancearchitektur 1499-1514. In Bezug auf die Musik hat sich der Begriff „Klassik“ ganz selbstverständlich eingebürgert. Es gehört zur Heuristik der Zyklentheorie, dass dieser eingebürgerte Sprachgebrauch durchaus seine Berechtigung hat.

5.1.1 Drei Begriffe von „Moderne“ und seine zyklentheoretischen Korrelate

Bevor wir uns in unseren Betrachtungen der Gegenwart nähern, muss zunächst geklärt werden, wie die Neuzeit in soziologischer Hinsicht zu verstehen ist. Als schillernder Terminus, der hierbei in Anschluss an Tönnies⁴⁰⁶ und durchaus nicht in Widerspruch zu Weber⁴⁰⁷ von Bedeutung ist, erweist sich der Begriff der „Moderne“ bzw. der „Modernisierung“. Es gibt im wesentlichen drei Weisen, den Epochenbegriff der „Moderne“ zeitlich zu verorten: (1) Durch Gleichsetzung der Begriffe „Moderne“ und „Neuzeit“ würde die „Moderne“ mit der Renaissance beginnen. (2) Die Französische, aber nicht weniger bedeutsam für diesen Terminus die *industrielle* Revolution ebenso wie der Amerikanische Unabhängigkeitskrieg als Beginn der Moderne lassen diese als gleichbedeutend mit der Epoche erscheinen, die in unserer zyklentheoretischen Sichtweise als die Spätphase der Neuzeit zu verstehen ist. (3) Insbesondere im kunsthistorischen und musikwissenschaftlichen Kontext herrscht das Verständnis der „Moderne“ als jener Epoche vor, welche um das Jahr 1900 einsetzte: Expressionismus, Kubismus, Neue Musik etc.

Diese zunächst im soziologischen und historischen Diskurs aufgefundene Differenzierung des Modernen-Verständnisses ergibt sich nicht zufällig. Vielmehr haben wir es hierbei mit drei Schüben der Modernisierung zu tun, die sich soziologisch klar voneinander abgrenzen lassen. Entgegen der Selbststilisierung der Aufklärung waren es nicht

⁴⁰⁴ Für Friedell war die Schlüsselfigur des kulturellen Umbruchs jener Zeit Friedrich II. von Preußen: „Wie fast alle großen geschichtlichen Persönlichkeiten steht Friedrich an einer Wegscheide zweier Zeitalter, indem er das eine abschließt, das andere eröffnet: in ihm vereinigt sich der Absolutismus und die Artistik des Rokoko mit dem Liberalismus und der Naturalistik der Aufklärung.“ Vgl. Friedell (1996) S. 658.

⁴⁰⁵ Den Schwellencharakter dieser Zeit kennzeichnet auch Kosellecks Begriff von der „Sattelzeit“. Vgl. Koselleck, (1972), S. 10ff.

⁴⁰⁶ Vgl. Tönnies (1935).

⁴⁰⁷ Vgl. Peukert (1989).

die frühbürgerlichen Kreise, in denen sich die Idee der Emanzipation zum ersten Male Bahn brach. Vielmehr war die erste Schicht, die sich in soziologischer Hinsicht emanzipierte der (*subordinierte*) *Adel*, der sich gegenüber den Universalmächten des Mittelalters, Papsttum und Kaisertum, emanzipierte: das italienische Stadtpatriziat, der landesherrliche Adel in Mitteleuropa. Die bürgerliche Emanzipation der Aufklärung stellte demgegenüber einen *zweiten Schub* der Emanzipation dar, der den Kreis derer, die Emanzipation für sich reklamierten, erheblich erweiterte. Dieser Schub mündete in der großbürgerlichen Epoche von 1789-1914.⁴⁰⁸ Der *dritte Schub der Emanzipation* schließlich, der gewissermaßen unter dem Motto „Emanzipation für alle“ steht, prägt jene Epoche, die in engster Bedeutung des Wortes als „modern“ bezeichnet wird. Im 20. Jahrhundert kommt diese Moderne bei den Massen an.

Diese soziologischen Bemerkungen stehen unabhängig neben der zyklentheoretischen Konturierung der Neuzeit, was insofern keinen Widerspruch darstellt, als die vorgestellte Zyklentheorie keinerlei Aussagen über die gesellschaftliche Verfasstheit von Entwicklungen macht, deren ideengeschichtliches Werden sie zu modellieren versucht. Die soziologische Perspektive rechtfertigt es indes, die *Frühphase der Neuzeit* als *aristokratische Moderne*, die *Anklassik der Neuzeit* als *großbürgerliche* und die *Nachklassik der Neuzeit* als *kleinbürgerliche* oder *proletarische Moderne* zu bezeichnen. Versucht man nun, die Gegenwart zyklentheoretisch zu verorten, so stellt man fest, dass diese im Rahmen ganz unterschiedlicher Zyklen diskutiert werden kann:

(1) Die Epoche, die sich mit dem 20. und beginnenden 21. Jahrhundert deckt, unsere eigene also, können wir als eigenen Zyklus auffassen. Dies kann indes nur bezüglich bestimmter Aspekte eine sinnvolle Perspektive sein. Wenn man davon ausgeht, dass dieser Zyklus etwa mit dem Jahr 1900 einsetzte, so wäre es wohl berechtigt, die 2. Hälfte der 60er Jahre als die Klassik dieses Zyklus der „proletarischen Moderne“ anzusehen; und dies aus unterschiedlichen Gründen: (i) Wie Klassiken sehr häufig, so ist auch diese als klassisch anzunehmende Zeit begleitet von sozialen bzw. politischen Umbrüchen, die häufig als revolutionär wahrgenommen werden. (ii) In vielen Bereichen der westlichen Kultur wurden in dieser Zeit tatsächlich bahnbrechende und normsetzende Leistungen vollbracht, der Charakterisierung als „proletarische Moderne“ entsprechend vor allem im Bereich der *populären Kultur*. Denken wir nur an die Pop- und Rockmusik die tatsächlich in den Jahren von 1966 bis 1969 eine bis heute normsetzende Blüte erlebte. Denken wir aber auch an die *Pop-Art*, die *Nouvelle Vague*, *Science Fiction (2001: Odyssee im Weltraum)*, etc.

(2) Fasst man die proletarische und die großbürgerliche Moderne als eine Epoche zusammen, die naheliegender Weise „bürgerliche Moderne“ zu nennen wäre, deren Klassik dann als die „klassische Moderne“ bzw. deren Beginn zu identifizieren wäre, so befinden wir uns auch in der Perspektive *dieses* Zyklus am Ende einer Epoche. Da wir die Relevanz dieser zyklentheoretischen Instanzierung nicht näher untersuchen wollen,

⁴⁰⁸ Für die Kunst hat Scheffler diese Epoche in einer mit dem Zyklenmodell verträglichen Weise konturiert geschildert; vgl. Scheffler (1952).

soll auf die allgemeine Interpretation dieses Zyklus nicht weiter eingegangen werden.

Statt dessen wollen wir die Gelegenheit nutzen, einen geschichtsphilosophischen Entwurf der Gegenwart kurz zu kommentieren. *Vittorio Hösle* hat in seinem geschichtsphilosophischen Entwurf *Wahrheit und Geschichte*⁴⁰⁹ für diesen Zeitraum in der Tat einen eigenen Zyklus postuliert. Seine Zyklen-theorie, die man als inhaltsgebundene Spiralen-theorie – also die Konzeptualisierung einer Verbindung von zyklischem und linearem Verlaufsmodell – charakterisieren könnte, postuliert für die Philosophiegeschichte die Existenz inhaltlich bestimmter Zyklen. Diese beinhalten eine feste Abfolge verschiedener philosophischer Positionen, beginnend mit einem impliziten Realismus und endend mit einer objektiv-idealistischen Position. Genauer postuliert Hösle bis heute fünf Zyklen der Philosophiegeschichte: (1) Die Philosophie von Parmenides bis Platon, (2) den hellenistisch-ionischen Zyklus von Aristoteles bis zum Neoplatonismus, (3) die mittelalterliche Philosophie als Zyklus von Gerbert, Berengar und Anselm bis Nikolaus von Cues, (4) den „neuzeitlichen“ Zyklus von Descartes bis Hegel, und (5) den modernen Zyklus bis heute. Die Stufen, welche nach Hösle in jedem Zyklus durchlaufen werden, bestehen in *Realismus – Empirismus – Skeptizismus – subjektivem Idealismus – Objektivem Idealismus*.

Nach Hösle endete der vorletzte dieser Zyklen mit *Hegel*, womit sich die Gegenwart im *Zyklus der nachhegelschen Philosophie* befindet.⁴¹⁰ Bemerkenswert ist dabei, dass sich jeder der von Hösle postulierten Zyklen auch im Sinne der hier vertretenen Zyklen-theorie sinnvoll als solcher interpretiert werden kann, was somit dem von Hösle gezeichneten Bild *formal* nicht grundlegend widerspricht. Dass als einziger Widerspruch zum hier entworfenen Bild der frühneuzeitliche Zyklus mit Hegel endet, und nicht mit Kant, stellt eine Differenz dar, die aus der spezifischen Eingenommenheit Hösles für den objektiven Idealismus erklärbar ist. Gleichwohl scheint die hier vertretene Sichtweise, Kant als den Höhepunkt eines allgemeinen neuzeitlichen Zyklus zu verstehen – und damit gleichzeitig als *Ende eines untergeordneten frühneuzeitlichen Zyklus*, der in Analogie zu Hösles frühneuzeitlichem Zyklus zu setzen wäre, mit dem allgemeinen Verständnis von Philosophiegeschichte besser im Einklang zu stehen. Darüber hinaus sind jedoch die anderen Zyklen Hösles durchaus widerspruchsfrei in Entsprechung mit den hier entworfenen zyklen-theoretischen Perspektive zu sehen. Gleichwohl bleibt sein Entwurf naturgemäß auf die Philosophiegeschichte beschränkt und problematisiert insbesondere die Frage nicht, ob es so etwas wie übergeordnete und untergeordnete Zyklen geben könnte.

(3) Der geistesgeschichtliche Zyklus der *Neuzeit* ist bereits in Kapitel 2 behandelt worden. In der Tat scheint die Perspektive dieses Zyklus für viele Überlegungen die brauchbarste zu sein. Demnach wäre das, was wir oben als *proletarische Moderne* bezeichnet hatten, vor allem als Nachklassik *der Neuzeit* zu interpretieren. Aus der Zyklen-theorie folgt dann, dass der Hauptgegenstand der geistesgeschichtlichen Auseinandersetzung

⁴⁰⁹ Vgl. Hösle (1984).

⁴¹⁰ Eine Frage, die sich hier unweigerlich erhebt: Wenn jeder dieser Zyklen mit der Position des objektiven Idealismus endet, womit endet dann der gegenwärtige Zyklus? Mit Hösle? Oder haben wir eine Renaissance des objektiven Idealismus erst noch zu erwarten?

der Gegenwart durch die Thematik der *Grenzen der Emanzipation*, die *Limitation der Aufklärung*, gegeben ist. Geistesgeschichtliche Schlüsselereignisse, welche damit die Wende zur Moderne markieren, wären etwa das Erscheinen der *Dialektik der Aufklärung*, womit eine explizite Grenzbestimmung derselben einhergeht, aber auch Erkenntnisse wie der *Gödel'sche Satz* oder die *Kopenhagener Interpretation der Quantenmechanik*, die dem menschlichen Streben nach Rationalität scheinbar endgültige Grenzen aufzeigen.

Dieser sich formal ergebende Topos der *Limitation der Aufklärung* soll uns im folgenden auf mindestens vier mögliche Interpretationen derselben führen, die verschiedene Aspekte dieses Topos durchaus nicht in Widerspruch zu einander herausheben:

(i) Die totalitären Erfahrungen des 20. Jahrhunderts haben sehr deutlich vor Augen geführt, dass „Aufklärung für alle“ durchaus ein zweischneidiges Schwert ist. Es darf nicht übersehen werden, dass der Totalitarismus – neben der parlamentarischen Demokratie – eine *zweite Frucht der Französischen Revolution* darstellt. Sein Auftreten darf nicht als „Rückfall in die Barbarei“ missverstanden werden. Nicht nur war die Urform des modernen Totalitarismus, das Jakobinertum, eine direkte Folge der Französischen Revolution, Fanz allgemein kann der Totalitarismus, der – solange er sich noch in der Opposition befindet – stets mit aufklärerischem Pathos auftritt, als unter gewissen Prämissen *notwendige Form einer popularisierten Aufklärung* verstanden werden. Schon die Aufklärung selbst trug vielfach den Charakter einer populären, durchaus auf Publikumswirkung zielenden Bewegung, weswegen die Schnittmenge der Aufklärer mit den Dichtern bemerkenswerter Weise bei weitem größer ist als mit den Naturwissenschaftlern.⁴¹¹ Die Aufklärung selbst ist aber wesentlich Ausdruck eines sich emanzipierenden Bürgertums, bei welchem ein hohes Bildungsniveau und ein aktives Interesse an intellektueller Betätigung vorauszusetzen waren. Denn dies waren ja die Pfunde, mit denen gegenüber dem Adel und in anderer Weise gegenüber dem Klerus zu wuchern war. Soweit aber das Programm der Aufklärung auch auf die breite Masse der Bevölkerung angewendet werden sollte stellte sich zwangsläufig das Problem, dass hier ein bildungsbürgerliches Bildungsethos gerade nicht vorausgesetzt werden konnte. Das heißt aber, das Programm der Aufklärung in seiner ursprünglichen Form war eben *nicht* auf die Massengesellschaften des 20. Jahrhunderts expandierbar. Es ist nur allzu naheliegend, dass eine im Geiste der Aufklärung sich begreifende „Elite“ aufklärerische Inhalte – was auch immer darunter zu verstehen sein mag – an das Verständnis der Masse anzupassen versucht. Wo aber beim Empfänger der aufklärerischen Botschaft ein gewisses Reflexionsvermögen nicht angenommen werden kann, muss Aufklärung zwangsläufig die Form einer Ideologie annehmen. Dieses Unvermögen innerhalb einer in soziologischer Hinsicht hierarchisch strukturierten Gesellschaft, Aufklärung von einer bürgerlichen Schicht unverfälscht in die Massen zu tragen, soll hier die *vertikale Limitation der Aufklärung* genannt werden.

⁴¹¹ Diderot, Herder, Jacobi, Lessing, Rousseau, Voltaire, Wieland – um nur die wichtigsten zu nennen – auf der einen Seite, d'Alembert als einzig vergleichbar prominenter Aufklärer auf der anderen.

(ii) Als Ergebnis des kolonialen Zeitalters, welches Keime der westlichen-abendländischen Kultur in alle Weltwinkel trug, setzte im 20. Jahrhundert das Ringen um die kulturelle Definitionsmacht in der Menschheit ein. Was im populären Sprachgebrauch als *Kampf der Kulturen* bezeichnet wird, ist bei Lichte betrachtet vor allem eine Auseinandersetzung mit der durch den Westen diktierten Weltzivilisation nach dem eigenen Bilde. Es stellt sich die Frage, inwieweit sich das Programm der Aufklärung nichteuropäischen Kulturen blindlings „aufpfropfen“ lässt, oder ob diese nicht vielmehr notwendiger Weise an ihre *Grenzen*, d.h. die Grenzen des Kulturraums ihres Entstehens stößt. So stellt sich die Frage, ob für die Menschenrechte (etwa entsprechend der UN Menschenrechtskonvention von 1948) tatsächlich universelle Gültigkeit beansprucht werden, oder ob sie aufgrund ihres Ursprungs in der westlichen Kultur in ihrer Gültigkeit auch nur auf diese beschränkt bleiben kann.⁴¹² Man beachte, dass 1990 die Mitgliedsstaaten der Kairoer Konferenz mit der „Kairoer Erklärung der Menschenrechte im Islam“ eine alternative Version der Menschenrechte beschlossen. Der Widerstand, der dem westlich-aufklärerische Gesellschafts- und Denkmodell in außereuropäischen Regionen entgegen gebracht wird, soll hier bezeichnet werden als die *horizontale Limitation der Aufklärung*.⁴¹³ Zu bedenken ist, dass diese Limitation auch auf den westlichen Kulturraum zurückwirkt, insoweit die Existenz andersartiger Kulturen die Allgemeingültigkeit der Aufklärung prinzipiell in Frage stellt.

(iii) Es ist bezeichnend für die Aufklärung, dass gewisse ihrer Aspekte bei der wertebegründenden Rezeption der Gegenwart ausgeblendet werden müssen. Je nach weltanschaulicher Heimat werden unterschiedliche Ideen wie etwa *Freihandel* oder *Wohlfahrtsstaat* selbstverständlich als aufklärerisch kommuniziert. Dass auch der moderne *Rassismus* seine historischen Wurzeln in der Aufklärung hat, erscheint dagegen verleumderisch, entspricht aber den historischen Tatsachen.⁴¹⁴ Dieser Umstand ist ein erster Hinweis darauf, dass die normative Kraft der Aufklärung als defizitär anzusehen ist. Durchaus in der Nachfolge Kants endete die Aufklärung vielfach in *Kritizismus*, zumindest insofern, als die geistesgeschichtliche Gegenwart geprägt ist durch diverse regionale Ideologeme, die komplementär zu einer weitverbreiteten skeptizistischen Grundstimmung sind. Was damit die Aufklärung schon ihrem Namen nach schaffen wollte, nämlich *Klarheit*, hat sich ins Gegenteil verkehrt. Bei Lichte betrachtet ist dies aber nicht verwunderlich: Einer geistesgeschichtlichen Bewegung, die sich vor allem *gegen* gewisse Meinungen und Zustände wandte, musste es naturgemäß schwer fallen, in weltanschaulicher Hinsicht konstruktiv zu wirken. Das Unvermögen der Aufklärung, bleibende moralische Werte zu schaffen, wenigstens aber das Unvermögen, als *rational*

⁴¹² Zur Frage nach der Universalität der Menschenrechte siehe Wimmer (2004), S. 163ff.

⁴¹³ Der Name erklärt sich daraus, dass im Sinne von (i) mehrere Kulturen stets mit einer „vertikalen“ gesellschaftlichen Hierarchie in unterschiedlichen Regionen als *nebeneinander* liegend zu denken sind.

⁴¹⁴ Den Begriff „Rasse“ hat niemand anderes als *Immanuel Kant* in den wissenschaftlichen Diskurs Deutschlands eingeführt. Bemerkungen des Königsbergers zum „Neger“ dürften im Urteil heutiger Zeitgenossen wohl kaum als glückliches Beispiel für „Aufgeklärtheit“ gelten: „*Übrigens ist feuchte Wärme dem starken Wuchs der Tiere überhaupt beförderlich, und kurz, es entspringt der Neger, der seinem Klima wohl angemessen, nämlich stark, fleischig, gelenk, aber unter der reichlichen Versorgung seines Mutterlandes faul, weichlich und tändelnd ist.*“ vgl. Kant (1964), S. 23. Siehe auch Mosse (2006) S. 28ff, S. 35f.

erkannte Werte allgemein zu etablieren, soll hier die *moralische Limitation der Aufklärung* genannt werden.

(iv) Bedenkt man, dass das Mutterland des aufklärerischen Gesellschaftsmodells, *England*, und als deren Erbin im 20. Jahrhundert die *USA*, stets uneingeschränkt *kapitalistisch* orientiert waren, bedenkt man ferner, dass die Expansion der intellektuellen Momente der Aufklärung stets gekoppelt war an eine Expansion seines ökonomischen Gegenstückes, nämlich des Kapitalismus, so liegt folgender Gedankengang nahe: Da sich die Kopplung von Kapitalismus und Aufklärung in gesellschaftlicher Hinsicht sich historisch bis heute stets bestätigt hat, Aufklärung also in dem Maße möglich ist, als die gesellschaftliche Ordnung dem Ideal einer westlich-liberalen und damit kapitalistischen Gesellschaftsordnung entspricht, ist anzunehmen, dass aufklärerische Intellektualität *ohne* das stets mit zu beobachtende gesellschaftliche Substrat des Kapitalismus kaum denkbar erscheint. Wenn dem so ist, dann wäre für die Verwirklichung eines universellen Anspruchs der Aufklärung notwendig, der ganzen Menschheit eine Gesellschaftsordnung nach westlichem Vorbild zu geben. Eine *conditio sine qua non* eines solchen Programmes dürfte aber sein, dass tatsächlich eben auch die gesamte Menschheit an den Vorzügen des westlichen Gesellschaftsmodells Anteil hat. Und dies heißt vor allem: ein Leben mit westlichen Lebensstandard, einen gleichberechtigten Anteil an Konsumgütern und damit einen gleichberechtigten Anteil an den Ressourcen dieses Planeten. Dies scheint aber unter den gegebenen Umständen völlig illusorisch zu sein. Man bedenke, dass weltweit etwa nur eine Milliarde Menschen westlichen Lebensstandard haben, die übrigen über fünf Milliarden ein bezüglich der Konsumgüter- bzw. Energieversorgung deutlich bescheideneres Leben führen, so ist das Ziel, bei anhaltend hohem Bevölkerungswachstum, alle Menschen am westlichen Lebensmodell teil haben zu lassen, kaum vorstellbar. Es sei denn, die Menschheit würde einen entscheidenden Schritt in Richtung einer gerechten globalen Wirtschaftsordnung tun. Der Verfasser ist keineswegs so pessimistisch, um hierfür in der Gegenwart nicht eine reelle Chance zu sehen, und noch immer schwelende wirtschaftliche Krisenerscheinungen vermögen – bei neuer Aktualität der Eurokrise etwa – die Wahrscheinlichkeit für einen nachhaltigen Wandel der Verhältnisse der Menschheit durchaus zu erhöhen. Doch bleibt bis dahin festzustellen, dass bis jetzt das westliche Lebensmodell das Modell einer Minderheit der Menschheit zu sein vermochte, und es ist ad hoc nicht möglich es zu einem Modell der ganzen Mehrheit zu machen. *In dem Maße, in dem dies aber unmöglich ist, gerät zweifelsohne auch der universelle Geltungsanspruch der Aufklärung an seine Grenzen.* Diesen Umstand nenne ich die *ökonomische Limitation der Aufklärung*.

Die Bemerkungen (i) bis (iv) dienen uns zunächst dazu, den *heuristischen Wert* zyklentheoretischer Überlegungen speziell bezogen auch die Kulturgeschichte der Neuzeit zu demonstrieren. Speziell hatten wir gesehen, dass sich der zentrale Begriff des neuzeitlichen Denkens, nämlich die *liberale Idee*, das *Programm der neuzeitlichen Aufklärung* – im Sinne des Zyklenmodells die nachklassische Phase des neuzeitlichen Zyklus – sich vor allem mit der *Limitation des eigenen Begriffs* auseinanderzusetzen hat. Die sich aus

der Theorie ergebende Denkfigur einer *Limitation der neuzeitlichen Aufklärung* haben wir sodann in vier Richtungen weiterverfolgt und präzisiert:

- (i) *Vertikale Limitation* der Aufklärung in Anbetracht der Schwierigkeit, die kognitiven Ideale der Aufklärung für die Menschen *aller* sozialen Milieus zu verwirklichen
- (ii) *Horizontale Limitation* der Aufklärung durch die Unmöglichkeit, alle Menschheitskulturen nach ihren Idealen umzuformen
- (iii) *Moralische Limitation* der Aufklärung als ein Topos, der auf ihren *defizitären Charakter* insbesondere in sittlich wertschöpfender Hinsicht verweist
- (iv) *Ökonomische Limitation* der Aufklärung durch die Unmöglichkeit, allen Menschen ein Leben mit westlichem Lebensstandard zu ermöglichen.

Diese vier Topoi, von denen jeder für sich gewiss ein eigenes Buch verdient hätte, sollen im Kapitel 5.2 wieder aufgegriffen werden, wenn wir uns der Frage zuwenden, welchen Herausforderungen sich die Menschheit im 21. Jahrhundert womöglich zu stellen hat.

Nur angemerkt sei, dass die vorgestellten Perspektiven den Terminus *Postmoderne* als irreführend erscheinen lassen. Denn was auch immer man als „Moderne“ bezeichnen mag – wir hatten hier drei Alternativen angeboten – keine dieser Epochen kann als beendet angesehen werden.⁴¹⁵ Allenfalls mag eine „Postmoderne“ als Antiklassizismus bzw. Antiakademismus der proletarischen Moderne, als nachklassischer Antiklassizismus der bürgerlichen Moderne oder in Kontinuität zur Romantik als neuzeitlicher Antiklassizismus in der Tradition romantischer Denkbewegungen interpretiert werden. Im Grunde genommen wiederholte die Postmoderne die mit der Aufklärung einhergehende transzendentalphilosophische Wende⁴¹⁶, welche in methodentreuer Fortsetzung im 19. Jahrhundert das weite Feld der historischen Reflexion und damit im Historismus auch des historistischen Relativismus eröffnet hatte, *allerdings aus der Perspektive des „modernen Massenmenschen“*⁴¹⁷. Dieser ist zu denken als schon je eingebunden in gesellschaftliche Teilsysteme, weshalb sich *für ihn* selbst ein kohärenter Begriff von „Geschichte“ nicht mehr formulieren lässt.⁴¹⁸

⁴¹⁵ Ähnlich die Auffassung von Luhmann, wie von Beyme herausgearbeitet hat; vgl. von Beyme (1998). ROSE, HANS: *Klassik als künstlerische Denkform des Abendlandes*, München 1937.

⁴¹⁶ In diesem Sinne stellt etwa Sloterdijk treffend fest: „*Postmoderne kann [...] zunächst kein Epochenbegriff mit Anspruch auf geschichtsphilosophische Substantialität, sondern nur ein Index für Reflexionssteigerung sein.*“, vgl. Sloterdijk (1989), S. 267.

⁴¹⁷ Etwa im Sinne von Gasset (2002).

⁴¹⁸ Hermann Lübke charakterisiert die Postmoderne mit ähnlichen Worten: „Pluralismus durch Historisierung – das ist ein Vorgang, der für moderne, dynamische Kulturen charakteristisch ist und die kulturellen Effekte, die durch die reflexive Ästhetisierung dieses Vorgangs zustande kommen, nennen wir 'postmodern'.“ Vgl. Lübke (1992), S. 77.

5.1.2 Der abendländische Kulturzyklus und die These von der Selbstentfremdung des Abendlandes

Wir hatten bereits angedeutet, dass die Anwendung der hier entwickelten Zyklentheorie auf die abendländische Kultur zu der These von der *Selbstentfremdung des Abendlandes* führt. Hier ist nun nicht der Ort, diese These im einzelnen zu diskutieren, doch soll sie noch einmal aufgegriffen werden, um insbesondere zu sehen, wie die Zyklentheorie im Gegensatz zur Theorie Spenglers die Formulierung dieser These zulässt, ja geradezu erfordert.

Die These von der Selbstentfremdung des Abendlandes besagt, dass eine übermäßige Rezeption der Antike in der abendländischen Geistesgeschichte dazu geführt hat, dass es in weiten Teilen der Kulturentwicklung zu einer fatalen Kluft zwischen weiten Teilen der Intellektualität und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse kam. Auf die Philosophie bezogen bedeutet diese These, dass über lange Zeit die abendländische Philosophie gewissermaßen an der eigenen Zeit vorbei philosophierte. Insbesondere hat sie sich viel zu zögerlich den Bereichen *Geschichte*, *Technik* und *Ökonomie* zugewandt. Ferner hat sie erst sehr spät und mit Einschränkungen ein *dynamisches Verständnis* des Terminus „*Vernunft*“ entwickelt, worunter einerseits der kulturgeschichtliche Wandel des Rationalitätsverständnisses gemeint ist, andererseits aber auch der Entwicklungsaspekt der menschlichen Psyche und der Prozesscharakter des Denkens.

Wie hängt diese These nun mit der Zyklentheorie zusammen? Um dies zu verstehen, müssen wir gegenüber den Perspektiven (1) bis (3) (Unterabschnitt 5.1.1) die von je unterschiedlichen zeitlichen Skalen zyklentheoretischer Analyse ausgingen, ein weiteres Mal den Blick auf einen übergeordneten Zyklus richten. Es soll nun der Zyklus ins Auge gefasst werden, den Spengler als „abendländische Kultur“ bezeichnet. Zyklentheoretisch würden wir hierbei das *Mittelalter* als die *Frühphase* und die *Neuzeit* als die *Spätphase* dieses Zyklus identifizieren. Nur angemerkt sei, dass diese Sichtweise ein neues Licht auf Spenglers Polemik gegen die Dreiteilung *Antike*, *Mittelalter* und *Neuzeit* wirft.⁴¹⁹ Da Spengler, wie gesagt, Mittelalter und Neuzeit einheitlich als „abendländische Kultur“ begreift, welche er morphologisch in Analogie zur antiken setzt, muss er zwangsläufig die Diskontinuität, die mit dem Einsetzen der Renaissance eingetreten ist, „wegdiskutieren“. Aus zyklentheoretischer Sicht ergibt sich diese Notwendigkeit aber keineswegs, da hierbei die Diskontinuität zwischen Mittelalter und Neuzeit von geringem Rang ist, als zwischen Antike und Mittelalter, was kulturgeschichtlich durchaus als sinnvoll anzusehen ist. Denn die letztgenannte Diskontinuität war zumindest im westlichen, lateinischen Raum mit einem schwerwiegendem zivilisatorischen Einbruch verbunden, was vom Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit nicht gesagt werden kann.

Aus zyklentheoretischer Sichtweise ergibt sich nun folgende Frage: *Worin besteht die Klassik dieses Zyklus?* Die Antwort lautet: eine solche lässt sich zumindest für die Philosophie nicht ausmachen. Für die Geschichte der abendländischen Intellektualität hat

⁴¹⁹ Zut Spenglers Kritik an dieser begrifflichen Zweiteilung siehe Spengler (1997), S. 29f.

der Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit vor allem den Charakter eines Neubeginns. Das Vehikel dieses Neubeginns war aber gerade die Antikenrezeption. Wie gesagt wollen wir dieser These hier nicht weiter nachgehen. Es ist jedoch bezeichnend für Spengler, dass er wesentliche kulturhistorische Beobachtungen, welche eigentlich naheliegender Weise auf die These von der Selbstentfremdung führen müssten, zwar tatsächlich vollzieht, jedoch die entscheidenden Konsequenzen hieraus unterlässt. Der Grund hierfür ist, dass der Spengler des *Untergangs* die Möglichkeit einer echten Beeinflussung einer Kultur durch eine andere ausschließt. Im seinem Sinne war die Antikenrezeption der Renaissance ein *Oberflächenphänomen*, welches den eigentlichen, „faustischen“ Charakter der abendländischen Kultur nicht zu tangieren vermochte.⁴²⁰ Indem also Spengler eine prinzipielle Inkommensurabilität verschiedener Kulturen annimmt, schließt er notwendiger Weise die Möglichkeit aus, dass eine Kultur die Entwicklung einer anderen Kultur in schwerwiegender Weise beeinflusst. Zudem kennt Spengler keine atypischen Anwendungen seiner Zyklentheorie. Spenglers Lebenszyklen laufen demnach letztlich in immer gleicher Weise ab, „schicksalhaft“ nach einem organischen Entwicklungsplan, dem externe Faktoren letztlich nichts anhaben können. Damit ist der Autor des *Untergangs* gezwungen, in jedem historischen Beispiel sein idealtypisches Muster vollständig zu reproduzieren. Aufzuzeigen, dass dies in einem Fall nicht möglich ist, hieße Spengler in diesem Fall widerlegt zu haben.

Anders die hier entwickelte Zyklentheorie: Atypische Anwendungen des Zyklensmodells sind im Sinne der Methodologie der Zyklentheorie keine bedauerlichen Randerscheinungen, sondern geben stets Anlass, nach spezifischen historischen Gründen zu suchen, *weshalb* in diesem Falle eine zyklentheoretisch modellierbare autochthone, interne ideengeschichtliche Entwicklung gestört ist. Deswegen springt aus der Perspektive der hier entwickelten Theorie das *Fehlen einer abendländischen Klassik* sofort ins Auge. Gewiss sind insbesondere in der Kunst des italienischen *Cinquecento* Momente auszumachen, die weit über das 16. Jahrhundert hinaus normgebend wirkten. Doch vor allem in philosophischer Hinsicht kann dabei von einer „Klassik“ in keiner Weise die Rede sein, weil es dieser Epoche, verglichen mit dem späten Mittelalter und dem 17. Jahrhundert allein schon an kreativen Denkerpersönlichkeiten vom Formate eines *Descartes* oder *Leibniz*, eines *Thomas* oder *Duns Scotus* mangelte. Einen Platon des Abendlandes hat es nicht gegeben. Gerade die beiden letztgenannten lassen sich durchaus spekulativ als *Kontrahenten innerhalb einer programmatischen Phase des Abendlandes* interpretieren. Es scheint der Gegensatz von *Intellektualismus* und *Voluntarismus*, von *Vernunft* und *Willen* als ein möglicher *ungelöster Konflikt des Abendlandes* auf. Für uns entscheidend ist hier jedoch die Feststellung, dass auch unter der Perspektive des Zyklus der abendländischen Geistesgeschichte die Moderne in jedem Falle als eine *Spätzeit* anzusprechen ist.

Die These von der Selbstentfremdung des Abendlandes ist auch in der Hinsicht bemerkenswert, da sie selbst nicht mehr als Teil der *Geschichtsphilosophie* anzusehen ist, sondern als Teil der *Kulturphilosophie*. Denn sie hat nicht mehr das Historische in

⁴²⁰ Vgl. hierzu etwa Spengler (1997), S. 916.

allgemeiner Hinsicht zum Gegenstand, sondern stellt eine kulturgeschichtliche Frage in einem spezifischen regionalen und historischen Kontext. Gleichwohl wird deutlich, dass die hier entwickelte geschichtsphilosophische Theorie dazu herangezogen werden kann, eine spezielle kulturphilosophische These zu formulieren und damit die Heuristik für kulturphilosophische Fragestellungen zu liefern.

Die im letzten und in diesem Abschnitt vorgestellten zyklentheoretischen Perspektiven, welche als verschiedene Instanzierungen des Zyklenmodells diskutiert wurden, sind in *hierarchischer Weise* gebraucht worden, einerseits als zyklentheoretisch eigenständiger Zyklus, andererseits als Teilepoche übergeordneter Zyklen. Dies wirft ganz allgemein eine geschichtsphilosophische Fragestellung auf. Zunächst impliziert eine solche hierarchisierende Sichtweise, dass sich die zu je einer Epoche gehörenden Weisen des Begreifens in eine begriffliche Hierarchie einbinden lassen. Die hier gewählte Terminologie des „Begriffs“ als dem Signum historischer Kontinuität steht zu den Termini „Paradigma“ (Kuhn) und „Episteme“ (Foucault) durchaus nicht in Widerspruch. Man könnte demnach in Bezug auf die soeben angesprochenen Theorien fragen, ob sich nicht auch innerhalb derselben eine *Hierarchie von Paradigmen* oder eine *Hierarchie von Epistemem* denken bzw. anhand historischer Spuren aufzeigen ließe.⁴²¹

Bezogen auf die Frage nach der zyklentheoretischen Verortung der Gegenwart lässt sich nach dem bisher festgestellten sagen, dass wir unter der Perspektive einer hierarchischen Analyse von *abendländischem, neuzeitlichem, bürgerlichem* und *modernem*⁴²² *Zyklus* die Gegenwart als eine *im höchsten Maße endzeitliche Epoche* sehen können. Es ist unter dieser Perspektive nicht verwunderlich, dass der *Topos des Unterganges*, von Spengler geschichtsphilosophisch entfaltet, seit vielen Jahrzehnten die abendländische Selbstreflexion begleitet.⁴²³

5.2 Prognostische Perspektiven der Zyklentheorie

Wir nähern uns nun einer Thematik, bei welcher sich eine uralte Menschheitssehnsucht ein philosophisches Gewand gibt. Seit jeher stellen die Menschen die Frage nach der Zukunft, kaum ein Mythos, kaum eine Religion ist ohne Antworten auf die bange Frage, was da kommen mag. Die Zukunft erwartet den Menschen mit Gewissheit, was jedoch den Menschen in der Zukunft erwartet ist ungewiss. Hier nun geschichtsphilosophisch argumentieren zu wollen, bedeutet sich auf ein Minenfeld zu begeben. Zu sehr mag hier der Zeitgenosse Metaphysik wittern. Der Verfasser möchte jedoch diese Fragen *nicht* ausklammern, weil sie ihm zu wichtig erscheinen. Gleichwohl dient bei den folgenden Überlegungen die Zyklentheorie oft nur als ein Mittel, um gewisse Gedankengänge zu induzieren, welche an und für sich inhaltlich auch ohne jede Zyklentheorie evident zu entwickeln wären. Der Zyklentheorie kommt dabei eine Verweisfunktion zu, welche die

⁴²¹ Ersteres könnte auf eine vermittelnde Position zwischen Kuhn und Lakatos führen.

⁴²² I.S der proletarischen Moderne.

⁴²³ Siehe auch Herrmann (1998).

Wichtigkeit gewisser Gegenwartsfragen hervorhebt.

5.2.1 Das Auftreten „totaler Kriege“ in der Neuzeit

Um die Zyklen­theorie prognostisch auszuwerten, um insbesondere eine Voraussage darüber zu treffen, welchen Krisen sich die westlich-abendländische Kultur in den nächsten Jahrzehnten zu stellen hat, ist die zusätzliche Annahme zu treffen, *dass unser gegenwärtiger Zyklus in ähnlicher Weise ein Ende finden wird, wie vergangene Zyklen*. Dies ist deshalb eine zusätzliche Annahme, weil das Zyklenmodell selbst keinerlei Aussagen über die *Verzeitlichung* der Stufen macht, also darüber, welche Zeiträume die sie enthaltenden Entwicklungsphasen in etwa umfassen. Eine naheliegende Annahme wäre hierbei, dass gleichrangige Epochen stets in etwa die gleiche zeitliche Länge besitzen, denn dies war bei der weit überwie­genden Zahl der bereits genannten Anwendungen vorzufinden.

Die nächste Regelmäßigkeit, die wir ausmachen wollen, ist von einer etwas gespenstischen Natur. Es geht um das *Auftreten „totaler Kriege“*.⁴²⁴ Unter einem solchen soll eine militärische Auseinandersetzung verstanden werden, die mit äußerster Härte zwischen Großmächten bis zur vollständigen Erschöpfung mindestens eine der Kriegsparteien ausgefochten wird. Betrachtet man nun die Geschichte der Neuzeit, so ist festzustellen, dass hier insgesamt *drei Phasen eines „totalen Krieges“* aufzufinden sind. Jede dieser Phasen umfasste mehrere Einzelkriege, und hatte eine Länge von 23 bis 31 Jahren. Diese Phasen sind der *Dreißigjährige Krieg*, die *Koalitionskriege* sowie die *beiden Weltkriege*.⁴²⁵ Die auffällige Beobachtung, die aus zyklen­theoretischer Sicht zu machen ist, besteht darin, dass die genannten Kriegsphasen zu einem Zeitpunkt einsetzen, *als eine zyklentheoretisch auszumachende Epochenschwelle gerade überschritten war*. Es ist dies eine Regelmäßigkeit, die gewiss keinen gesetzmäßigen Charakter hat, da etwa ein „Epochen-Krieg“ am Übergang von Mittelalter und Neuzeit fehlt. Dennoch trifft sie für die ersten drei Teilepo­chen der zyklentheoretischen Modellierung der Neuzeit zu.

Wir streifen hier einen Themenbereich der politischen Philosophie, der nach Einschätzung des Verfassers bis heute einer gründlichen Klärung harrt. *Weshalb treten immer wieder Kriege, insbesondere „totale Kriege“ auf?* All die Friedensappelle von Seiten der Gelehrten sind wertlos, insoweit sie als systemkonformer Egoismus entlarvt werden können. Ein Intellektueller hat stets einen Grund, *für* die Verhandlung und *gegen* den Krieg zu argumentieren. Es entspringt seinem natürlichen soziologischen Interesse, die

⁴²⁴ Ähnliche, indes kompliziertere und teils problematische Überlegungen hat bereits Toynbee angestellt. Vgl. Toynbee (1958), S. 270ff.

⁴²⁵ Vgl. hierzu Toynbees Begriff des „allgemeinen Krieges“; Toynbee (1958) insb. S. 274. Zumindest was die Koalitionskriege und die Weltkriege anbelangt, stimmt dieser Begriff mit dem unsrigen des „totalen Krieges“ überein. Die Friedenszeit zwischen den Weltkriegen war geprägt durch zahlreiche Nachfolgekriege des Ersten Weltkrieges (Ungarisch-Rumänischer Krieg 1919-1920, Polnisch-Sowjetische Krieg 1920-1921, etc.) und den Zweiten Weltkrieg vorbereitende Kriege (Chinesische Bürgerkrieg 1927-1949, Abessinienkrieg 1935-1936, Spanischer Bürgerkrieg 1936-1939, etc.). Heute setzt sich zunehmend die Auffassung durch, dass in der Zwischenkriegszeit ein weiterer Weltkrieg erwartet wurde und diesbezügliche Vorbereitungen im Gange waren. Hierzu etwa *Der Spiegel* vom 6.7.2009: Der verschenkte Frieden. Warum auf den Ersten Weltkrieg ein zweiter folgen musste.

Problemlösungsstrategie einzufordern, welche er selbst am besten beherrscht. Der pazifistische Gelehrte spricht *pro domo*, denn er wird mit dem Feder besser umzugehen wissen, als mit einem Sturmgewehr. Aus diesem Grunde ist intellektueller Pazifismus *per se* noch kein Kennzeichen besonderer sittlicher Qualität, und noch weniger – was hier für uns entscheidend ist – trägt er etwas zur Klärung der oben genannten Frage bei. Das schwierige philosophische Problem des Krieges kann natürlich auch durch den Verfasser nicht gelöst werden. Diese Problematik ist aber zu wichtig, um sie zu übergehen, weswegen hier dennoch einige Mutmaßungen geäußert werden sollen, die zum Verständnis des Auftretens „totaler Kriege“ vielleicht ein wenig beitragen könnten.

Das Überschreiten einer Epochenschwelle bringt es mit sich, dass die Wissens- und Deutungssysteme der vergangenen Epoche, die zu ihr gehörigen *Begriffe* durch neue ersetzt werden. Gleichzeitig besteht aber nach wie vor eine Kontinuität der gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Strukturen mit der zurückliegenden Epoche. Die neuen Wissens- und Deutungssysteme, wenngleich zu Beginn einer Epoche lediglich implizit gegeben, treten damit – eben weil sie neu sind – in einen Widerspruch zur noch vorhandenen gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Wirklichkeit. Dieser Widerspruch nun ist Voraussetzung dafür, dass die tradierten Verhältnisse zunehmend als unangemessen, gar als unerträglich empfunden werden. Dies kann als das destabilisierende Moment interpretiert werden, welches gesellschaftliche Spannungen drastisch erhöht, was Staaten und Gesellschaften leicht in eine Art Ausnahmezustand versetzt. Dies kann sich schließlich in einem totalen Krieg entladen. Es ist also davon auszugehen, dass sich „totale Kriege“ nicht „einfach so“ ereignen, sondern stets äußerliches Signum eines herkömmliche Verhältnisse zutiefst erschütternden epochalen Umbruchs darstellen. Entsprechend dürfte dabei ein Ungleichgewicht derart sein, dass es lokale bzw. soziale Unterschiede in Hinblick auf die „Verteilung“ des Alten und Neuen im umfassenden Ganzen. So hat sich beispielsweise das revolutionäre Frankreich als missionarische und expansionsfreudige Avantgarde gesehen, was die Vertreter der „alten Ordnung“ in Europa im höchsten Maße als bedrohlich erleben mussten und entsprechend reagierten.

5.2.2 Abschätzungen für das Ende der Moderne

Nach diesen Vorbemerkungen ergibt sich folgender Gedankengang zur prognostischen Anwendung der Zyklentheorie auf die Gegenwart: Die zyklentheoretische Analyse ergibt nicht prinzipiell das Auftreten „totaler Kriege“ an Schwellen des epochalen Umbruchs. Dies ist auch gar nicht zu erwarten, da das Zyklenmodell ja zeitlich skaleninvariant ist und aus diesem Grunde auch auf zeitlich sehr überschaubare Entwicklungen anzuwenden ist. Dennoch traten die drei schwersten kriegerischen Phasen der Neuzeit in der Folge entscheidender Epochenschwellen auf. Da nicht anzunehmen ist, dass sich die uns letztlich unbekannt, kriegsgenerierenden Faktoren grundsätzlich geändert haben, *ist auch für das Ende des letzten Teilzyklus des Neuzeit die Gefahr ei-*

nes „totalen Krieges“ gegeben.

Es ist sehr wichtig, diese spekulative Vermutung richtig zu interpretieren. Zum einen hatten wir Zusatzannahmen getroffen, die über den eigentlichen Bestand der Zyklen- theorie deutlich hinaus gehen. Aus diesem Grunde dürfen die gewonnenen Prognosen nicht als unmittelbares Resultat der Zyklen- theorie gewertet werden. Zum anderen besteht die Intention dieser Prognose weniger darin, in die Kristallkugel der Wahrsagerei zu bli- cken, als auf gewisse Sachverhalte aufmerksam zu machen, deren Bedeutung auch un- abhängig von jeder zyklentheoretischen Perspektive offensichtlich ist:

Immer wieder wird – bevorzugt von Vertretern der politischen und gesellschaftlichen Eliten der westlichen Welt – auf die „Leistung“ der nach 1945 durch Institutionen wie *NATO* und *Europäische Union* geschaffenen Friedensordnung verwiesen. Beispielhaft wollen wir aus einer Rede des Schleswig-holsteinischen Landtagspräsidenten Martin Kayenburg zitieren, welche dieser am 28.4.2005 im Landeshaus in Kiel zur Eröffnung der Europa-Woche gehalten hat:

Jahrhundertlang haben Kriege und blutige Auseinandersetzungen unseren Kontinent be- herrscht – unterbrochen von kurzen Phasen instabiler Friedensabkommen. Die vergangen 60 Jahre aber haben eine in der europäischen Geschichte beispiellose Zeit des Friedens und der internationalen Verständigung gebracht. Das ist der größte Erfolg Europas [...]

Neben einem Beleg dafür, dass – wie bereits mehrfach festgestellt – unabhängig von je- der akademischen Denkbemühung tagtäglich *Geschichtsphilosophie geschieht*, und sich allein deshalb die akademische Philosophie vor der Herausforderung dieses ihrer Teilge- biete nicht entziehen darf, ist an diesem Zitat für uns vor allem folgendes wichtig: Die darin zum Ausdruck kommende „offizielle Lesart“ der Zeitgeschichte ist keineswegs unproblematisch. Kayenburg benennt im weiteren Verlauf der Rede auch die Ursachen für die genannte 60-jährige Friedenszeit, nämlich die „europäischen Werte“ *Frieden und Freiheit, Demokratie, Menschenrechte und Rechtstaatlichkeit*, sowie das *Bewusst- sein, Teil einer Solidargemeinschaft zu sein*. Dieser Wertekanon ist nun nicht scharf von dem zu trennen, was gemeinhin unter den „westlichen“ oder „aufklärerischen Werten“ verstanden wird. Aus diesem Grunde ist im Hinblick auf die Gültigkeit des Kayen- burg'schen Schlusses die reale Friedfertigkeit der gesamten westlichen Hemisphäre zu beurteilen. Dies ist auch deswegen notwendig, weil die Friedfertigkeit eines politischen Gebildes allein durch den Verweis auf *inneren Frieden* kaum zu erbringen ist. In diesem Sinne wäre nämlich auch die Römische Republik als „friedlich“ zu beurteilen, insoweit sie während ihrer Expansion in den ganzen Mittelmeerraum gegen Bundesgenossen kei- ne Kriege führte. Erweitern wir also unseren Blick, so erfährt das Kayenberg'sche Bild einer sechzigjährigen Friedenszeit durchaus Trübungen: Die militärischen Auseinander- setzungen der europäischen Kolonialmächte nach '45, der Vietnamkrieg, die Jugoslawi- enkriege nach 1991, der Falklandkrieg sowie – unter Beteiligung mehrerer Staaten der Europäischen Union – der von den Alliierten als Angriffskrieg geführte Kosovo-Krieg. Es ist jedoch Kayenburg zuzustimmen, dass diese Ereignisse – so bedauerlich sie auch

sein mögen – nicht die Größenordnung von Weltkriegen hatten, weswegen gewiss von einer *relativen Friedensepoche nach '45* gesprochen werden kann.

In diesem Sinne wäre aber auch die Epoche der großbürgerlichen Moderne als eine Friedensepoche anzusehen. Auch diese Zeit von 1815 bis 1914 war getrübt durch diverse Kriege.⁴²⁶ Doch auch diese Kriege waren in ihrer Größenordnung von den Koalitionskriegen und mehr noch von den Weltkriegen weit entfernt.⁴²⁷ *Jacob Burckhardt* schreibt in dem hier vertretenen Sinne über die Kriege seines, des großbürgerlichen Zeitalters:

Ganz besonders aber sind die heutigen Kriege zwar wohl Teil einer großen allgemeinen Krisis, aber einzeln für sich ohne Bedeutung und Wirkung echter Krisen; das bürgerliche Leben bleibt dabei in seinem Geleise, und gerade die jämmerlichen Notexistenzen bleiben alle am Leben; diese Kriege hinterlassen aber enorme Schulden, d.h. sie sparen die Hauptkrisis für die Zukunft zusammen. Auch ihre kurze Dauer nimmt ihnen den Wert als Krisen, die vollen Kräfte der Verzweiflung werden nicht angespannt, bleiben daher auch nicht siegreich auf dem Schlachtfeld stehen; und doch könnte nur durch sie wahre Erneuerung des Lebens erfolgen, d.h. die versöhnende Abschaffung des Alten durch ein wirklich lebendiges Neues.⁴²⁸

Insgesamt ist also festzustellen: *Es ist falsch, aus dem Bestehen einer 60-jährigen relativen Friedensepoche auf die Unmöglichkeit totaler Kriege zu schließen, da auch eine 99-jährige relative Friedensepoche den Ausbruch der kriegerischen Katastrophe der Weltkriege nicht verhindern konnte.*

Dieser Gedankengang kann als eine Warnung an die Gegenwart verstanden werden. Längere Friedenszeiten hat es in der Geschichte immer wieder gegeben. Zyklentheoretisch sind sie zu identifizieren als Teilzyklen eines historischen Prozesses, der trotz der relativen Kontinuität, die sich über Jahrzehnte erstrecken kann, nicht beliebig auf die Zukunft auszudehnen ist. Die Interpretatoren der Gegenwart sollten vorsichtig damit sein, den relativen Frieden nur innerhalb der EU bzw. der westlichen Zivilisation als historisch einmalige Errungenschaft anzusehen. Es gibt genügend Gründe dafür, zu vermuten, dass das „westliche Modell“ nicht das Ende der Weltgeschichte darstellt. Einige von ihnen hatten wir bereits unter dem Schlagwort „Limitation der Aufklärung“ diskutiert und werden in Abschnitt 5.3 noch einmal auf sie zurück kommen. Sie bieten auch genügend Raum für eine Diskussion politisch-gesellschaftlicher Gründe einer drohenden kriegerischen Weltkatastrophe.

⁴²⁶ Für Europa die wichtigsten sind: der Krim-Krieg sowie der Deutsch-Französische Krieg.

⁴²⁷ Im deutsch-französischen Krieg 180.000 Gefallene, vgl. (LDG; Stichwort „I. Weltkrieg“). Im Krimkrieg waren zwar ca. 600.000 Tote zu beklagen, jedoch kam der weit überwiegende Teil bedingt durch die schlechte ärztliche Versorgung durch Seuchen (Cholera und Ruhr) zu Tode; vgl. (Görtemaker (2002: S.49). In den Napoleonischen Kriegen – dem Hauptbestandteil jenes kriegerischen Zeitalters nach 1789, kamen ca. 1.000.000 Soldaten auf den Schlachtfeldern Europas um; vgl. die Internetseite http://www.napoleon-online.de/html/nap_schlachten.html (18.3.2008), auf welcher wiederum folgende Quellen genannt werden: Napoleon (2000), Bodart (1997), Chandler (1966), Pascal (1841), Smith (1998) und Gavard (1837).

⁴²⁸ Vgl. Burckhardt (2007), S. 884.

5.3 Erweiterte weltgeschichtliche Perspektive

Das Eintreten eines epochalen Umbruchs noch vor Mitte des 21. Jahrhunderts ist ein spekulativer Gedanke, der sich aus einer zyklentheoretischen Analyse formal ergibt. Alle bislang diskutierten Zyklen sollten spätestens in dieser Zeit ihr Ende finden. Mehr als das Aufzeigen wahrscheinlicher Zukunftsoptionen vermag sie ihrer Natur nach nicht. Sie dient deshalb vornehmlich als heuristischer Rahmen, aus dem an und für sich noch nichts Definitives folgt. Seit Spenglers *Untergang*, seit Guardinis *Ende der Neuzeit*, spätestens seit der Proklamierung einer vermeintlichen „Post-Moderne“ spukt durch die westliche Welt das Gespenst des Endes, des Nieder- und Unterganges. Die oben dargelegten Gedankengänge zeigten, dass auch eine über 60-jährige relative Friedenszeit kein Garant für einen nachhaltigen moralischen Aufschwung der „zivilisierten Welt“ ist. Ohne dies an dieser Stelle näher begründen zu können, liegt der Verdacht nahe, dass die Bedrohung, welche von der als wahrscheinlich anzunehmenden Epochenschwelle ausgeht, auch davon abhängt, *was sich bis dahin noch alles ereignet*. Mit seiner feinen Seismographik für zeitgeschichtliche Gemütszustände schreibt Sloterdijk:

Aber wenn der postmoderne Mensch zur Zeit heftig von endzeitlichen Alpträumen geplagt wird, dann auch darum, weil er spürt, wie ihre [die Moderne] Kräfte zur Vertagung des Äußersten schwinden. Seit Jahren erscheinen weltweit Anthologien und Sonderhefte zur Apokalypse. Das heißt: die Zeitgenossen nehmen interessiert zur Kenntnis, daß die Entfristung des Weltprozesses mißlingt. Das gibt zu denken, weil damit das zeitlogische Kernstück des Unternehmens Neuzeit gefährdet ist. Die Energien, die es sich einmal zutrauten, auf der endlichen Basis Erde das unendliche Projekt der Moderne durchzuführen, fühlen sich mit einem Mal dramatisch verknappt. Ein Bewußtsein von Zeitnot bedroht alles mehr als mittelfristig. Das Entfristungsprogramm der Moderne springt erneut in Endzeitdenken um, in der sich die Unentrinnbarkeit der Fristenlogik spürbar macht. Vieles spricht sogar dafür, daß die schärfsten Kanten der Endzeitproblematik erst vor uns auftauchen werden.⁴²⁹

5.3.1 Jaspers' Achsenzeit als Epochenschwelle

Die vorangegangenen beiden Abschnitte sind dazu angetan, die zyklentheoretische Sichtweise auf die Gegenwart in die Tradition des Spengler'schen Kulturpessimismus zu stellen. Zu sehr klingt das Gesagte ähnlich dem „Untergang des Abendlandes“. Die Parallele zu Spengler ist durchaus nicht von der Hand zu weisen, wenngleich der Verfasser sich davor hüten möchte, politische Parolen – etwa im Sinne des Spengler'schen „Cäsarismus“ – auszugeben. Drohende Krisen tragen aber stets einen doppelten Charakter. Was unter pessimistischen Vorzeichen als Untergang und Katastrophe erscheint, stellt sich unter optimistischen Vorzeichen als Chance für einen Neubeginn, ja als Sprungbrett eine bessere Zeit dar. Diese Ambiguität, welche ein Kristallisationspunkt für gesellschaftliche Freiheit sein mag, ist durch den hier entwickelten zyklentheoretischen Zugang durchaus abzubilden, womit zugleich gezeigt ist, dass diese Variante

⁴²⁹ Vgl. Sloterdijk (1989), S. 298f.

zyklentheoretischen Denkens den durch die traditionellen Theorien häufig nahegelegten Geschichtsfatalismus überwindet.⁴³⁰ In diesem Sinne vermag die hier entwickelte Sichtweise auch Perspektiven zu eröffnen, die der Spengler'schen Intention geradezu zuwiderlaufen. Es geht um die Frage, wie die welthistorisch einmalige Situation einer *globalisierten Welt* zu bewerten sei. Dieser Terminus ist hier nicht so sehr im Sinne einer weltweiten „neoliberalen“⁴³¹ Ökonomisierung zu verstehen, sondern soll auf die Tatsache verweisen, dass seit dem 20. Jahrhundert zum ersten Mal in der Geschichte alle Völker und Kulturen der Welt prinzipiell miteinander in Kontakt stehen und durch einen internationalen Austausch von Waren und Informationen – besonders auch durch das Internet – in eine nie dagewesenen Wechselwirkung getreten sind.

Dieses Novum der Weltgeschichte, dass alle Kulturen in einem politischen, ökonomischen und sozialen Wirkungszusammenhang stehen, stellt notwendig die Frage nach den ethischen Prinzipien, die einem solchen Miteinander zu Grunde zu legen sind. Wenn die oben entwickelten Argumente gültig sind, dass die Lösung nicht einfach in einer totalen und womöglich sogar totalitären „Modernisierung“ aller Menschheitskulturen besteht, so bleibt diese Frage bis auf weiteres unbeantwortet. Es ist dies gewissermaßen eine *globale Gretchenfrage*, die sich für den Verfasser als eine der bedeutendsten Fragen der zeitgeschichtlichen Gegenwart darstellt. In welcher Form sie auch immer beantwortet werden wird – zweifelsohne markiert sie eine Schwelle, deren Überschreiten von höchster universalhistorischer Bedeutung wäre.

Gab es in der Menschheitsgeschichte – so kann man fragen – Schwellen ähnlicher schwerwiegender Bedeutung? Vermutlich ja. Hierzu lohnt es sich, auf die geschichtsphilosophische Gedankengänge von *Karl Jaspers* zurückzugreifen, nämlich auf seine These von der *Achsenzeit*.⁴³² Jaspers konstatiert für den Zeitraum zwischen 800 und 200 v. Chr. für mindestens vier Kulturkreise (Indien, Ostasien, Judentum, griechische Antike) das Überschreiten einer geistigen Schwelle durch philosophisch-religiöse, aber auch technische Innovationen, die bis heute die Menschheitszivilisation entscheidend prägen. Kulturgeschichtlich ist diese Feststellung zweifelsohne zutreffend.⁴³³ Der gemeinsame Nenner der Denkbewegungen, die sich weitgehend unabhängig voneinander in etwa gleichzeitig erhoben, war ein erster Begriff von einer *allumfassenden Einheit*, der alle Lebens- und Weltbereiche unterworfen sind, oder wie es Jaspers formulierte: „In jedem Sinne wurde der Schritt ins Universale getan.“⁴³⁴ Dieses Universale kann als eine geistig einheitliche Erfassung aller erfahrbaren Lebens- und Weltbereiche aufgefasst werden. Es darf angenommen werden, dass auch „primitive“ Gesellschaften in einer Einheit le-

⁴³⁰ Zur Überwindung einer fatalistischen Interpretation zyklentheoretischen Denkens im Sinne Spenglers siehe etwa Richardson (1970).

⁴³¹ Hier ist der populäre Sprachgebrauch gemeint, der nicht Deckungsgleich mit dem wirtschaftshistorischen ist.

⁴³² Vgl. Jaspers (1952).

⁴³³ Freilich blieb auch Jaspers' These nicht ohne Kritik. Vgl. hierzu Dittmer (1999), der aber nach einer Diskussion der wichtigsten kritischen Einwände die Jaspers'sche Sichtweise im Wesentlichen bestätigt sieht.

⁴³⁴ A.a.O. S. 21. Freilich ist Jaspers' Begriff von der Achsenzeit weit differenzierter, vgl. a.a.O. S. 20ff, doch soll uns – um den Gedankengang nicht unnötig aufzublähen – die hier getroffene einfache Formulierung in unserem Rahmen genügen.

ben die alle Lebens- und Weltbereiche umfasst. Der Unterschied besteht darin, dass derartige Kulturen im Allgemeinen keine ausgeprägte *Erfahrung kultureller Fremdheit* gemacht hatten, wie sie für die kulturellen Eliten der großstädtisch gewordenen alten Hochkulturen durchaus bereits anzunehmen ist. In einer solchen kulturgeschichtlichen Situation ist es weiterhin plausibel anzunehmen, dass sich ein Bedürfnis nach einer *neuerlichen Integration* erhebt. An die Stelle einer bunten Vielfalt von Göttern, Geistern und Dämonen trat ein übergeordnetes Prinzip, sei es ein auf eine pantheistische Naturreinheit bezogener *Vernunftbegriff*, sei es ein personaler *Schöpfergott*, seien es spirituelle Fundamentalbegriffe wie *Brahman* und *Atman*, seien es universelle metaphysische Wirkprinzipien wie *Chi* oder *Yin und Yang*. Bemerkenswerter Weise setzen all diese Denkbewegungen auf einem durch die frühen Hochkulturen bereiteten hohen zivilisatorischen Niveau auf. Sie können durchweg begriffen werden als *geistige Erneuerungsbewegungen*. Man kann annehmen, dass die althergebrachte Religiosität in den jeweiligen Kulturkreisen bereits zweifelhaft geworden war und das neue Einheitsdenken hierzu als Anthithese zu denken ist. In diesen urban gewordenen Kulturen, in denen sich die Sprachen und Kulte mischten, konnte eine neuerliche Einheitsbewegung nicht durch die Einführung eines weiteren neuen Gottes geschehen, sondern Einheit musste viel allgemeiner und absoluter gedacht werden, um allgemeinverbindlich sein zu können.

Wenngleich sich geistesgeschichtlich nicht immer eine eindeutige Zuordnung heutiger Kulturkreise zu diesen vier Kulturen der Achsenzeit herstellen lässt, so sind es dennoch auch in der Gegenwart vier große Kulturkreise mit einer je eigenen Form der Schriftlichkeit, für welche die begrifflichen Charakterisierungen des Einheitsgedankens auch heute noch Gültigkeit besitzen. Der antike Vernunftbegriff hat sich dabei am stärksten gewandelt und findet seine moderne Fortsetzung in der naturwissenschaftlich-technisch geprägten westlichen Zivilisation. Der jüdische Begriff des Schöpfergottes entfaltet kulturell-gesellschaftliche Wirkmacht heutzutage vor allem im islamischen Kulturraum, während die regionale Kontinuität bezüglich der entsprechenden östlichen Kulturen der Achsenzeit (Indien und Ostasien) gewahrt blieb.

5.3.2 Zyklentheoretische Interpretation der Kulturen nach der Achsenzeit

Wie aber ist dieses Nebeneinander der Weltkulturen zu bewerten? Welche Sichtweise ergibt sich aus zyklentheoretischer Perspektive? Es soll hier eine spezielle Interpretation der geistesgeschichtlichen Gegenwart angeboten werden. Freilich gibt es keine Möglichkeit die „Wahrheit“ dieser Interpretation zu beweisen. Allenfalls eine rückblickende Analyse nach Jahrhunderten könnte die Wahrheitsfrage bezüglich derselben stellen. Es handelt sich um einen *spekulativen Gedanken*, mit Hilfe dessen die gegenwärtige kulturelle Verfasstheit der Menschheit in bestimmter Weise aufgefasst wird. Ebenso wenig ist ja eine Kursprognose für Aktien wahr oder falsch, solange das zeitliche Ziel der Prognose noch nicht erreicht ist. In der spekulativen Tätigkeit ähnelt der Philosoph dem Ana-

lysten, während anderweitig Kulturschaffende mit denjenigen zu vergleichen sind, die im Sinne oder im Widerspruch zu den Empfehlungen des Analysten ihr Kapital investieren.

Die zyklentheoretische Interpretation des Aufeinanderstoßens der verschiedenen Weltkulturen besteht nun darin, *die durch die Achsenzeit sowie die Gegenwart bzw. nahe Zukunft eingegrenzte Epoche als die programmatische Phase eines übergeordneten, zeitlich sehr ausgedehnten Zyklus zu interpretieren, welcher beim Beginn der alten Hochkulturen im vierten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung seinen Anfang nehmen würde.*

Wie ist dieser Interpretationsansatz zu motivieren? Hierzu wäre vor allem die Beobachtung heranzuziehen, dass sich gegenüber den alten Hochkulturen, welche vor der Achsenzeit herrschten, die kulturellen Innovationen innerhalb der verschiedenen Kulturkreise *in ganz unterschiedliche Richtungen* entwickelt haben. In diesem Sinne stellt etwa Jaspers fest, dass

die Nähe der drei parallelen Bewegungen [Orient-Occident, Indien, China] nur in jenen Jahrhunderten [der Achsenzeit besteht]. Der Versuch einer Fortführung der Parallele nach der Achsenzeit – in synchronistischen Tabellen über die Jahrtausende – wird immer künstlicher. Es sind nicht parallele, sondern eher divergierende Entwicklungen. Schienen sie ursprünglich wie drei Straßen auf das gleiche Ziel gerichtet zu sein, so sind sie sich schließlich sehr fremd geworden. Aber je weiter wir zurückgehen bis zur Achsenzeit, desto verwandter werden wir einander, desto näher fühlen wir uns.⁴³⁵

Dies entspricht genau dem zyklentheoretischen Bild nach dem Übergang von der impliziten zur programmatischen Phase, das wir mit dem Schlagwort „Divergenz“ charakterisiert hatten. Es ist dies ferner die Beobachtung, dass die *späten Kulturen* dieser großen Epoche seit der Achsenzeit, und das sind vor allem die *islamische* sowie die *abendländische*, ihrerseits wieder auf älteren, bereits diesseits der Achsenzeit anzusiedelnden Kulturen aufbauten. In beiden Fällen sind dies die griechisch-römische Antike und das Judentum. Das heißt, schon in diesen Kulturen nähern sich Konzeptualisierungen dessen, was seit der Achsenzeit als Kultur möglich ist, einander an. Eine solche Annäherung hatten wir jedoch für die späte programmatische Phase als *Konvergenz* bezeichnet. Etwas Ähnliches lässt sich auch für die östlichen Kulturen konstatieren, insoweit es nämlich insbesondere durch den Buddhismus zu einem nachhaltigen Kulturtransfer zwischen Indien und dem fernen Osten gekommen ist.

Ferner stützt sich die genannte Interpretation auf die Vermutung, dass eine mit der *Erfindung der Naturwissenschaften* in der Neuzeit, das *Entstehen des Monotheismus*⁴³⁶, das *Entstehen der Philosophie* im östlichen Mittelmeer-Raum im siebten vorchristlichen Jahrhundert *analoge Innovation die Menschheit bis auf weiteres nicht erleben wird.* Zyklentheoretisch entspricht dies dem Bild, *dass die genannten Innovationen als Programmatiken einer 2500-jährigen programmatischen Phase zu interpretieren sind, die*

⁴³⁵ Jaspers (1952), S. 32.

⁴³⁶ In Form des Zoroastrismus vermutlich ab 2000 v.Chr., vgl. Strausberg (2002), S. 12.

sich in der Gegenwart ihrem Ende entgegen neigt (siehe Abb. 13).

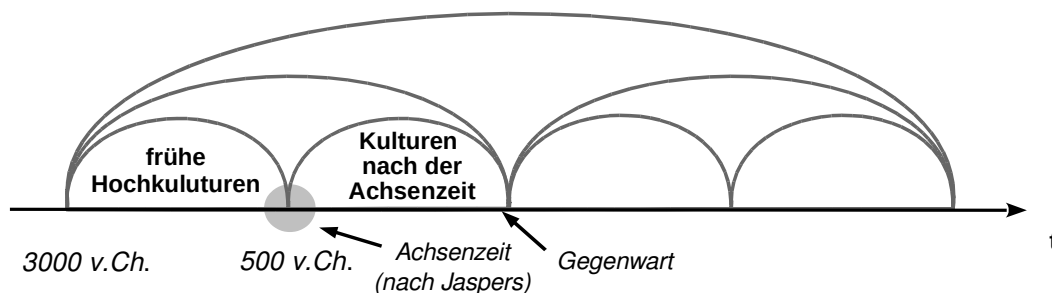


Abbildung 13: Mögliche Interpretation von Jaspers' Achsenzeit durch eine Anwendung des Zyklenmodells

Und schließlich hat die letzte der nach der Achsenzeit entstandenen Kulturen, die abendländische, Diskursformen entwickelt, die es ermöglicht haben, einen *Begriff von der Verschiedenheit der Kulturen* zu entwickeln und darüber hinaus es auch durch die ihr entsprungenen Kulturwissenschaften demonstriert, jede kulturelle Äußerungsform der Menschheit für erforschenswert zu halten. Neben der Entwicklung der modernen Naturwissenschaften ist dies die zweite, ganz entscheidende Innovation der Neuzeit. Sie vollzog sich im wesentlichen im 18. Jahrhundert⁴³⁷ und gelangte im Historismus zu einer ersten Hochblüte. Die Genese des kulturreflexiven Denkens ist aber gewiss eine wesentliche Voraussetzung für das, was sich in einem zeitlich hochrangig übergeordneten Sinne als Klassik darstellen könnte, welche die unterschiedlichen Menschheitskulturen als Programmatiken voraussetzt.

Worin könnte nun eine solche zu erwartende bzw. mit herbeizuführende Klassik bestehen? Formal ergäbe sich zunächst irgendeine Form der *Synthese der vier Kulturkreise Abendland, Islam, Ostasien und Indien*.⁴³⁸ Doch scheint das implizite Verständnis dieses Begriffs, das darin bestünde, dass sich eine neuartige globale Kultur als Vereinigung aller bisher bestehenden Kulturen allgemein durchsetzen könnte, unangemessen zu sein. Denn *einerseits* gibt es mit dem chinesischen Kulturkreis eine Kultur, die eine Kontinuität über die vergangene Epochenschwelle der Achsenzeit hinweg aufzuweisen hat. *Andererseits* enthält diese große programmatische Phase mit der griechisch-römischen Antike eine Kultur, die untergegangen ist. Das heißt, der genannte hypothetische große Zyklus einer Menschheitskultur mit den alten Hochkulturen als impliziter Phase und den Kulturen nach der Achsenzeit als programmatische Phase konturiert selbst nicht Kulturen, sondern lediglich *Grundvoraussetzungen*, unter denen sich kulturelles Schaffen *in ganz unterschiedlichen* Kulturen vollzieht. Und nicht zuletzt lässt sich die allent-

⁴³⁷ Vgl. Wiersing (2007), S. 794.

⁴³⁸ Man mag einwenden, dass hier andere Kulturräume wie Afrika südlich der Sahara oder das präkolumbianische Amerika nicht erwähnt wurden. Prinzipiell sollten diese Kulturräume natürlich nicht ausgeschlossen werden, doch sind die genannten Kulturräume an kulturhistorischer Bedeutung dadurch herausgehoben, dass sie über eine bis an die Gegenwart heran reichende Jahrtausende alte Tradition der Schriftlichkeit verfügen, weswegen ein wechselseitiger Diskurs, etwa im Sinne von Wimmers *Polylog*, hier wesentlich leichter möglich erscheint. Vgl. Wimmer (2004), S. 66ff.

halben in den Kulturen nach der Achsenzeit zu beobachtende *Tendenz zur Rationalisierung*, wenigstens in der Form eines Kampfes gegen den Mythos oder die Magie (eine Tendenz, welche freilich in der abendländischen Gegenwart auf die Spitze getrieben ist) als eine *generelle Tendenz der Explizierung des allgemein-kulturellen Begreifens* interpretieren. Die *Explizierung des Begriffs* ist aber wiederum kennzeichnend für die *programmatische Phase* des Zyklenmodells.

Nun stellt indes Jaspers folgendes fest:

Die Gegenwart ist keine zweite Achsenzeit. Vielmehr in schärfstem Kontrast zu dieser ist sie ein katastrophales Geschehen zur Armut hin an Geist, Menschlichkeit, Liebe und Schöpferkraft, wobei nur eines, die Produktion von Wissenschaft und Technik allerdings auch im Vergleich zu allem Frühen einzig groß ist.⁴³⁹

Versteht man den Terminus der „zweiten Achsenzeit“ im Sinne unserer Zyklentheorie als weitere Diskontinuität an der Schwelle zu einer möglichen Klassik, so ist hierzu folgendes zu sagen: Im Sinne der hier vorgeschlagenen zyklentheoretischen Interpretation der Gegenwart befinden wir uns noch nicht an der zu erwartenden Epochenschwelle, sondern haben es vorerst allenfalls mit einer epochalen Krise zu tun, welche später durch die Überschreitung der zu erwartenden Epochenschwelle zu lösen wäre. Die gegenwärtige Situation wäre also allenfalls mit einer anzunehmenden Krise der alten Hochkulturen an der Schwelle zur Achsenzeit analog zu setzen.

Wie könnte nun aber die womöglich anstehende Klassik, eine *globale kulturelle Revolution*, aussehen? Diese Frage bietet Raum für Mutmaßungen die einerseits zyklentheoretisch, andererseits gegenwartskritisch, also durch die Defizite der Gegenwartskultur, motiviert sind. Zunächst einmal kommt der kulturellen Entwicklung des abendländischen Kulturkreises eine besondere Rolle zu. Sie hat die Funktion einer „Leitkultur der Menschheit“, die sich allen anderen Kulturen unweigerlich aufdrängt – mag man diesen Umstand gutheißen oder nicht. Der relative Bedeutungsverlust Europas seit dem Ende des 19. Jahrhunderts darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass westliches Denken in einzigartiger Weise *alle* Weltkulturen infiltrierte hat. Es erscheint für Indianerstämme des Amazonasgebietes derzeit durchaus entbehrlich, sich mit Errungenschaften der indischen Kultur auseinander zu setzen. Das Vordringen der späten Erscheinungsform der westlich-abendländischen Kultur, das Vordringen also der Moderne vor allem in Form von Technik und Ökonomie, können und dürfen diese Menschen nicht ignorieren.

Da das globale Vordringen der Moderne speziell auf den Zyklus der Neuzeit verweist, werden wir zunächst und mit Mutmaßungen mit dem Ende der Neuzeit beschäftigen. Da wir bereits unter dem Schlagwort *Limitation der Aufklärung* verschiedene Punkte herausgestellt hatten, in denen das neuzeitliche Denken an seine Grenzen zu kommen scheint, ergeben sich nun folgende, weiterführende Gedanken:

⁴³⁹ A.a.O. S.127.

5.3.3 Weitere Anmerkungen zur Limitation der Aufklärung

Zu (i): Die Erkenntnis der *vertikalen Limitation der Aufklärung* besteht in dem Zugeständnis, dass das Programm „Aufklärung für alle“ gescheitert ist. Allen pädagogischen Bemühungen der Aufklärung zum Trotz erwies sich im 20. Jahrhundert der Markt in seinem Bestreben zur Kolonialisierung aller Lebensbereiche und Milieus als letztlich siegreich. Propaganda, Werbung und Unterhaltung, nicht Argument, Reflexion und der Mut zum Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit haben sich im 20. Jahrhundert als die Mittel erwiesen, mit Hilfe derer das Bewusstsein des „modernen Massenmenschen“ geformt wird.

Was allgemein als *Limitation der Aufklärung* angesprochen wurde, erweist sich hier speziell als eine Limitation des *aufklärerischen Menschenbildes*. Dieses erweist sich – kurz gesagt – als zu intellektualistisch. Die kulturschaffende Minderheit begeht einen induktiven Fehlschluss, wenn sie, von sich selbst auf alle Menschen schließend, das Ideal einer vollständigen Emanzipation aller Menschen vertritt. Das hohe Maß an selbständiger reflexiver Weltaneignung, welches dem Künstler oder Philosophen selbstverständlich sein mag, ist und bleibt bis auf weiteres für die meisten Menschen nicht erreichbar. Daraus folgt aber eine bedenkliche Leerstelle. Wenn Aufklärung nicht für die Massen taugt, was dann? Ungeachtet des Unvermögens bezüglich der allgemeinverbindlichen Kommunikation ihrer positiven Grundwerte hat sie – auch für den „modernen Massenmenschen“ – die traditionelle abendländische Religiosität als moralische Instanz weitgehend zurückgedrängt.

Zu (ii): Der Sieg des Westens im Kalten Krieg droht zusehends zu einem Pyrrhus-Sieg zu werden. Die Welt nach dem Fall des eisernen Vorhangs trägt geopolitisch zunehmend multipolaren Charakter. Dabei ist die *relative* Bedeutung der Kernländer der westlich-abendländischen Kultur im Sinken begriffen. Diesem relativen Bedeutungsverlust vorlaufend war freilich eine beispiellose geopolitische Expansion. Die Tatsache, dass die politische und gesellschaftliche Wirklichkeit auf diesem Planeten mit Abstand am stärksten durch die Errungenschaften der westlich-abendländischen Kultur geprägt ist, darf jedoch nicht zu dem Schluss verleiten, dass dieser Kulturkreis sämtliche Weltkulturen kolonialisieren wird, und zwar aus zwei Gründen:

(1) Die Expansion eines westlich-abendländischen Geistes in der Welt erstreckt sich nicht auf sämtliche Kulturbereiche gleichermaßen. Allen voran sind es das *technisch-naturwissenschaftliche* und das *ökonomische Denken* des Abendlandes, welche im Begriff sind, alle Weltwinkel zu durchdringen. Zumindest aber was technische Innovationen angeht, so haben sich diese in der Geschichte stets unabhängig vom kulturellen Kontext, in dem sie entstanden sind, verbreitet. Das gilt für die Erfindung des Papiers durch Chinesen, das an die Araber und von diesen an die Europäer weiter gegeben wurde; es betrifft ebenso die arabische Mathematik, die vom Abendland rezipiert wurde. Es wäre somit ein historisches Novum, wenn im Zuge der Verbreitung der abendländischen Technik gleichermaßen abendländische Philosophie, abendländische Demokratie und

abendländisches Verständnis von Menschenrechten verbreiten würden.

(2) Parallel zum Fluss westlicher Kulturelemente in nicht-westliche Regionen ist ein entgegengesetzter Fluss nicht-abendländischer Kulturelemente in Richtung der Kernländer des Abendlandes auszumachen. Denken wir zunächst an die sich abseits der Hochkultur anzusiedelnde Subkultur der *Esoterik*, so finden hier insbesondere Denkformen östlicher Kulturkreise Einzug in die abendländische Sphäre. Ein Beleg dafür, dass der genannte entgegengesetzte Fluss nicht-abendländischer Kulturelemente auch die abendländische Hochkultur zu affizieren vermag, ist der von Gloy und Bachmann herausgegebene Sammelband „Das Analogiedenken – Vorstöße in ein neues Gebiet der Rationalitätstheorie“.⁴⁴⁰ Der Beitrag von Patrick Frei in diesem Band, „Begriffslehre der chinesischen und geheimwissenschaftlichen Entsprechungslogik“ stellt der abendländische „Schullogik“ eine „Logik des Analogiedenkens“ als gleichberechtigt gegenüber und relativiert damit das Primat der abendländischer Intellektualität. Dies ist im Kontext postkolonialistischer Denkansätze zu sehen, welche durchaus für eine spekulativ bereits angedachte „Menschheitsklassik“ bedeutsam sein könnten.

Zu (iii): Bis heute bleibt die Aufklärung in ethischer Hinsicht ein defizitäres Projekt; dies vor allem deshalb, weil sie metaphysische Fragen zu Geschmacksfragen degradiert hat. Man mag zur Erkennbarkeit jenseits der objektiven Erfahrung liegender Dinge noch so skeptische Ansichten haben – zweifelsohne haben diesbezügliche mögliche Antworten schwerwiegende, aber ganz unterschiedliche Konsequenzen. Zweifelsohne betrifft die Frage, ob es ein Leben nach dem Tode gibt, *jeden* Menschen. So wie ein Reisender in einem Flughafen ein Interesse daran haben muss, ob ihn das gebuchte Flugzeug in ein Ferienparadies oder ein Bürgerkriegsgebiet bringt, so wird für jeden Menschen die Antwort auf die Frage nach einem jenseitigen Leben zweifelsohne früher oder später existenziell betreffen. Dass der Tod in der Moderne zum Tabu wird, erklärt sich einfach daraus, dass sie zum unausweichlichen Ende des Lebens nichts Positives zu sagen hat. So sehr auch das Leben des modernen Menschen durch die moderne Hochleistungsmedizin und eine die leibliche Unversehrtheit behütende Gesetzesordnung vom Tode abgeschottet wird, so wenig konnte die Moderne den Tod abschaffen.

Der moralisch defizitäre Charakter der Aufklärung wird auch durch Konstrukte wie das „Naturrecht“ nicht behoben. Ein Recht ist klarerweise etwas, das eine oder eine Gruppe von Personen einer weiteren Person oder Gruppe gewährt. Was dem gegenüber ein „durch die Natur vergebenes“ oder „von Natur aus einem Menschen zueigenes“ Recht sein soll, ist schon semantisch schwierig zu bestimmen. Die Fundamente der ethischen Praxis des spätneuzeitlichen Menschen sind in Wahrheit die Residuen der zum Kulturchristentum gewandelten traditionellen abendländischen Religiosität. Moralische Bekenntnisse lassen sich zweifelsohne leichter wechseln als sittliche Gewohnheiten, denn letztere werden schon ab der frühen Kindheit anerzogen, während sich erstere erst in der späten Jugend in selbstständiger Weise herausbilden. Darüber hinaus sind die ethischen Prinzipien der Aufklärung (Freiheit, Toleranz, Egalität, Solidarität) nicht als spontane

⁴⁴⁰ Gloy/Bachmann (2000).

kulturelle Ereignisse anzusehen, sondern vor dem Hintergrund der abendländischen Kultur zu begreifen. Es ist bezeichnend, dass Kant in der Kritik der praktischen Vernunft den kategorischen Imperativ nicht zu deduzieren versucht und zugleich den religiösen Glauben als pragmatisches Hilfsmittel zur sittlichen Lebensführung einführt. Darin gesteht der vielleicht glänzendste Denker der Aufklärung im Grunde genommen das Unvermögen ein, allein mit Mitteln der Aufklärung den Menschen ein (nicht nur theoretisches sondern lebbares) ethisches Fundament zu bieten. Damit stellt sich aber die Frage, ob der Moderne als gesellschaftlichem Zustand einer vollzogenen Aufklärung der viel beklagte Werteverlust nicht notwendiger Weise zukommt. So dies aber der Fall ist, so zudem offenkundig wäre, dass die Religion in ihrer wertbegründenden Funktion nicht zu ersetzen ist, wird die Frage nach einem *Weltethos* notwendig zur *Frage nach der wahren Religion* und damit nach einer *wahren Metaphysik*. Religion ist hierbei formal zu verstehen als jede Denk- und Kommunikationsform letztendlicher *metaphysischer* Fragen, die sich durch das Vorhandensein des menschlichen Bewusstseins ergeben. (Traditionelle Religionen sind in diesem Verständnis stets nur bestimmte und keineswegs die einzig möglichen Formen von Religion.)

Zu (iv): Zur Erörterung der *ökonomischen Limitation der Aufklärung* würde im Prinzip auch eine Kritik der kapitalistischen Wirtschaftsorganisation gehören. So notwendig gerade angesichts einer internationalen Finanzkrise eine solche unter nicht-marxistischen Prämissen wäre, so wenig kann sie an dieser Stelle geleistet werden. Zu sehr müssten wir auf Zusammenhänge eingehen, die rein volkswirtschaftlicher Natur sind. Es bleibt also lediglich der Verweis darauf, dass der Kapitalismus – oder das, was sich als die bestehenden ökonomischen Verhältnisse der Gegenwart herausstellt – gegenüber den sozialistischen Experimenten des 20. Jahrhunderts den Sieg davon getragen haben mag, sich diese Art des Wirtschaftssystems deswegen nicht notwendig als beste aller möglichen anzusehen ist. So ist etwa auf die historische Erfahrung zu verweisen, dass das Ansehen der Demokratie ganz wesentlich von der ökonomischen Prosperität der entsprechenden Volkswirtschaft abhängt. Die Machtergreifung des Nationalsozialismus und das damit inhärente Scheitern der Weimarer Demokratie wäre ohne die vorherige Weltwirtschaftskrise nicht möglich gewesen. Sollte etwa die Begrenztheit der natürlichen Ressourcen zu einem spürbaren Einbruch des Wohlstandes in den westlichen Demokratien führen, so besteht kein Grund zur Annahme, dass nicht neue Formen des politischen Extremismus der Demokratie Konkurrenz machen könnten. Darüber hinaus ist es fraglich, ob ein auf Verschuldung und Zins aufbauendes Wirtschaftssystem überhaupt dauerhaft stabil sein kann, da unter sehr einfachen Randbedingungen sich in den meisten Szenarien eine exponentiell anwachsende gesamtvolkswirtschaftliche Verschuldung bzw. dementsprechende reale Geldvermögen ergeben. Kurz: die Entwicklung der bestehenden Wirtschaftsordnung als globale Form der volkswirtschaftlichen Verfasstheit ist mit kritischem Auge zu beobachten. Mittelfristig mag der Kapitalismus dem Sozialismus überlegen sein. Ob indes die Menschheit *langfristig* die Auswirkungen des kapitalistischen Wirtschaftens überlebt, ist dagegen eine ganz andere Frage.

Diese Anmerkungen (i-iv) zu den Teilaspekten der *Limitation der Aufklärung* dürfen nun nicht dahingehend verstanden werden, als wäre Aufklärung grundsätzlich problematisch. Dadurch dass ein Begriff in der Anwendung an Grenzen stößt bedeutet ja auch nicht, dass dieser gänzlich irrelevant wäre. Allein – die Auseinandersetzung mit den *Grenzen der Aufklärung* ist notwendiger Bestandteil des Bemühens, *derselben einen angemessenen Stellenwert beizumessen*. Gleichwohl ist nicht auszuschließen, sondern im Gegenteil vielmehr anzunehmen, dass mit dem wahrscheinlichen *Ende der Moderne* Konzeptionen der aufklärerischen Idee an die Seite zu stellen sind, die deutlich anderes Gepräge tragen. Wie diese freilich aussehen könnten, insbesondere inwieweit diese Konzeptionen notwendiger Weise die krisenhaften Erscheinungen der *Limitation der Aufklärung* zu lindern vermögen, ist nicht Teil dieses Textes, sondern intellektuelle Aufgabe eines jeden philosophisch verständigen Menschen der Gegenwart.

5.4 Fazit

Zyklentheoretisch ergeben sich für das *Ende der Moderne* zwei zueinander komplementäre Interpretationsmuster. Das eine besteht darin, etwa für das erste Drittel des 21. Jahrhunderts das Ende von nicht weniger als vier Zyklen anzunehmen: Diese wären zu identifizieren als die proletarischen Moderne, das bürgerlichen Zeitalter, die Neuzeit und der abendländischen Zyklus. Diese Zyklen stehen zu einander im Verhältnis einer *Hierarchie*, in der notwendiger Weise das Ende eines übergeordneten Zyklus das Ende der untergeordneten Zyklen impliziert. In dieser Interpretation erweist sich die Einschätzung der Gegenwart mehrfach als eine *Zeit des Endes, mithin des Niedergangs*. Wenn Geschichtsphilosophie seit Spengler immer wieder den Charakter des Kulturpessimismus trug, so kann die genannte zyklentheoretische Interpretation durchaus in der Tradition einer solchen Geschichtsphilosophie gesehen werden.

Die Perspektive, welche sich unter Einbeziehung der Jaspers'schen Idee von der Achsenzeit ergab, steht kulturpessimistischen Interpretationen hingegen diametral entgegen. Diese Deutung postuliert für das Überschreiten der nächsten bedeutenden geistesgeschichtlichen Schwelle das Kommen einer *klassischen Zeit höchsten Ranges*. Diese zu erwartende Klassik hätte als Thema, sowohl die verschiedenen Weltkulturen als auch die verschiedenen grundlegenden kulturellen Innovationen einer globalen, 2500-jährigen programmatischen Phase zu einer Einheit zu führen – eine Einheit freilich, die nicht in Widerspruch zu Differenz stehen muss. Bezogen auf die unterschiedlichen Kulturdisziplinen wie Kunst, Wissenschaft, etc., die sich in ihrer auf uns gekommenen Form als innovative Leistung einer Jahrtausende währenden programmatischen Phase darstellen, könnte man eine klassische Synthese als Metakonzeption verstehen, welche all die verschiedenen Kulturdisziplinen in sinnvoller Weise aufeinander bezieht – beispielsweise im Sinne eines wissenschaftlich fundierten Menschenbildes, das als Metahorizont künstlerischen Ausdrucks fungiert. Daraus würde ein Bildungsideal resultieren, welches der

sich immer stärker durchsetzenden Tendenz zum (kognitiven) Partikularismus diametral zuwiderlaufen würde. Bezogen auf die verschiedenen Weltkulturen könnte die entscheidende Leistung einer globalen Klassik darin bestehen, die verschiedenen Kulturkreise als organische Bestandteile einer allgemeinen Menschheitskultur zu verstehen. Hierzu wäre allerdings eine kulturwissenschaftliche Metatheorie notwendig, welche es erlauben würde, über die Kulturkreise hinweg zu einer Sprache zu finden, die wenigstens in gewissem Maße das Problem der interkulturellen Inkommensurabilität überwinden würde.

Die pessimistische und die optimistische Perspektive ergänzen einander. Es gibt weder Grund für naiven Optimismus noch Veranlassung an eine totale Katastrophe zu glauben. Die schwerwiegenden Probleme, welche die Menschheit im 21. Jahrhundert zu lösen haben wird, dürften entscheidend geprägt sein durch den hier in vier Hinsichten beleuchteten Topos der *Limitation der Aufklärung*. Diesen Topos etwa im Sinne von Adorno und Horkheimer mit *Grenzen der Aufklärung* gleichzusetzen, hieße jedoch den Gehalt des Terminus „Limitation“ zu verkürzen. Vielmehr bedeutet „Limitation“, inwieweit ein Begriff *angemessen* anzuwenden ist.

Für den Philosophen eröffnen sich in der zyklentheoretischen Sichtweise zahlreiche Perspektiven für weitere Denkentwicklungen. Eine solche kann in dem Bemühen um eine philosophisch fundierte, nicht-marxistische Kapitalismuskritik ebenso bestehen wie in philosophischen Denkanstrengungen, bezogen auf außer-europäische Denktraditionen, beispielsweise der indische Philosophie. In jedem Falle aber sind die Zeiten, in denen wir leben, in der hier vorgetragenen zyklentheoretischen Interpretation im höchsten Maße bedeutsam. Das mag überraschen, wo man doch ansonsten vielleicht eher ein allgemeines Epigonentum diagnostizieren würde. Das heißt aber zugleich, dass die Philosophie in einem solchen Maße gefordert ist, wie sie es gegenwärtig vielleicht noch nicht einmal zu begreifen, geschweige denn in Hinblick auf die ihrer harrenden denkerischen Probleme zu bewältigen vermag. Dies allerdings ist Teil der gegenwärtigen Krise.

SCHLUSSDISKUSSION

Dieser Text spannt einen weiten Bogen. Ausgehend von den Theorien Spenglers und Kuhns (Kapitel 1) wird im zentralen zweiten Kapitel eine moderne Zyklentheorie entworfen. Von traditionellen geschichtsphilosophischen zyklischen Theorien unterscheidet sich die hier vorgestellte vor allem in methodischer Hinsicht, was insbesondere dazu führt, dass weltanschauliche Aspekte in dem Sinne in den Hintergrund treten, als diese unabhängig von der Formulierung des Zyklenmodells sind. Zum angemessenen Verständnis der hier vorgestellten Theorie ist ihr Entstehen im kunsthistorischen Kontext wichtig. In dieser Disziplin liegen bis auf weiteres auch die meisten Anwendungsmöglichkeiten der Zyklentheorie, was mehr oder weniger detailliert in den Beispielen von Kapitel 2 und 3 verdeutlicht wurde. Davon ausgehend ergab sich auch die Perspektive, zyklentheoretische Interpretationen auch auf die allgemeine Kulturgeschichte zu übertragen. Die Anwendung auf die Geschichte der Quantenmechanik stellt einen Sonderfall dar, der es jedoch insbesondere ermöglicht, anschlussfähig zur Kuhn'schen Theorie des Paradigmenwechsels zu sein. Zwar wurde bereits in Kapitel 2.1 versucht, eine Charakterisierung des Objektbereiches der Zyklentheorie zu liefern – eine solche kann jedoch niemals rein apriorisch geschehen, sondern hat sich stets an erfolgreichen Anwendungen der Zyklentheorie zu orientieren.

Im Gegensatz zu Kuhns Theorie, welche in der Geschichte der Naturwissenschaft ihren Ausgangspunkt nimmt und weitgehend auf diese beschränkt bleibt, nahm die hier vorgestellte Zyklentheorie entstehungsgeschichtlich ihren Ausgangspunkt in der Kunstgeschichte⁴⁴¹ und wurde bald auch auf anderweitige Gebiete der Geistesgeschichte übertragen. Eine derart *allgemeine* Theorie ideengeschichtlicher Entwicklung liegt nach dem Wissen des Verfassers ein zweites Mal nur in Gestalt der Hegel'schen Geschichtsphilosophie vor. Es sei hier jedoch darauf verwiesen, dass sich auch Kuhn durchaus ausführlich dazu geäußert hat, wie sich das von ihm gezeichnete Bild der Entwicklung der Naturwissenschaften zu entsprechenden Verläufen in anderen Kulturdisziplinen, namentlich der Mathematik, aber auch der Kunst, verhält.⁴⁴² Ein umgekehrter Annäherungsversuch von der Kunstgeschichte an die Theorie Kuhns wurde von Suckale

⁴⁴¹ Bemerkenswert ist auch das ausgeprägte Verhältnis Spenglers zur Kunstgeschichte, das bisher jedoch nur unzureichend erforscht ist. Vergl. Zumbini, Massimo Ferrari: Macht und Dekadenz, in Demandt/Fahrenkopf (1994).

⁴⁴² Kuhn, Thomas: Bemerkungen zum Verhältnis von Wissenschaft und Kunst; in Kuhn (1977), S. 456: „An anderer Stelle war ich [...] darauf bedacht, die Ähnlichkeit der Entwicklungslinien beider Disziplinen [Kunst und Wissenschaft] zu betonen. In beiden kann der Historiker Zeitabschnitte finden, in denen ihre Ausübung einer Tradition entspricht, die auf irgendeiner stabilen Konstellation von Werten, Methoden und Vorbildern beruht. Und in beiden findet er auch Abschnitte verhältnismäßig raschen Wandels, in denen ein System von Werten und Vorbildern einem anderen weicht. Das lässt sich aber wohl über die Entwicklung jedes menschlichen Unternehmens sagen. Was die Entwicklung im Großen betrifft, so besteht meine Originalität allenfalls in der Behauptung, daß das, was bezüglich der Entwicklung etwa der Kunst oder der Philosophie seit langem anerkannt ist, auch auf die Wissenschaft zutrifft.“

unternommen.⁴⁴³ Nach Auffassung des Autors darf die Bedeutung der hier entwickelten Zyklentheorie jedoch keinesfalls überschätzt werden. Sie stellt keine kulturphilosophische Großtheorie dar, da zu einer solchen bei weitem mehr notwendig wäre, allen voran ein begriffliches Instrumentarium, um die *verschiedenheit der Kulturen* adäquat kognitiv zu repräsentieren.

Kapitel 3 sollte einen praktischen Begriff davon liefern, wie mehrfache Instanzierungen des Zyklenmodells zur komplexen diachronen und synchronen Differenzierung stilgeschichtlicher Verläufe führen können. Insbesondere ergab die Analyse ein modernes, formales Verständnis der kulturgeschichtlichen Kategorie „Klassik“. Danach sind in ihrem jeweiligen Kontext beispielsweise die Fassade von *S. Susanna in Rom* und die ehemalige *Abteikirche Weingarten* als klassische Werke anzusehen.

In Kapitel 4 wurden die prominentesten Einwände gegen traditionelle Geschichtsphilosophien diskutiert. Jacob Burckhardts Kritik erwies sich dabei als eine solche, die sich allein gegen lineare Geschichtsphilosophien wendet, wohingegen der Baseler Historiker selbst typologische Abstraktionen von zyklischem Charakter entwickelte, die jedoch auf einzelne Aspekte der Kulturgeschichte beschränkt bleiben (wie die Entstehung der Literatur im sakralen Kontext und deren zunehmende Emanzipation). Poppers Kritik des Historizismus erwies sich als unzulänglich weil dieser Wissenschaftstheoretiker lediglich total deterministische Geschichtstheorien zu widerlegen versucht, wobei solche von „Historizisten“ wie Marx und Spengler – die Poppers Kritik vor allem treffen sollte – gar nicht vertreten wurden. Die Diskussion der analytischen Geschichtsphilosophie schließlich führte auf eine eingehende Analyse des idiographischen Charakters der Geschichtswissenschaft, wobei als Ergebnis die Problematik herausgestellt wurde, historische Gesetze universell zu formulieren, weil die Termini solcher Gesetze eben wiederum je historisch bedingt sind. Deswegen hat die hier vorgestellte Zyklentheorie auch keinen nomothetischen Charakter, sondern einen typologischen. Anstatt historische Entwicklungen vorauszusagen, geht es bei ihr darum, einen begrifflichen Rahmen der historiographischen Interpretation bereit zu stellen.

Scheinbar im Widerspruch hierzu wurde im Kapitel 5 der spekulative Versuch unternommen, mit zyklentheoretischen Hilfsmitteln einen Blick in die Zukunft zu werfen. Wo dies aber nicht als prophetische Prognose verstanden wird, sondern als Hinweis auf mögliche schwerwiegende Krisen in der Zukunft, erweist sich zyklentheoretisches Denken gerade nicht als fatalistisch sondern als Hilfsmittel, um Voreingenommenheiten aufgrund der normativen Kraft des Gegenwärtigen zu überwinden. Die Westliche Welt, ja die Menschheit sollte sich jedoch nicht in Sicherheit wiegen. Die relative Stabilität sowie Kontinuität seit dem Ende des Zweite Weltkrieges darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich der Wind des welthistorischen Geschehens auch einmal wieder radikal drehen kann. Unter dem Schlagwort *Limitation der Aufklärung* wurden in diesem Sinne mögliche Probleme gegenwärtiger und zukünftiger Krisen mithilfe der Zyklentheorie aufgezeigt. Darüber hinaus ermöglicht unser Vorgehen eine Perspektive, welche es er-

⁴⁴³ Suckale (1989), S. 234 f.

laubt, die welthistorische Epoche seit der „Achsenzeit“ (Jaspers) als eine globale programmatische Phase zu interpretieren, deren Ende möglicherweise kurz bevor steht. Dieses würde eine besondere Herausforderungen an die Gegenwart stellen, insofern als die Menschheit von heute dazu aufgefordert wäre, das globale kulturelle Erbe in seiner topographischen, historischen und bereichsspezifischen Differenzierung aufeinander zu beziehen. Im günstigsten Falle bestünde dann die Möglichkeit, die Menschheitskulturen als eine gegliederte organische Einheit zu begreifen, ohne dass hierzu die Differenzen der Kulturräume nivelliert werden müssten.

Eine durch diesen Text nicht einzulösende Hoffnung besteht darin, dass die hier vorgestellte Zyklentheorie tatsächlich in den umrissenen historiographischen Anwendungsfeldern erfolgreich anzuwenden ist. Der Historiker wäre dabei aufgefordert, theoretische Schematisierungsversuche der Geschichte nicht vorschnell abzulehnen. Je nachdem, auf welchem Abstraktionsniveau sich der Geschichtswissenschaftler bewegt – nahe an den Einzelspuren oder summarisch, bezogen auf längerfristige historische Entwicklungen – mag eine zyklentheoretische Sichtweise angemessen erscheinen oder nicht. Schließt der Historiker jedoch globale Perspektiven von vornherein aus, so läuft er Gefahr, vulgären Geschichtsphilosophien politischer Ideologien oder des Feuilletons entweder unbewusst zu folgen, oder diesen ungewollt das Feld zu überlassen. Den historischen Charakter unserer Kultur angemessen zu spiegeln ist eine der zentralen Aufgaben der Geschichtsphilosophie, und hieraus ergibt sich unter anderem ihre Berechtigung. So sehr die Moderne auch den Stab über vergangene Epochen brechen mag, so sehr ist dem späten Abendland auch das Archivieren, das Aufbewahren und Restaurieren historischer Zeugnisse zueigen. Welche Kultur vor der unseren baute zahllose Museen, mitunter zu den absonderlichsten Themen? Hierin liegt mehr als nur Liebhaberei – es ist Teil unseres abendländischen Weltbegriffens.

Ein epistemischer Atomismus, der jede globale Perspektive ausblendet, verweigert sich diesem Begreifen. Es ist ein Irrtum, anzunehmen, dass sich historische Erkenntnisse durch Aggregation historischer Einzelbeobachtungen gewissermaßen automatisch ergeben. Globalere Sichtweisen erweisen sich als notwendig, um historiographische Fragestellungen zu entwickeln, etwa im Sinne Droysens:

[...] die Forschung ist nicht auf ein zufälliges *Finden* gestellt, sondern sie *sucht* etwas. Sie muss wissen, was sie suchen will, erst dann findet sie etwas. Man muß die Dinge richtig befragen, dann geben sie Antwort.⁴⁴⁴

Wie die Kuhn'sche Theorie des Paradigmenwechsels eine Methode darstellt, historische Spuren auf eine bestimmte und durchaus systematische Weise zu befragen, so stellt die hier vorgestellte Zyklentheorie eine solche dar, die Spuren allgemeiner, interner geistesgeschichtlicher Entwicklungen zu befragen. Externe Momente der Historiographie werden dabei nicht ausgeblendet, insbesondere insoweit atypische Anwendungsmöglichkeiten der Zyklentheorie stets auf möglicherweise aufzufindende

⁴⁴⁴ Zit. nach Acham (1974), S. 25.

besondere externe Konstellationen verweisen, welche als Ursache für den atypischen Verlauf der Geschehnisse verantwortlich sind.

Theoriebildung mag im historiographischen Kontext prinzipiell kontrovers beurteilt werden, es fehlt jedoch nicht völlig das Bemühen um eine solche. Im Anschluss an Kocka und Wehler⁴⁴⁵ vermag die Zyklentheorie in diesem Sinne für die historiographische Forschung Verschiedenes zu leisten:

(1) Sie vermag den Gegenstand der historischen Untersuchung einzugrenzen und liefert ein gedankliches Konstrukt, welches durch seine methodologischen Vorgaben klar zwischen internen und externen Aspekten historiographischer Erklärungen unterscheiden lässt. (2) Die Zyklentheorie gibt Anlass zur Hypothesenbildung. Sie beinhaltet eine sophisticatede Hypothese für den normalen Verlauf autochthoner ideengeschichtlicher Entwicklungen und verweist im Falle atypischer Anwendungen auf die hypothetisch anzunehmende besondere Bedeutung externer Faktoren. (3) Sie liefert ein flexibles Schema für Periodisierung, wobei im Einzelfall genau zu prüfen ist, auf welcher zeitlichen und topographischen Skala Instanzierungen des Zyklenmodells nutzbringend zu instanzieren sind. (4) Unterschiedliche Instanzierungen des Zyklenmodells liefern ein Vergleichsschema, mit Hilfe dessen es möglich ist, Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede verschiedener synchroner und diachroner historischer Entwicklungen herauszuarbeiten. Gerade die letztgenannte Möglichkeit zeigt auf, wie sich idiographisches und typologisches Denken in der Historiographie in komplementärer Weise zu ergänzen vermögen: Die Frage, inwieweit unterschiedliche historische Verläufe strukturelle Entsprechungen aufweisen impliziert auch die Frage, inwieweit sie dies *nicht* tun. Gerade dies trägt aber zum Erkennen der Einzigartigkeit eines jeden historiographischen Gegenstandes bei. (5) Die Zyklentheorie ist so formuliert, dass sie den historischen Stoff zu strukturieren vermag, derart, dass sich zeitlich übergeordnete und untergeordnete Entwicklungslinien unterscheiden lassen.

Im Folgenden soll eine Reihe von Fragen angesprochen werden, welche im Rahmen dieses Textes nicht beantwortet werden konnten:

(1) Wie ist das Verhältnis von interner und externer Geschichtsschreibung genauer zu bestimmen? Atypische Anwendungen der Zyklentheorie geben zwar Anlass, nach besonderen externen Umständen zu fragen, welche die Atypizität erklären könnten. Dies heißt jedoch nicht, dass typische Anwendungen der Zyklentheorie externe Aspekte der Historiographie unwichtig machen würden. Eine genauere Untersuchung externer Bedingungen ideengeschichtlicher Entwicklungen bleibt eine Aufgabe, die im Rahmen der hier vorgestellten Zyklentheorie nicht geleistet wurde, und etwa durch eine theoretische Soziologie im Sinne Webers, Luhmanns oder Collins⁴⁴⁶ zu ergänzen wäre. Für ein

⁴⁴⁵ Vgl. Lorenz (1997), S. 356ff.

⁴⁴⁶ Die Theorie von Collins (2000) steht nach Auffassung des Autors in keinem Widerspruch zur hier vorgestellten Zyklentheorie. Konzentriert sich Collins vor allem auf die soziologischen Aspekte der Geistesgeschichte – in seinem Falle der Philosophie – so ist es uns hier vornehmlich um die ideengeschichtlichen Aspekte gegangen. Geschichte ist aber niemals reine Ideengeschichte, noch reine Sozialgeschichte. Beide Betrachtungsweisen sind vielmehr als einander ergänzend anzusehen.

umfassendes Bild historischer Begebenheiten werden stets beide Aspekte der Geschichtsschreibung von Bedeutung sein.

Es sei darauf verwiesen, dass die Terminologie des Zyklenmodells es durchaus offen lässt, um soziologische Aspekte ergänzt zu werden. Normsetzung, etwa im Zusammenhang mit dem zyklentheoretischen Konzept der Klassik, lässt sich zwanglos auch als sozialer Prozess begreifen. Es steht zu vermuten, dass das Zyklenmodell eine zweite, sozialgeschichtliche Seite besitzt, durch die Prozesse zur Bildung und Entwicklung von kulturellen Produktions- und Rezeptionssystemen modelliert werden könnten. So bildete sich sicher im 17. Jahrhundert ein System aus Künstlern und Auftraggebern heraus, welches sozialgeschichtlich der Träger der „süddeutschen Wandpfeilerkirche“ war. Wie derartige Systeme entstehen, sich stabilisieren, entwickeln und im Laufe der Geschichte auch wieder verschwinden, ist eine wichtige kulturgeschichtliche Fragestellung. Das Zyklenmodell in dieser sozialgeschichtlichen Hinsicht zu erweitern bleibt zukünftiger Forschung vorbehalten. Das Zyklenmodell wäre dann nicht nur ein Modell, das die Entwicklung von Verstehensweisen künstlerischer, philosophischer oder naturwissenschaftlicher Art beschreiben könnte. Es könnte darüber hinaus zu einem Modell erweitert werden, welches zugleich die Evolution der sozialen Strukturen beschreibt, die den ideengeschichtlichen Prozess tragen. Betrachten wir den Übergang von der impliziten Phase zur programmatischen: Was in unserem Modell der internen ideengeschichtlichen Entwicklung als *ideengeschichtliche* Ausdifferenzierung beschrieben wurde, indem sich ausgehend von einem impliziten Begriff, einem impliziten Verständnis verschiedene konkurrierende Programmatiken entwickeln, könnte durchaus ergänzend hierzu als Prozess der *sozialen* Ausdifferenzierung begriffen werden, etwa im folgenden Sinne: „Ein sich in der impliziten Phase stabilisierendes kulturelles Produktions- und Rezeptionssystem erfährt beim Übergang zur programmatischen Phase eine Ausdifferenzierung in zueinander konkurrierende Teilsysteme.“ Zu beachten ist jedoch, dass eine solche sozialgeschichtliche Erweiterung der Zyklentheorie vermutlich die zeitliche Skaleninvarianz einschränken würde.

Genauer gesagt kann jede Phase des Zyklenmodells verstanden werden als ein Prototyp historischer Konstellationen sozialer Systeme, die kulturelles Schaffen tragen (vgl. Abb. 14): (i) Die Stabilisierung neuartiger kultureller Muster in einem traditionellen Kontext *als sozialer Prozess*; (ii) die *Ausdifferenzierung* eines bestehenden sozialen Systems in Subsysteme durch Schulbildung, sowie deren gegenseitige Beeinflussung und Ringen um Deutungshoheit; (iii) die Herausbildung normgebender, mustergültiger Lösungen im Sinne eines klassischen, reifen Paradigmas, einer disziplinären Matrix, eines verbindlichen Kanons; (iv) die Rezeption bestehender klassischer Normen mit den beiden Optionen *inhaltlicher* und *methodischer* Nachfolge und damit verbunden das Ringen über die Deutungshoheit über die in der Klassik errungenen Normen; und schließlich (v) die nachlassende Gültigkeit der klassischen Normen, deren zunehmende indirekte Rezeption, das Auftauchen neuer Muster und eine mögliche neuerliche Annäherung von Klassizismus und Antiklassizismus als ein soziales Szenario der Dekanonisierung und damit

verbunden eine zunehmende Desintegration der korrespondierenden sozialen Systeme. Eine derartige Prototypik sozialgeschichtlicher Szenarien kann selbst dann noch diskutierbar sein, wenn sie nicht im Sinne einer zeitlichen Abfolge als zusammenhängendes Modell verstanden wird.

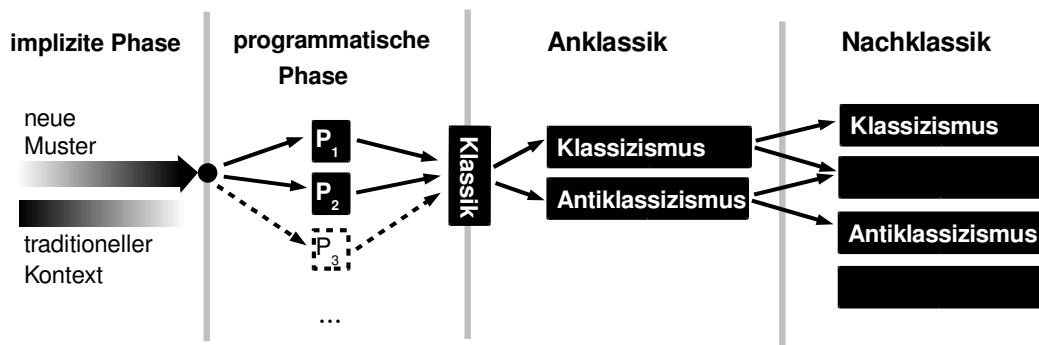


Abbildung 14: Sozialhistorische Sichtweise auf das Zyklenmodell (siehe Text)

(2) Das abstrakte Zyklenmodell bedarf noch weiterer theoretischer Klärung, insbesondere, inwieweit sich Verbindungen zu ähnlichen Modellen aus der Kreativitätsforschung herstellen lassen, wobei vor allem die Stufenmodelle für kreative Prozesse in Nachfolge von Wallas zu nennen wären. Ein geeigneter empirischer Forschungsgegenstand könnte hierbei die Erforschung der Biographie von Künstlern (wie Palladio, 1508-1580) sein.

(3) Ist es möglich, vom Standpunkt der hier vorgestellten Zyklen­theorie eine neuartige Interpretation sonstiger Epochen der Kulturgeschichte zu erschließen? Zu denken wären hierbei vornehmlich an außereuropäische Kulturen, in ähnlicher oder abweichender Form bezüglich der Spengler'schen Sichtweise. Spengler identifiziert z.B. die chinesische „Kultur“ mit den beiden ersten vorchristlichen Jahrtausenden, wobei die Zeiträume nach der Zeitenwende allein als „Zivilisation“ anzusprechen wären. Bestünde hier nicht die Möglichkeit, die Zyklen­theorie auf einer höheren Skala anzuwenden, um eine gewisse unbefriedigende Entwertung der Jahrhunderte nach der Zeitenwende der chinesischen Kultur im Sinne Spenglers zu umgehen?

Eine entscheidende Grundüberzeugung dieses Textes besteht darin, dass Geschichte, speziell Kunstgeschichte, und Philosophie im hohen Maße voneinander profitieren können. Dies bezieht sich allerdings nicht allein auf das Verhältnis von Kunstgeschichte und Ästhetik.⁴⁴⁷ Kuhn vollzog für die Wissenschaftstheorie eine deskriptive Wende, dergestalt dass sich bei ihm das Hauptaugenmerk der Wissenschaftstheorie auf die Beschreibung, nicht auf eine normative Reglementierung von Wissenschaft konzentriert. Inso­weit die hier vorgestellte Zyklen­theorie auf die deskriptive Modellierung kunsthistorischer Epochen abzielt, vollzieht jene einen analogen Schritt für die Ästhetik. Die deskriptive Wende der Wissenschaftstheorie ersetzte die Frage „Wann sind wissenschaftliche Aussagen als gültig anzusehen?“ durch die Frage „Wie vollzieht sich

⁴⁴⁷ Dies führt Armstrong aus. Vgl. Armstrong (1989).

Wissenschaft als historischer Prozess?“. Ebenso fragt die Zyklentheorie im kunsthistorischen Kontext nicht „Wann hat Kunst ästhetischen Wert?“ sondern „Wie vollzieht sich Kunst als historischer Prozess?“ Der Kuhn'schen Theorie wie der hier vorgestellten Zyklentheorie gemeinsam ist dabei der Ansatz, von intersubjektiven, sich historisch ereignenden und historiographisch rekonstruierbaren kognitiven Prozessen auszugehen und terminologisch zu modellieren.⁴⁴⁸ Normative Fragen ästhetischer oder wissenschaftstheoretischer Art sind dem gegenüber als wesentlich anspruchsvoller anzusehen.

⁴⁴⁸ Zur Intersubjektivität bei Kuhn siehe a. a. O. S. 492.

LITERATUR

I. Nachschlagewerke

- AKL Saur Allgemeines Künstlerlexikon; München, Leipzig;
- BE Brockhaus Enzyklopädie in 30 Bänden; Mannheim, Leipzig; 2006.
- EP The Encyclopedia of Philosophy; herausgegeben von Paul Edwards; New York, London; 1967.
- HWP Historisches Wörterbuch der Philosophie; herausgegeben von Joachim Ritter, Karlfried Gründer und Gottfried Gabriel; Darmstadt; 1971-2005.
- LDG Lexikon der deutschen Geschichte; Stuttgart; 1998.

II. Weitere Literatur

- ACHAM, KARL: *Analytische Geschichtsphilosophie*, Freiburg/München 1974.
- ADORNO, THEODOR W., HORKHEIMER, MAX: *Dialektik der Aufklärung*, Frankfurt/Main 1998.
- ADORNO, THEODOR W.: Spengler nach dem Untergang, in: *Der Monat*, 2, Mai 1950.
Auch in: ders.: *Prismen*, Kulturkritik und Gesellschaft, Frankfurt/Main 1969.
- AFANASJEW, WALERI: *Nichtmarxistische russische Geschichtsphilosophie am Beispiel der slawophilen und der eurasischen Philosophie*, Dissertation an der FU Berlin, 2001.
- ANDERSSON, GUNNAR: *Kritik und Wissenschaftsgeschichte*, Tübingen 1988.
- ANGEHRN, EMIL: *Geschichtsphilosophie*, Stuttgart 1991.
- ANKERSMIT, F.R.: *Narrative Logic. A Semantic Analysis of the Historian's Language*, The Hague 1983.
- ARMSTRONG, A.: *The Interlacting of Philosophy and History of Art*, British Journal of Aesthetics, Vol. 29, No 3, Summer 1989.
- ARENS, FRITZ: *Maximilian von Welsch. Architekt der Schönborns*, München, Zürich 1986.

- BAKER, DORA:** *Giovanni Pico della Mirandola, Sein Leben und sein Werk*, Dornach 1983.
- BAUCH, ANDREAS:** *Schutzengelkirche Eichstätt*, München 1984.
- BAUCH, KURT:** Klassik – Klassizität – Klassizismus, in: Bauch, Kurt: *Studien zur Kunstgeschichte*, Berlin 1967.
- BEITZ, L.-E.:** *Schlüsselqualifikation Kreativität*, Hamburg 1996.
- BELTING, HANS ET AL. (HRSG.):** *Kunstgeschichte*. Eine Einführung, Frankfurt am Main 2008.
- BECK, OTTO:** *Weißenu St. Peter und Paul*, Regensburg 2004.
- BENZ, ULRICH:** *Arnold Sommerfeld*, Stuttgart 1975.
- VON BEYME, KLAUS:** Niklas Luhmann und die „sogenannte Postmoderne“, *Journal for History of Law*, Vol. 17 1998.
- BLOFELD, JOHN:** *Der Taoismus*, Köln 1986.
- BOCOLA, SANDRO:** *Die Kunst der Moderne*, München, New York 1994.
- BODART, G.:** *Militär-Historisches Kriegswörterbuch 1618-1905*, Wien und Leipzig 1907.
- BORKENAU, FRANZ:** *Ende und Anfang*, Stuttgart 1984.
- BORSI, FRANCO:** *Gian Lorenzo Bernini*. Architekt, Stuttgart und Zürich 1983.
- BÖSEL, RICHARD:** Struktur und Metamorphose: Beobachtungen zu einigen gestalterischen Aspekten der Baukunst Borrominis, in: **BÖSEL, R. / FROMMEL, CH.:** *Borromini*. Architekt im barocken Rom, Mailand, 2000.
- BOSSARD, ROBERT:** *Die Gesetze von Politik und Krieg*, Bern, Stuttgart 1990.
- BOTERMAN, FRITS:** *Oswald Spengler und sein 'Untergang des Abendlandes'*, Köln, 2000.
- BRAHAM, ALLAN; HAGER, HELLMUT:** *Carlo Fontana*, London, 1977.
- BREITENSTEIN, PEGGY H:** *Die Befreiung der Geschichte*, Frankfurt am Main 2013.
- BRINCKMANN, A. E.:** *Baukunst des 17. und 18. Jahrhunderts in romanischen Ländern*, München 1915.
- BROWN, ROBERT T.:** Creativity, what are we to measure? In: **GLOVER ET AL.** 1989.
- BURCKHARDT, JACOB:** Weltgeschichtliche Betrachtungen, in: **BURCKHARDT, JACOB:** *Das Geschichtswerk*, Bd. 1, S.781ff., Frankfurt a. M. 2007.
- CACCIATORE, GIUSEPPE:** *Metaphysik, Poesie und Geschichte*. Über die Philosophie von Giambattista Vico, Berlin, 2002.
- CALFISCH, N.:** *Carlo Maderno*, München 1934.
- CHANDLER, D.:** *The Campaigns of Napoleon*, New York 1966.
- CLARK, ELISABETH:** *History, Theory, Text*, Harvard 2004.

- COLLINS, RANDALL:** *The Sociology of Philosophy. A Global Theory of Intellectual Change*, Cambridge & London 2000.
- CONTE, DOMINICO:** *Oswald Spengler. Eine Einführung*, Leipzig 2004.
- CSIKSZENTMIHALYI, MIHALY:** *Kreativität*, Stuttgart 1997.
- DANTO, ARTHUR COLEMAN:** *Analytical philosophy of history*, Cambridge 1968.
- DAWKINS, RICHARD:** *Das egoistische Gen*, Hamburg 1996.
- DEMANDT, ALEXANDER U. FARRENKOPF, JOHN:** *Der Fall Spengler, Eine kritische Bilanz*. Köln, Weimar, Wien 1994.
- DISCHINGER, GABRIELE:** *Die Kirche – ihre Baugeschichte*, in: SCHMEDERMAIR 1987.
- DILLING, H.; MOMBOUR, W.; SCHMIDT, M. H.:** *Internationale Klassifikation psychischer Störungen*, Bern, Göttingen, Toronto, Sealte 2000.
- DISTIN, KATE:** *The Selfish Meme*, Cambridge 2005.
- DITTMANN, LORENZ:** *Stil – Symbol – Struktur*, Studien zu Kategorien der Kunstgeschichte, München 1967.
- DITTMER, JÖRG:** Jaspers' „Achszeit“ und das interkulturelle Gespräch, in: **DIETER BECKER (HRSG.):** *Globaler Kampf der Kulturen? Analysen und Orientierungen*, Stuttgart 1999.
- DOLGNER, DIETER:** *Historismus. Deutsche Baukunst 1815-1900*, Leipzig 1995.
- DOSE, GERD:** *Adel und Gemeinwesen. Studien zur Beurteilung des Adels in spätmittelalterlicher und humanistischer englischer Literatur*, Frankfurt a.M. u.a. 1977.
- DRAY, WILIAM:** *Laws and Explanation in History*, Oxford 1957.
- : *Philosophy of History*, Englewood, N. J. 1964.
- DUHEM, PIERRE:** *Ziel und Struktur der physikalischen Theorien*, Hrsg. v. Lothar Schäfer, Hamburg 1998.
- DÜRR, HANS-PETER:** *Physik und Transzendenz*, Bern, München, Wien 1986.
- ENGEL, MARTIN:** *Das Forum Fridericianum und die monumentalen Residenzplätze des 18. Jahrhunderts*, Dissertation an der Freien Universität Berlin 2001.
- ERIKSON, ERIK H.:** *Identität und Lebenszyklus*, Frankfurt am Main 1971.
- FABER, KARL-GEORG:** *Theorie der Geschichtswissenschaft*, München 1978.
- FARRENKOPF, JOHN:** *Prophet of Decline. Spengler on World History and Politics*, Baton Rouge 2001.
- FAUCONNIER, GILLES; TURNER, MARK:** *The Way We Think. Conceptual Blending and the Mind's Hidden Complexities*, New York 2002.
- FAULKNER, ROBERT K.:** *Francis Bacon and the Project of Progress*, Lanham, London 1993.

- FEIST, PETER H.:** Kunstverhältnisse, künstlerische Strömung, individuelle Schöpfung, in: *Stil und Epoche*, Berlin 1989.
- FELDMAN, DAVID HENRY:** The Development of Creativity, in: STERNBERG 1999, S.169-183.
- FISCHER, ERNST PETER:** *Werner Heisenberg*, München 2002.
- FISCHER VON ERLACH, JOHANN B.:** *Entwurf einer Historischen Architektur*, Dortmund, Harenberg 1978.
- FLECK, LUDWIK:** *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*, Basel 1935.
- FOMENKO, ANATOLI:** *History – Fiction or Science? New Chronology I-III*, Bend, Oregon 2003-2007.
- FORKE, ALFRED:** *Geschichte der alten chinesischen Philosophie*, Hamburg 1964¹.
— : *Geschichte der alten chinesischen Philosophie*, Hamburg 1964².
— : *Geschichte der alten chinesischen Philosophie*, Hamburg 1964³.
- FORSTNER, CHRISTIAN:** *Zur Interpretation der Quantenmechanik: Bohms Quantenpotential und Feynmans Pfadintegral*, Diplomarbeit Universität Regensburg 2001.
— : *Quantenmechanik im Kalten Krieg*, David Bohm und Richard Feynman, Diepholz, Stuttgart, Berlin 2007.
- FOUCAULT, MICHEL:** *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt am Main 1971.
— : *Archäologie des Wissens*, Frankfurt am Main 1973.
- FRANZ, ERICH:** *Pierre Michel d'Ixnard*, Weißenhorn 1985.
- FRANZ, HEINRICH GERHARD:** *Die Dientzenhofer. Ein bayerisches Baumeistergeschlecht in Böhmen und Franken*, München 1991.
- FRIEDEL, EGON:** *Kulturgeschichte der Neuzeit*, München 1996.
- FULLER, STEVE:** *Thomas Kuhn. A Philosophical History for Our Times*, Chicago London 2002.
- FUKUYAMA, FRANCIS:** *Das Ende der Geschichte*, München 1992.
- GASSET, JOSÉ ORTEGA Y:** *Der Aufstand der Massen*, München, 2002.
- GAVARD, CH.:** *Galerien historiques de Versailles publiées par l'ordre du Roi*, Paris 1837.
- GEYER, CARL-FRIEDRICH:** *Einführung in die Philosophie der Kultur*, Darmstadt 1994.
- GIEDION, S.:** *Spätbarocker und romantischer Klassizismus*, München 1922.
- GIL, THOMAS:** *Kritik der Geschichtsphilosophie, L. von Rankes, J. Burckhardts und H. Freyers Problematisierung der klassischen Geschichtsphilosophie*, Stuttgart 1993.
- GLEICK, JAMES:** *Feynman. Leben und Werk des genialen Physikers*, München 1993.
- GLINDEMANN BARBARA:** *Creative Writing, zu den kulturellen Hintergründen und zum lite-*

- raturwissenschaftlichen und institutionellen Kontext im Vergleich zwischen England, USA und Deutschland*, Dissertation, Universität Hamburg 2000.
- GLOVER, JOHN A.; RONNING, ROYCE R., REYNOLDS, CECIL R.:** *Handbook of Creativity*, New York London 1989.
- GLOY, KAREN; BACHMANN, MANUEL:** *Das Analogiedenken – Vorstöße in eine neues Gebiet der Rationalitätstheorie*, Freiburg/München 2000.
- GOMBRICH, ERNST:** Stil, in: **PORR, PETER; RANTÓTI, SÁNDOR (HRSG.):** *Stilepoche, Theorie und Diskussion*, Frankfurt a. M. Bern New York Paris 1990.
- GÖRTEMAKER, MANFRED:** *Geschichte Europas 1850-1918*, Stuttgart 2002.
- GUILFORD, J.P.:** *The Nature of Human Intelligence*, New York 1967.
- GURLITT, CORNELIUS:** *Geschichte des Barockstiles, des Rococo und des Klassicismus in Belgien, Holland, Frankreich, England*, Stuttgart 1888.
- HABERMEHL, WERNER:** *Enthymeme und Paralogismen. Karl Raimund Poppers Methodologische Kritik am Historizismus*, Dissertation an der Universität Hamburg 1977.
- HACKMANN, HEINRICH:** *Chinesische Philosophie*, München 1927.
- HAMACHER, BÄRBEL:** *Stiftsbasilika Waldsassen*, amtlicher Führer, Passau 1995.
- HANSMANN, WILFRIED:** *Balthasar Neumann*, Köln 2003.
- : *Barock. Deutsche Baukunst 1600-1760*, Leipzig 1997.
- HAUSER, ARNOLD:** *Sozialgeschichte der Kunst und Literatur*, München 1953.
- : *Kunst und Gesellschaft*, München 1988.
- HAYEK, FRIEDRICH AUGUST VON:** *The Counter-Revolution of Science*, Indianapolis 1979.
- HAYES, JOHN R.:** *Cognitive Processes in Creativity*. In: **GLOVER, JOHN A.; RONNING, ROYCE R., REYNOLDS, CECIL R.** 1989, S. 135-147.
- HELD, JUTTA; SCHNEIDER, NORBERT:** *Grundzüge der Kunstwissenschaft*, Köln 2007.
- HEMPEL, C.G.:** The Function of General Laws in History, in: *The Journal of Philosophy* 39 (1942), S. 101-113.
- HERRMAN, ARTHUR:** *Propheten des Niedergangs*, Berlin 1998.
- HESSE, MICHAEL:** *Klassische Architektur in Frankreich*, Darmstadt 2004.
- HOLM-HADULLA, RAINER M.:** *Kreativität, Konzept und Lebensstil*, Göttingen 2007.
- HÖSLE, VITTORIO:** *Wahrheit und Geschichte*, Stuttgart-Bad Cannstatt 1984.
- : *Die Krise der Gegenwart und die Verantwortung der Philosophie*, München 1997.
- HOYNINGEN-HUENE:** The Interrelations between the Philosophy, History and Sociology of Science in Thomas Kuhn's Theory of Scientific Development, *Brit. J. Phil. Sci.* 43, S.487-501 1992.
- HUBALA, ERICH:** *Propyläen Kunstgeschichte. Die Kunst des 17. Jahrhunderts*, Frankfurt,

- Berlin 1990.
- : *Kunst des Barock und Rokoko*. Stuttgart, Zürich 1991.
- HUNTINGTON, SAMUEL P.:** *Der Kampf der Kulturen*, München Wien 1997.
- IBN CHALDUN:** *Ausgewählte Abschnitte aus der muqaddima*, Tübingen 1951.
- JANENSCH, UWE:** *Goethe und Nietzsche bei Spengler*. Eine Untersuchung der strukturellen und konzeptionellen Grundlagen des Spenglerschen Systems, Berlin 2006.
- JASPERS, KARL:** *Vom Ursprung und Ziel der Geschichte*, München 1952.
- : *Weltgeschichte der Philosophie* (Einleitung), München 1982.
- JOCKS, WERNER MARTIN:** *Analytische Geschichtsphilosophie*, Köln 1980.
- KALONOWSKI, KONSTANTY:** *Barock in Schlesien*, München 1990.
- KANT, IMMANUEL:** Von den verschiedenen Rassen der Menschen, in: **IMMANUEL KANT:** *Werke in zehn Bänden*, Wiesbaden 1964.
- : Zur Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung, in: *Werke in zehn Bänden*, Bd. 9, Darmstadt 1968.
- KELLER, HARALD:** *Propyläen Kunstgeschichte*. Die Kunst des 18. Jahrhunderts, Frankfurt, Berlin 1990.
- KIEVEN, ELISABETH (HG.):** *Von Bernini bis Piranesi*. Römische Architekturzeichnungen des Barock, Ostfildern 1993.
- KOCKA, J.:** *Theorie in Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*. Vorschläge zur historischen Schichtenanalyse. In: *Geschichte und Gesellschaft* 1, S. 9-42 1975.
- : *Sozialgeschichte*. Begriffe – Entwicklung – Probleme. Göttingen, 1986.
- KOKTANEK, ANTON MIRKO:** *Oswald Spengler und seine Zeit*, München 1968.
- KOSELLECK, REINHART:** Über die Theoriebedürftigkeit der Geschichtswissenschaft, in: **CONZE, WERNER (HRSG.):** *Theorie der Geschichtswissenschaft und Praxis des Geschichtsunterrichts*, Stuttgart, 1972.
- KRAH, HELGE:** *Quantum Generations: A History of Physics in the Twentieth Century*, Princeton 1999.
- KREFT, SOENKE:** *Die Weserrenaissance*, Hameln 1964.
- KRETZSCHMAR; HERMANN:** *Max Planck als Philosoph*, München, Basel 1967.
- KRINS, HUBERT:** *Barock in Süddeutschland*, Stuttgart 2001.
- KÜHLENTHAL, MICHAEL:** *Graubündener Baumeister und Stukkateure*, Locarno 1997.
- KUHN, THOMAS:** *Die Entstehung des Neuen*, Frankfurt am Main 1977.
- : *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt am Main 1997.
- : The Natural and the Human Sciences. In: **KUHN, THOMAS:** *The Road Since Structure*, Chicago 2000.

- LAKATOS, I.: The Methodology of Scientific Research Programmes, *Philosophical Papers Volume 1*, Cambridge, 1978.
- LANDWHR, ACHIM: Geschichte. In: KONERSMANN, RALF: *Handbuch Kulturphilosophie*, S.206-211, Stuttgart 2012.
- LANGEWIESCHE, DIETER: *Zeitenwende*. Geschichtsdenken heute, Göttingen 2008.
- LASAREW, WIKTOR: *Italienische Maler der Renaissance*, Dresden 1990.
- LEMBECK, KARL-HEINZ (HG.): *Geschichtsphilosophie*, Freiburg/München 2000.
- LIEB, NORBERT: *Die Vorarlberger Barockbaumeister*, München Zürich 1976.
- : *Barockkirchen zwischen Donau und Alpen*, München 1997.
- LIDEL, ALBERT: *Hofkirche Neuburg*, amtlicher Führer, München und Zürich 1992.
- LISSON, FRANK: *Oswald Spengler. Philosoph des Schicksals*, Schnellroda 2005.
- LÖFFLER, FRITZ: *Das Alte Dresden*, 17. Auflage 2012.
- LOHMANN, JOHANNES: Descartes' "Compendium musicae" und die Entstehung des neuzeitlichen Bewußtseins, *Archiv für Musikwissenschaft*, 36, Jahrg., H. 2, S. 81-104 1979.
- LOOS, ADOLF: Ornament und Verbrechen. In: *Ornament und Verbrechen. Ausgewählte Schriften/die Originaltexte*, Wien 2000.
- LORENZ, CHRIS: *Konstruktion der Vergangenheit*. Eine Einführung in die Geschichtstheorie, Köln 1997.
- LORENZ, HELLMUT: *Geschichte der bildenden Kunst in Österreich*, Bd. 4, Barock, München, London, New York 1990.
- : *Johann Bernhard Fischer von Erlach*, Zürich München London 1992.
- LÜBBE, HERMANN: *Im Zug der Zeit*. Verkürzter Aufenthalt in der Gegenwart, Berlin, Heidelberg, u.a. 1992.
- MANNHEIM, KARL: Historismus, *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, Vol.52 1924.
- MAROT, JEAN: *L'architecture françoise ou recueil des plans*, Paris 1670.[†]
- MARQUART, ODO: *Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie*, Frankfurt am Main 1992.
- MARX, KARL: *Die Frühschriften*. Hrsg. v. Siegfried Landshut, Stuttgart 1971.
- MARX, KARL; ENGELS, FRIEDRICH: *Die Marx-Engels-Werkausgaben in der UdSSR und DDR (1945–1968)*. Hrsg. von Carl-Erich Vollgraf, Richard Sperl und Rolf Hecker, Hamburg 2006.
- MERAN, J.: *Theorien in der Geschichtswissenschaft*. Die Diskussion über die Wissenschaftlichkeit der Geschichte, Göttingen 1985.
- MERZ, JÖRT MARTIN: *Pietro da Cortona and Roman Baroque Architecture*, New Haven

- and London 2008 .
- MEYENN, KARL VON (HRSG.):** *Quantenmechanik und Weimarer Republik*, Braunschweig, Wiesbaden 1994.
- MICHEL, ECKERT:** *Die Atomphysiker*, Braunschweig u.a. 1993.
- MIELKE, F.:** *Potsdamer Baukunst*. Das klassische Potsdam, Berlin 1991.
- MITTELSTRASS, J.:** Leonardo und die Leonardo-Welt. Der universale Mensch als Weltbaumeister, in: *Freiburger Universitätsblätter* 36, H.138, 1997.
- MÖBIUS, HELGA; OLBRICH, HARALD:** Zur Problematik der Begriffe „früh“ und „spät“ im kunsthistorischen Prozess. In: *Stil und Epoche*, S. 251-266, Berlin 1989.
- MORRISEY:** *Göttliches Design oder Die Rivalen von Rom*, Hamburg 2005.
- MOSSE, JAMES L.:** *Die Geschichte des Rassismus in Europa*, Frankfurt a. M. 2006.
- MURRAY, PETER:** *Architektur der Renaissance*, Stuttgart 1975.
- MUSIL, ROBERT:** *Geist und Erfahrung*. Anmerkungen für Leser, welche dem Untergang des Abendlandes entronnen sind, 1921. In: Musil: *Gesammelte Werke*, Bd. 8: Essays und Reden, Reinbek bei Hamburg 1978.
- NAPOLEON (JOURNAL):** Napoleon's Battles, Napoleon, Nr. 17, Fall 2000.
- NIELSEN, KAI:** Rational Explanation in History, in: **HOOK, S. (HRSG.):** *Determinism and Freedom in the Age of Modern Science*, S. 296-324, New York 1958.
- OECHSLIN, WERNER:** Die „Auer Leergänge“, in: **NATTER, T.; PFANNER, U. (HRSG.):** *Barockbaumeister und moderne Bauschule aus Vorarlberg*, S. 11-31, Bregenz 2006.
- OECHSLIN, WERNER ET AL. (GUBLER, HANS MARTIN; NAAB, FRIEDRICH; SANDNER, OSCAR; SAUERMOST, HEINZ JÜRGEN):** *Vorarlberger Barockbaumeister*, Einsiedeln 1973.
- OERTER, MONTADA (HRSG.):** *Entwicklungspsychologie*, Weinheim Basel Berlin 2002.
- OSMANČEVIĆ, SAMIR:** *Oswald Spengler und das Ende der Geschichte*, Wien 2007.
- OTTO, STEPHAN:** *Rekonstruktion der Geschichte*, München 1982.
- PALLADIO, ANDREA:** *Die vier Bücher zur Architektur*. Nach der Ausgabe Venedig 1570, Basel 1993.[†]
- PASCAL, ADRIEN:** *Les Bulletins de la Grande Armée*, Band 1, Paris 1841.
- PATZAK, G.:** *Systemtechnik – Planung komplexer innovativer Systeme*, Berlin Heidelberg New York 1982.
- PEREIRA, FRANCESCO CÂMARA; CARDOSO, AMÍLCAR:** Conceptual Blending and the Quest for the Holy Creative Process, in: *Proceedings of the 2nd Workshop on Creative System: Approaches to Creativity in AI and Cognitive Science*, ECAI 2002.
- PETERS, SASCHA:** *Modell zur Beschreibung der kreativen Prozesse im Design unter Berücksichtigung der ingenieurtechnischen Semantik*, Dissertation, Universität Duisburg-Essen 2004.

- PEUKERT, DETLEV:** *Max Webers Diagnose der Moderne*, Göttingen 1989.
- PFISTER, MAX:** *Baumeister aus Graubünden. Wegbereiter des Barock*, Chur 1993.
- PLATSCH, KLAUS-DIETER:** *Die fünf Wandlungsphasen*, München 2005.
- PLAUM, ERNST:** Weshalb fährt der IC 781 am 26. Geburtstag von Sabine M. um 13.49 Uhr mit einer Geschwindigkeit von 82,5 km/h durch den Bahnhof von Eichstätt? Oder: Das Elend mit der Suche nach reinen Wirkfaktoren in einer hochkomplexen Realität, *Gestalt Theory*, S.191-207, November 1999.
- PLAUM, WÄTZOLD:** *Ideen zu einer formalen Ontologie* (unveröffentlicht), Regensburg 2001.
- POCHAT, GÖTZ:** Der Epochenbegriff und die Kunstgeschichte, in: **DITTMANN, LORENZ (HRSG.):** *Kategorien und Methoden der deutschen Kunstgeschichte 1900-1930*, Stuttgart 1985.
- POPP, HERMANN:** *Die Architektur der Barock- und Rokokozeit in Deutschland und der Schweiz*, Stuttgart 1913.
- POPE, S.:** *Dictionary of Napoleonic Wars*, London 1999.
- POPPER, KARL R.:** *Das Elend des Historizismus*, Tübingen 1971.
- : *Logik der Forschung*, Tübingen 2001.
- : *The Open Universe. An Argument for Indeterminism*, London 1982, Reprint 1991.
- PRZYWARA, ERICH:** *Analogia entis. Metaphysik*, Einsiedeln 1962.
- PUTNAM, HILARY:** *Meaning and the Moral Sciences*. London 1978.
- : *Mathematics, Matter and Method, Philosophical Papers*, Volume 1. Cambridge 1979.
- : *Reason, Truth and History*, Cambridge 1981.
- VON RANKE, LEOPOLD:** *Über die Epochen der neueren Geschichte*. Historisch-kritische Ausgabe, hg. v. Theodor Schieder und Helmut, München 1971.
- RAPP, FRIEDRICH:** *Die Komplementarität von interner und externer Wissenschaftsgeschicht*, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte*, Volume 10, Issue 3, S. 141-146, 2006.
- RICHARDSON, DAVID BONNER:** Spengler Defended: A Reply to Refha Jhanji's Note on Spengler's Aesthetic Theory, *Brit. J. Aesthetics*, 10, S. 284-288, 1970.
- RIEDENAUER, MARKUS:** Geschichtliche und kulturelle Relativierung der Religion bei Nikolaus Cusanus. In: **SCHWAETZER, HARALD (HG.):** *Nikolaus Cusanus: Perspektiven seiner Geistphilosophie*, Regensburg 2003.
- RIEGL, ALOIS:** *Stilfragen. Geschichte der Ornamentik*, Berlin 1893.
- : *Gesammelte Aufsätze*, Augsburg, Wien 1928.
- ROHBECK, JOHANNES:** *Zukunft der Geschichte*, Berlin 2013.

- ROSE, HANS:** *Klassik als künstlerische Denkform des Abendlandes*, München 1937.
- ROSE, UWE:** *Thomas S. Kuhn: Verständnis und Mißverständnis*. Zur Geschichte seiner Rezeption, Dissertation an der Philosophischen Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen 2004.
- ROSSMAN, J.:** *The psychology of the Inventor*. A study of the patentee, Washington, DC 1931.
- ROVELLI, CARLO:** Fluch und Segen spekulativer Theorien, *Spektrum der Wissenschaften*, März 2006.
- RUMPEL, ROLAND:** *Geschichte und Freiheit*, Freiburg/München 1990.
- RÜSEN, SÜSSMUTH (HRSG.):** *Theorien in der Geschichtswissenschaft*, Göttingen 1980.
- SALIN, EDGAR:** *Jacob Burckhardt und Nietzsche*, Heidelberg 1948.
- SANDNER, OSCAR:** Die Meisterbildnisse. Ansätze zu einer Ideologiekritik. In: **OECHSLIN** 1973.
- SCAMOZZI, VINCENZO:** *L'Idée Della Architettura Universale* (2 Bände), Venedig: 1615.[†]
- SCHAEFFLER, RICHARD:** *Einführung in die Geschichtsphilosophie*, Darmstadt 1991.
- SCHLOSSBERGER, MATTHIAS:** *Geschichtsphilosophie*, Berlin 2013 .
- SCHIEFFLER, KARL:** *Das Phänomen der Kunst*, München 1952.
- SCHIEDER, THEODOR:** Der Typus in der Geschichtswissenschaft. In: *Studium Generale* 5 1952. Wiederabdruck in: **SCHIEDER, THEODOR:** *Staat und Gesellschaft im Wandel der Zeit, Studium zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*, S.172-187, München 1970.
- SCHIFFER, WERNER:** *Theorie der Geschichtsschreibung und ihre erzähltheoretische Relevanz – Danto, Habermas, Baumgartner, Droysen*, Stuttgart 1980.
- SCHLIMME, HERMANN:** *Die Kirchenfassaden in Rom. 'Reliefierte Kirchenfronten' 1475-1765*, Peterserg 1999.
- SCHLICKSUPP, H.:** *Ideenfindung*, Würzburg 1998.
- SCHMIEDERMAIR, WERNER:** *Heilig Kreuz in Donauwörth*. Donauwörth 1987.
- SCHNÄDELBACH, HERBERT:** *Geschichtsphilosophie nach Hegel*. Das Problem des Historismus, Freiburg, München 1974.
- SCHMOLL-EISENWERTH, J.A.:** Stilpluralismus statt Einheitszwang, in: **PORR, PETER, RANTÓTI, SÁNDOR (HRSG.):** *Stilepoche*. Theorie und Diskussion, Frankfurt a. M., Bern New York Paris 1990.
- SCHNÄDELBACH, HERBERT:** *Geschichtsphilosophie nach Hegel*. Das Problem des Historismus, Freiburg, München 1974.
- SCHNEIDERS, WERNER:** *Das Zeitalter der Aufklärung*, München 1997.
- SCHRÖDER, PETER:** *Niccoló Machiavelli*, Frankfurt/Main 2004.

- SCHURR, MARC CARELL: *Gotische Architektur im mittleren Europa 1220-1340*, München Berlin 2007.
- SCHWEINSBERG, KLAUS: *Sind wir noch zu retten?*, München 2011.
- SCHWEMMER, OSWALD: *Handlung und Struktur*, Frankfurt a. M. 1987.
- SEDLMAYR, HANS: *Kollegienkirche Salzburg*, amtlicher Führer, Salzburg 1986.
- SERLIO, SEBASTIANO: *Sette libri dell'architettura (1. Libri I.-IV., 2. - Libri V.-VII)*, Sala Bolognese, 1978.†
- SEPPELT, FRANZ XAVER: *Geschichte der Päpste*, Bd. 5, München 1959.
- SEUFERT, INGO: *Johann Jacob Herkomer*, Dissertation, München 2002.
- SIMMEL, GEORG: *Die Probleme der Geschichtsphilosophie*. München und Leipzig, 1922.
- SIMON, RÓBERT: *Ibn Khaldūn. History as Science and the Patrimonial Empire*, Budapest 2002.
- SLOTERDIJK, PETER: *Eurotaoismus. Zur Kritik der politischen Kinetik*, Frankfurt a.M, 1989.
- SMITH, D.: *The Napoleonic Wars Data Book*, Mechanicsburg 1998.
- SPAHR, GEBHARD.: *Die Basilika Weingarten*, Sigmaringen 1974.
- SPENGLER, OSWALD: *Der metaphysische Grundgedanke der heraklitischen Philosophie*, Eigenverlag O. Spengler 1904.
- : *Der Untergang des Abendlandes*, München 1923.
- : *Der Untergang des Abendlandes*, München 1997.
- : *Jahre der Entscheidung*, München 1961.
- : *Frühzeit der Weltgeschichte*, Fragmente aus dem Nachlass, München 1965.
- STAHLER, ERICH: *Jesuitenkirche St. Ignatius Landshut*, München 1987.
- STALLA, ROBERT: Die Vorarlberger Wandpfeilerkirche. Genese und Variation eines Typus, in: NATTER, T.; PFANNER, U. (HRSG.): *Barockbaumeister und moderne Bau- schule aus Vorarlberg*, Bregenz 2006.
- STERNBERG, ROBERT J. (HRSG.): *Handbook of Creativity*, Camebridge 1999.
- STERNBERG, ROBERT; LIBART, TODD: The Concept of Creativity: Prospect and Paradigms. In: STERNBERG (1999).
- STRAUSBERG, MICHAEL: *Die Religion Zarathustras*, Band 1, Stuttgart Berlin Köln 2002.
- SUCKALE, ROBERT: Die Unbrauchbarkeit der gängigen Stilbegriffe und Entwicklungsvorstellungen, in: MÖBIUS, FRIEDRICH, SCIURIE, HELGA: *Stil und Epoche*, Dresden 1989.
- TAYLOR, IRWING A.: The Nature of the Creative Process, in: SMITH, PAUL (HRSG.): *Creativity*, Freeport, New York 1972.
- TEOHAROVA, GENOVEVA: Karl Jaspers' Philosophie auf dem Weg zur Weltphilosophie,

- Dissertation an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg 2002.
- THÖNDL, MICHAEL:** Wie oft stirbt das Abendland? Oswald Spenglers These vom zweifachen Untergang, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 86 (2004), S. 441–461.
- TOMAN, ROLF:** *Die Kunst des Barock*, Köln 1997.
- TÖNNIES, FERDINAND:** *Geist der Neuzeit*, Leipzig 1935.
- TOYNBEE, ARNOLD:** *Der Gang der Weltgeschichte*, Band 1, Zürich, u.a. 1958.
- : *Der Gang der Weltgeschichte*, Band 2, Zürich, u.a. 1952.
- TZONIS, ALEXANDER; LEVAIFRE, LIANE:** *Das Klassische in der Architektur*, Braunschweig, Wiesbaden 1987.
- VAN DER POT:** *Sinneutung und Periodisierung in der Geschichte*, Leiden Boston Köln 1999.
- VICO, GIOVANNI BATTISTA:** *Prinzipien einer neuen Wissenschaft über die gemeinsame Natur der Völker*, Hamburg 1990.
- VIGNOLA, GIACOMO BAROZZI DA:** *Regola delli cinque Ordini d'Architettura. Con la nuova aggiunta di Michel-Angelo Buonaroti*, Arnheim 1620.[†]
- VITRUVIUS, M. VITRVVIV POLLIONIS:** *De Architectvra Libri Decem*, Venedig 1567.[†]
- WACKERNAGEL, MARTIN:** *Baukunst des 17. und 18. Jahrhunderts in den germanischen Ländern*, Berlin 6-8 Tsd.
- WALLAS, GRAHAM:** *The Art of Thought*, New York, Harcourt 1926.
- WALTER, HENRIK:** Kann die Neurowissenschaft Kreativität erklären? In: **ABEL, GÜNTER (HRSG.):** *Kreativität*, Hamburg 2002.
- WALTER, PETER:** Erasmus von Rotterdam. Humanist und Theologe des Wortes Gottes. In: **JUNG, MARTIN H.; WALTER, PETER:** *Theologen des 16. Jahrhunderts. Humanismus – Reformation – Katholische Erneuerung*, S. 31-46, Darmstadt 2002.
- WEBER, MAX:** *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*, München 2006.
- WEHLER, H.-U.:** Anwendungen von Theorien in der Geschichtswissenschaft, in: **J. KOCKA, TH. NIPPERDY (HRSG.):** *Theorie und Erzählung in der Geschichte*, München 1979.
- WEINGARTNER, JOSEF:** *Römische Barockkirchen*, München, o.J. [1930].
- WIERSING, ERHARD:** *Geschichte des historischen Denkens, zugleich eine Einführung in die Theorie der Geschichte*, Paderborn, Wien München Zürich 2007.
- WILICH, HANS:** *Baukunst der Renaissance in Italien I*, München 1914.
- WIMMER, FRANZ MARTIN:** *Bemerkungen zum Verstehen und Erklären geschichtlicher Ereignisse*. Dissertation an der philosophischen Fakultät der Universität Salzburg

[†] Diese Titel sind auch online verfügbar unter <http://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/fachinfo/www/kunst/digilit/architektur/welcome>

1974.

- : *Zufall oder Notwendigkeit? Die Frage nach dem Grundgesetz des Weltlaufs* . In: **NORBERT LOACKER (Hg.):** *Geschichtlichkeit*. (=Enzyklopädie: Der Mensch, Bd.5/2) , S. 416-434, Zürich 1983. Zitiert nach:
<http://homepage.univie.ac.at/franz.martin.wimmer/zufall83.pdf> (11.7.2010).
- : *Rassismus und Kulturphilosophie*. In: **GERNOT HEISS U.A. (Hg.):** *Willfähige Wissenschaft*. Die Universität Wien 1938-1945, S. 89-114, Wien 1989.
- : *Globalität und Philosophie*, Wien 2003.
- : *Interkulturelle Philosophie*, Wien 2004.
- WITTKAU, ANNETTE:** *Historismus*. Zur Geschichte des Begriffs und des Problems, Göttingen 1994.
- WITTGENSTEIN, LUDWIG:** *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt am Main, 2001.
- WÖFLIN, HEINRICH:** *Gedanken zur Kunstgeschichte*, Basel 1940.
- : *Kleinere Schriften (1886-1933)*, herausgegeben von Josef Gantner, Basel 1946.
- : *Kunstgeschichtliche Grundbegriffe*, Basel 1948.
- WÖRNER, HANS JAKOB:** *Architektur des Frühklassizismus in Süddeutschland*, München Zürich 1979.
- ZWENGER, THOMAS:** *Geschichtsphilosophie*. Eine kritische Grundlegung, Darmstadt 2008.

BILDNACHWEIS

Abbildung	Lizenz
1-5	(c) Wätzold Plaum
6	(c) Wätzold Plaum, Borghese-Vase im Louvre. Lizenz: Gemeinfrei (http://en.wikipedia.org/wiki/Borghese_Vase , 18.4.2010)
7-14	(c) Wätzold Plaum
15	Abbildung entnommen Kieven (1993, S. 143), Veränderungen durch den Verfasser.
16	Mit freundlicher Genehmigung der Universitätsbibliothek Heidelberg [‡]
17	Urheber: Wikipedia-Benutzer „Torvindus“ [†]
18,20	Mit freundlicher Genehmigung vom Bildarchiv Foto Marburg
19	Mit freundlicher Genehmigung der Universitätsbibliothek Heidelberg [‡]
21	Mit freundlicher Genehmigung vom Bildarchiv Foto Marburg
22 (a)	http://www.pitt.edu/~tokerism/0040/neocls.html (5.6.2018)
22 (b)	By Giovanni Niccolò Servandoni - Scan from the original work: Middleton, Robin; Watkin, David (1980). Neoclassical and 19th Century Architecture. New York: Harry N. Abrams. ISBN 9780810910140., Public Domain, https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=23373251
22 (c)	Gemeinfrei (http://commons.wikimedia.org/ , 18.4.2010)
22 (d)	Mit freundlicher Genehmigung vom Bildarchiv Foto Marburg
23 (a)	Mit freundlicher Genehmigung der Universitätsbibliothek Heidelberg [‡]
23 (b)	Mit freundlicher Genehmigung vom Bildarchiv Foto Marburg
24 (a)	Gemeinfrei (http://commons.wikimedia.org/ , 18.4.2010)
24 (b)	Urheber: Wikipedia-Benutzer „Peterwuttke“ [†]
24 (c)	Gemeinfrei (http://de.wikipedia.org/ , 18.4.2010)
24 (d)	Gemeinfrei (http://de.wikipedia.org/ , 18.4.2010)
24 (e)	Urheber: Wikipedia-Benutzer „Fran Rogers“ [†]
24 (f)	Urheber: Wikipedia-Benutzer „Shaqspeare“ [†]
24 (g)	Urheber: Wikipedia-Benutzer Colros (13.9.2011)
25-27	Mit freundlicher Genehmigung vom Bildarchiv Foto Marburg
28 (a)	By Andrew Bossi - Own work, CC BY-SA 2.5, https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=2834404
28 (b)	By Clemens v. Vogelsang from Liechtenstein - Inside the Weingarten Basilica, CC 表示 2.0, https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=11326946
31	Mit freundlicher Genehmigung vom Bildarchiv Foto Marburg
32	Die Autorenschaft wurde nicht in einer maschinell lesbaren Form angegeben. Es wird Torvindus~commonswiki als Autor angenommen (basierend auf den Rechteinhaber-Angaben). - Die Autorenschaft wurde nicht in einer maschinell lesbaren Form angegeben. Es wird angenommen, dass es sich um ein eigenes Werk handelt (basierend auf den Rechteinhaber-Angaben)., CC BY-SA 3.0, https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=469663

[†]Diese Datei wurde unter den Bedingungen der Creative Commons „Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0 Unported“ Lizenz veröffentlicht.

[‡]Diese Datei wurde unter den Bedingungen der Creative Commons Lizenz „Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0 Deutschland (CC BY-SA 3.0 DE)“ veröffentlicht.

ABBILDUNGEN

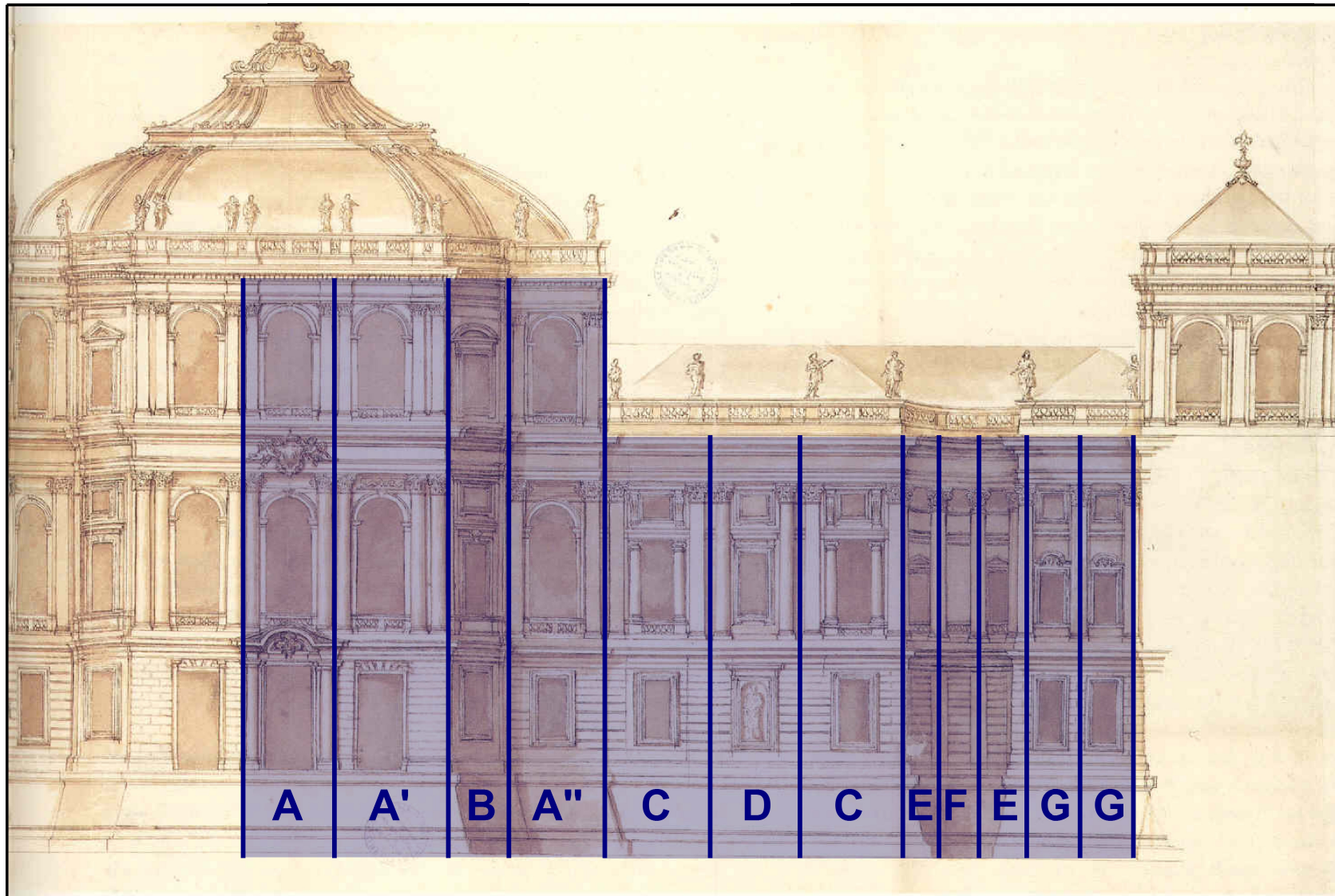


Abbildung 15: Entwurf für den Neubau des Louvre in Paris mit Ansicht des Westflügels (1664) von Pietro da Cortona (1596-1669)

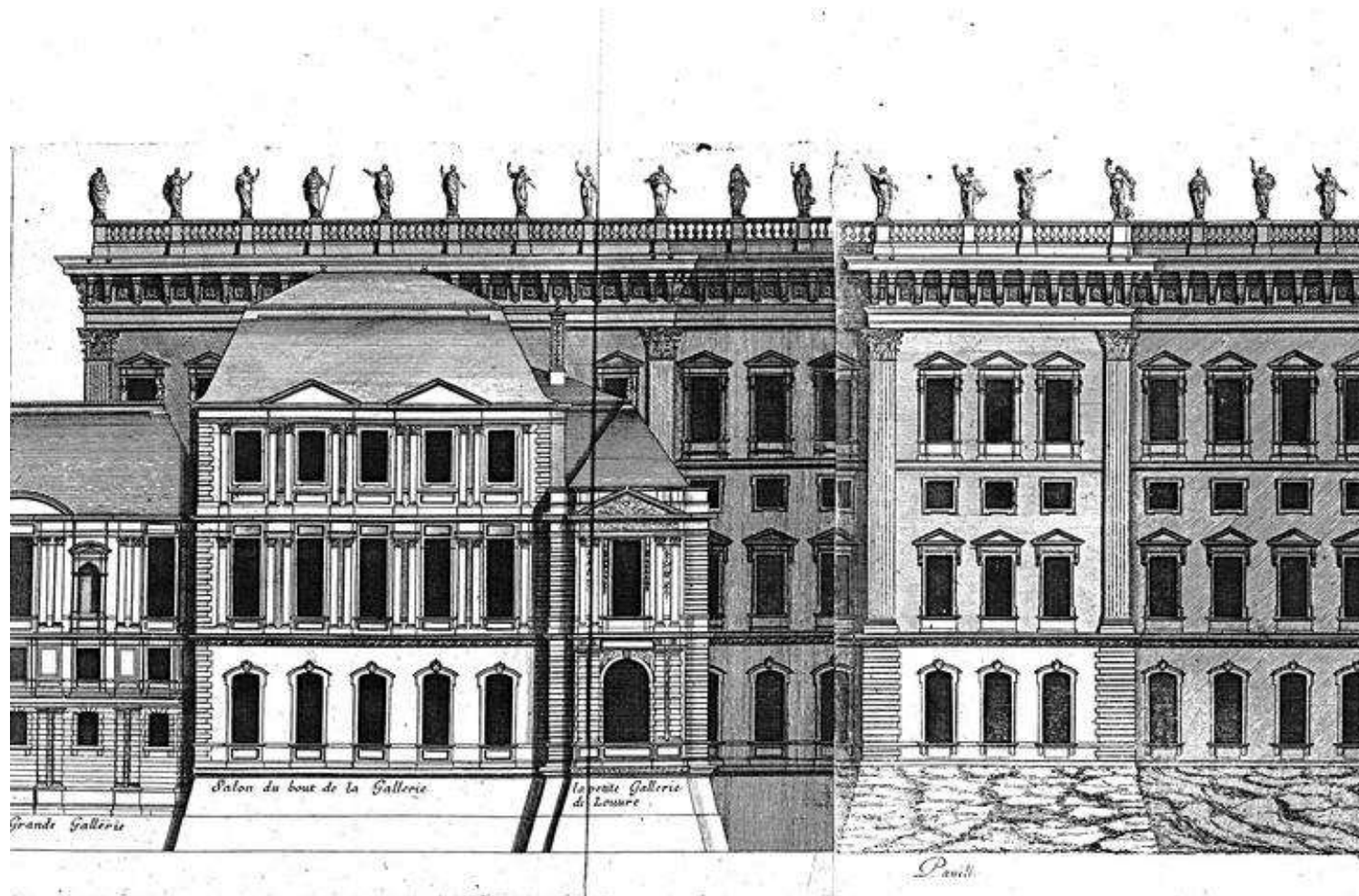
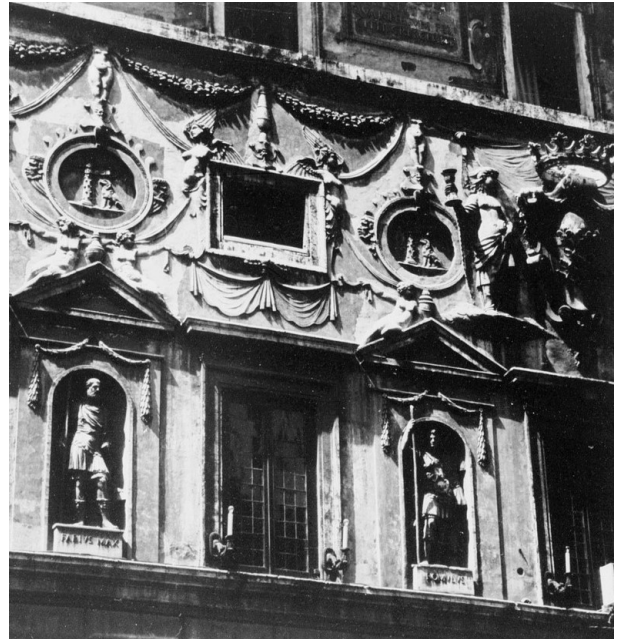


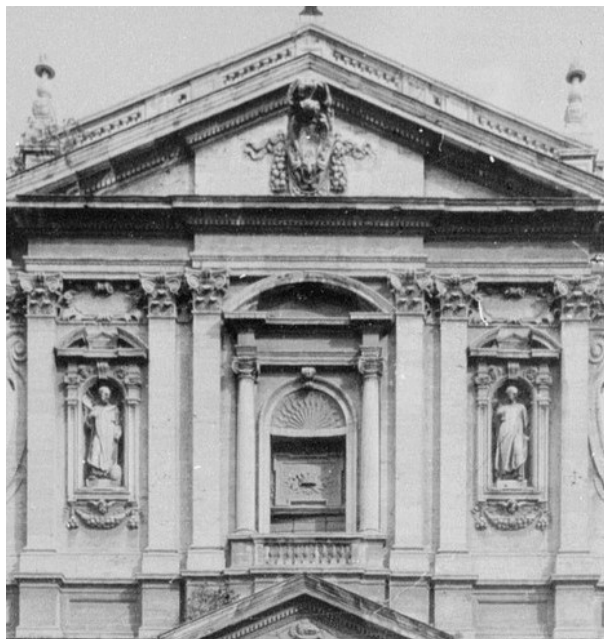
Abbildung 16: Gian Lorenzo Bernini (1598–1680): Louvre, zweiter Entwurf mit vorhandenen Gebäuden im Vordergrund. (Ausschnitt aus Marot; 1670; Tafel 180).



(a)



(b)



(c)

Abbildung 17: Das Barock als Synthese zweier Programmatiken der frühneuzeitlichen Architektur Roms: (a) Il Gesù (1575-1584) als Vertreter einer desornamentalen Ordnungs-Organik (b) Palazzo Spada (ab 1540) als Vertreter eines dekorativ orientierten Manierismus (c) Integration der Ornamentik in die Organik bei Santa Susanna (1603) von Carlo Maderno (1556–1629).



(a)



(b)

Abbildung 18: (a) Paradigmatische Kuppel des Römischen Barocks nach dem Vorbild von St. Peter, hier Sant' Andrea della Valle (vollendet durch Giovanni Lanfranco⁴⁴⁹ (1582-1647)). (b) Francesco Borrominis (1599-1667) „Anti-Kuppel“ von San Ivo della Sapienza, zu interpretieren als Versuch methodisch ähnlich innovativ wie Michelangelo und della Porta bei St. Peter eine gänzlich andersartige Kuppel zu modellieren. Zyklentheoretisch kann der Gegensatz von (a) und (b) als der Gegensatz von Klassizismus und Manierismus im Zyklus der frühneuzeitlichen römischen Architektur interpretiert werden.

⁴⁴⁹ Vgl. (Schlimme; 1999; S.199).



Abbildung 19: Johann Bernhard Fischer von Erlach (1656-1723) vollzieht in seinem „Entwurf einer historischen Architektur“ einen wichtigen Schritt zur Historisierung des kulturellen Denkens, indem er die Architekturgeschichte räumlich wie zeitlich „kartographisiert“.

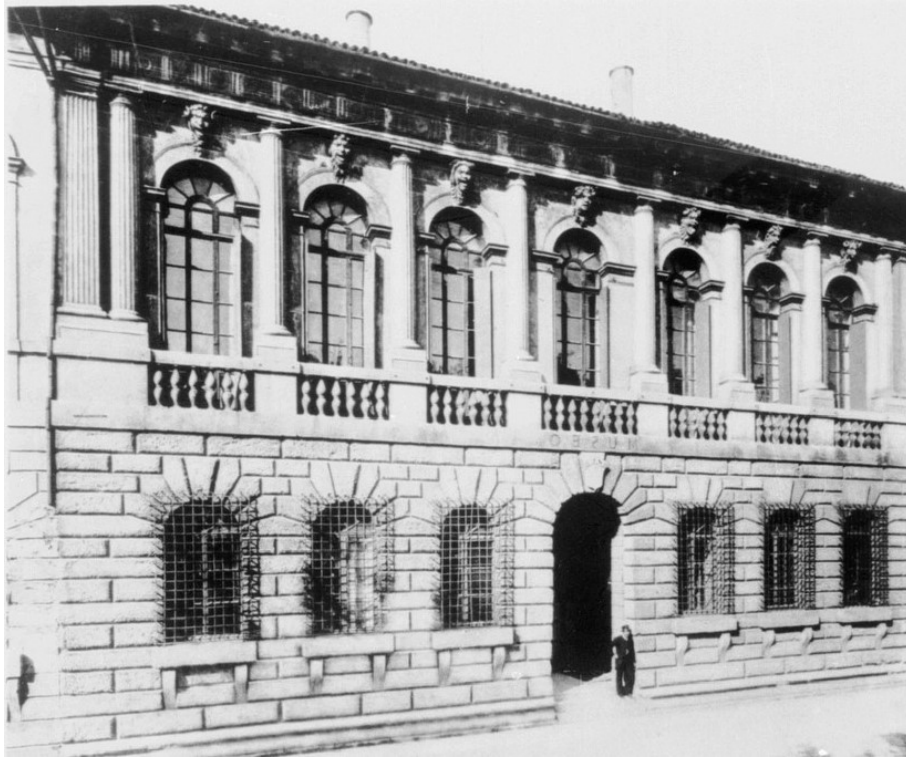


(a)



(b)

Abbildung 20: (a) Kollegienkirche, Salzburg (1696-1707). Beispiel einer „konventionellen“ Architektur, die „auf der Höhe ihrer Zeit“ ist. (b) Karlskirche, Wien (1715-1737). Architektur wird hier im Geiste von Fischers Theorie „Entwurf einer Historischen Architektur“ angereichert durch Zitate aus der Weltgeschichte der Architektur.



(a)

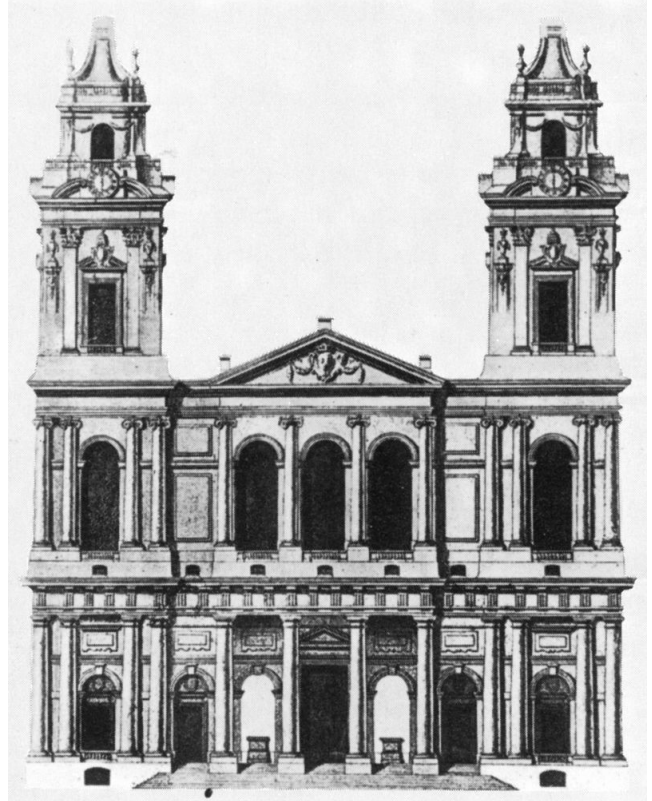


(b)

Abbildung 21: (a) Palazzo Pompei alla Vittoria, ca.1530, Michele Sanmicheli (b) Haus Humboldtstr. 3, Potsdam (vor dem Zweiten Weltkrieg), 1745.



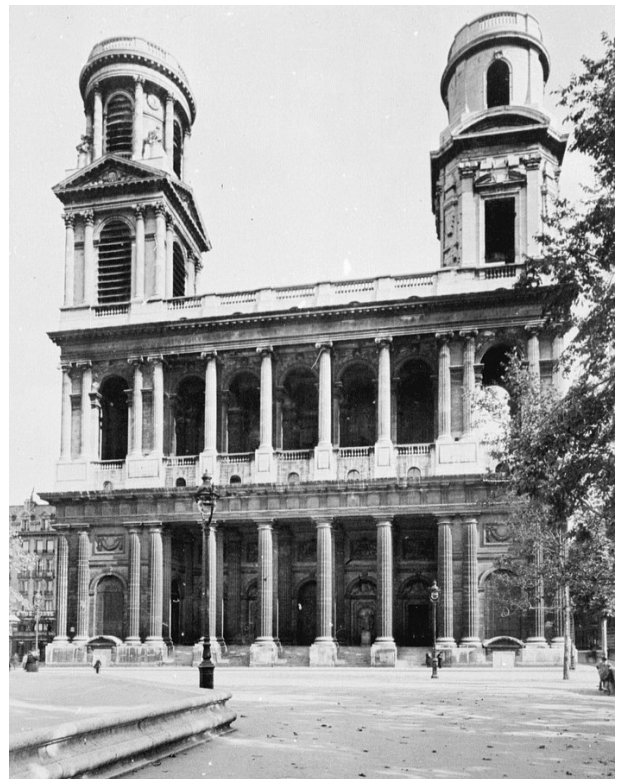
(a)



(b)

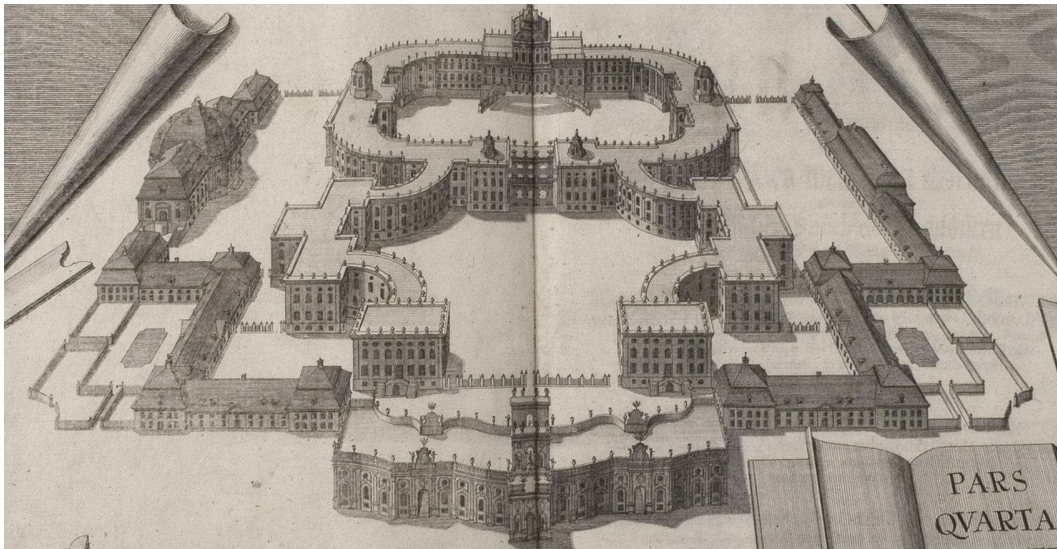


(c)



(d)

Abbildung 22: S. Sulpice, Paris: (a) Entwurf von Meissoniers (1726) (b) Erster Entwurf von Servandoni (ca. 1732) (c) Zweiter Entwurf von Servandoni (ca. 1742) (d) Ausgeführte Fassade (ca. 1770 vollendet). Man beachte, dass bei der Gestaltung der Türme noch einmal zwei Entwicklungsstufen auszumachen sind, so dass sich insgesamt hier fünf Entwicklungsstufen aufzeigen lassen.



(a)

(b)

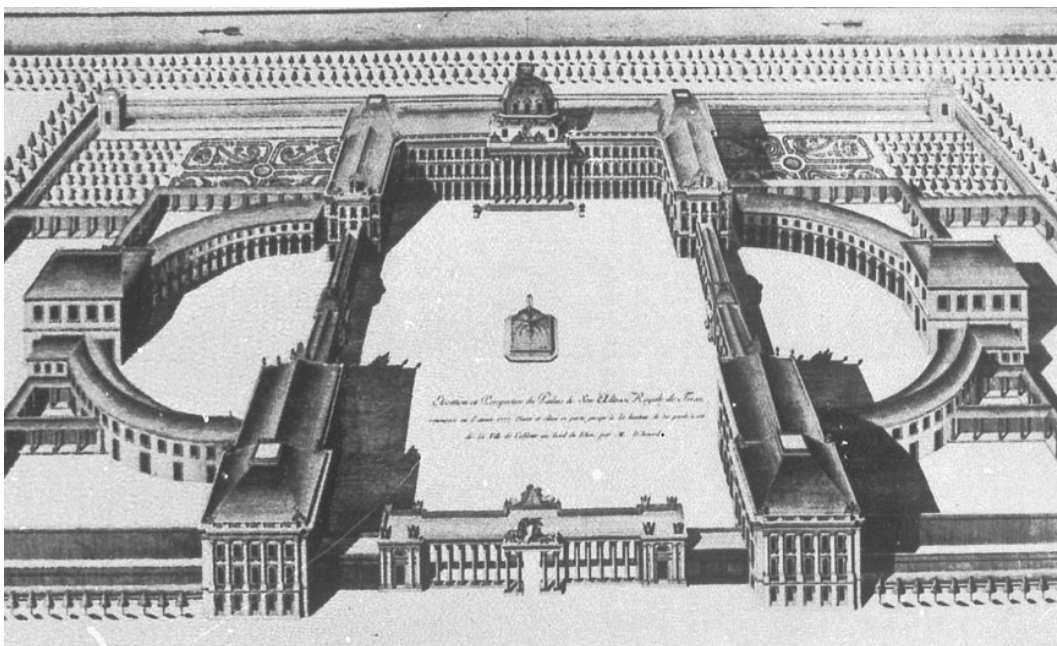
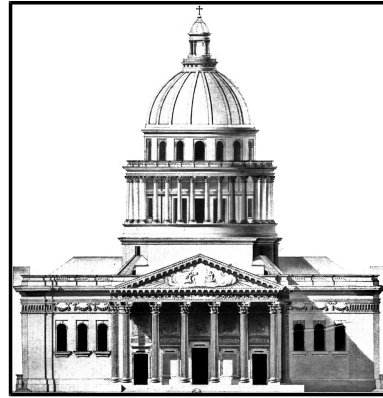


Abbildung 23: Die Kontinuität des hochneuzeitlichen Klassizismus zum Barock: (a) Penther, Johann Friedrich: Ausführliche Anleitung zur bürgerlichen Bau-Kunst (Augsburg, 1748) (b) d'Ixnard, Michel: Entwurf für das Koblenzer Schloss von 1777 (Straßburg, 1792)

Klassik



(a)

Abbildung 24: Der historische Klassizismus als Klassik der neuzeitlichen Architektur:

- (a) Jacques-Germain Soufflot, Vollendung durch Maximilien Brébion und Jean-Baptiste Rondelet: Pantheon, Paris (1764-1790)
- (b) Theophil von Hansen: Parlamentsgebäude, Wien (1774-1783)
- (c) Claude-Nicolas Ledoux: Haus des Gärtners, Entwurf (1789)

- (d) Christian Jank: Schloss Neuschwanstein (1869-1886)
- (e) Graham, Anderson, Probst & White: 30th Street Station, Philadelphia (1933)
- (f) Moore, Charles Willard: Die Piazza d'Italia in New Orleans von (1990)
- (g) Gerrit Rietveld: Rietveld-Schröder-Haus, Utrecht (1924).

Klassizismus („Neoklassizismus“)

Kontinuität des antiken Universalismus



(b)



(e)

Antiklassizismus I: Historismus und Postmoderne

Radikalisierung des Aufgreifens historischer Vorbilder als bewusste Zitate unter Preisgabe des antiken Universalismus



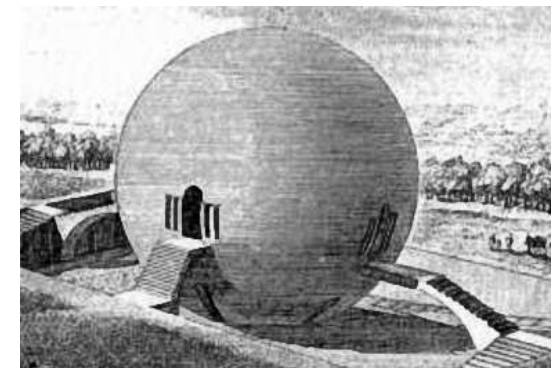
(d)



(f)

Antiklassizismus II: Antiornamentalismus

Radikalisierung der Reduktion des Ornaments unter Preisgabe des antiken Universalismus



(c)



(g)

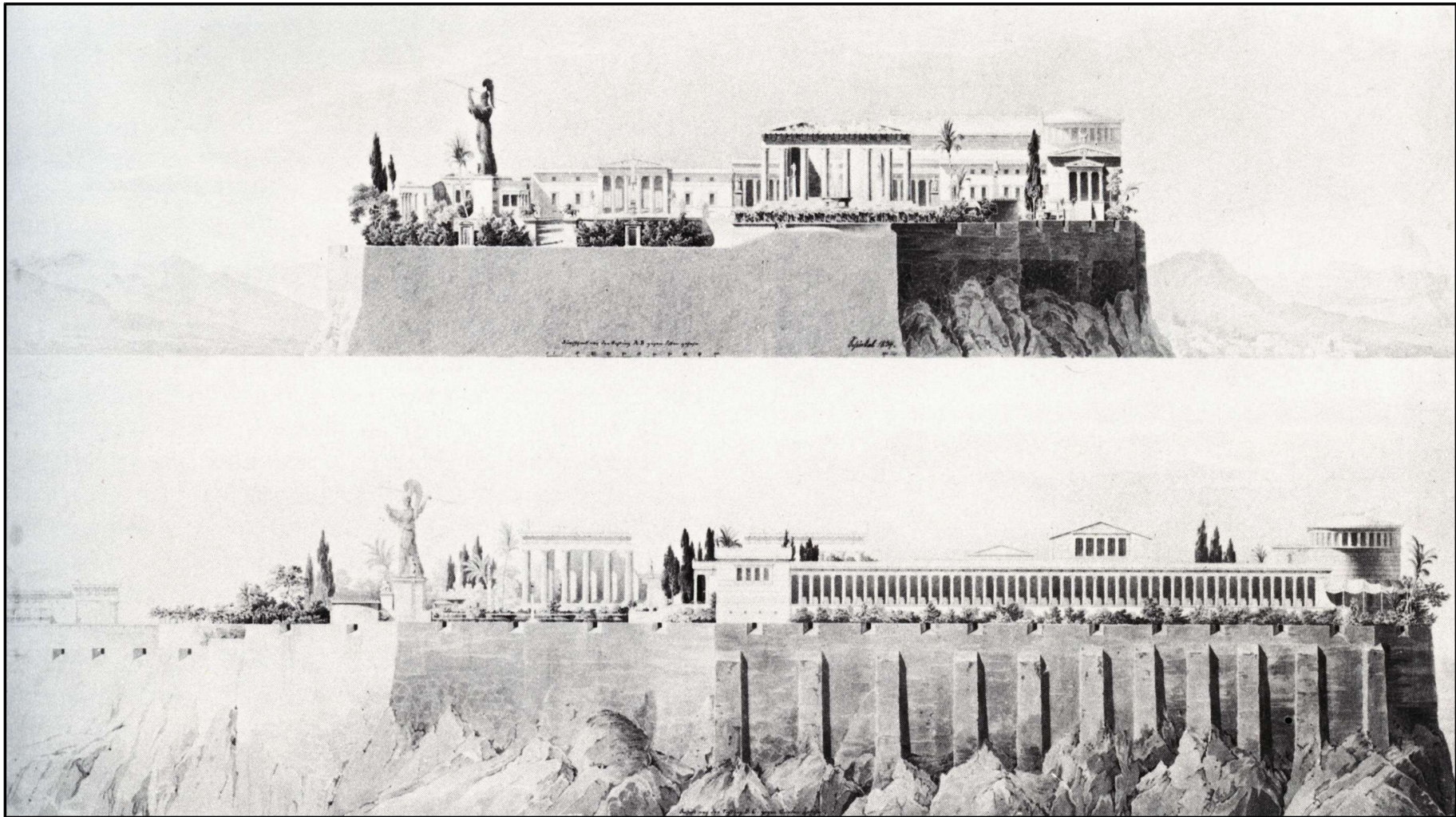


Abbildung 25: C.F. Schinkel (1781-1841); Entwurf zum Königspalast auf der Akropolis für den griechischen König Otto von Bayern (1834)



(a)



(b)



(c)

Abbildung 26: Die *implizite Phase* des Zyklus der süddeutschen (katholischen) Sakralarchitektur am Beispiel der katedralen Großkirchen. (a) St. Michael in München (1583-1597). Ein Bauwerk, welches manieristische und frühbarocke Stillelemente in sich vereint, formuliert zum ersten Mal das implizite Paradigma der Wandpfeilerkirche. (b) In direkter Abhängigkeit von St. Michael stabilisiert sich dieses Muster bei der Jesuitenkirche St. Ignatius in Landshut (1631-1641). (c) Die neue Hofkirche zu Neuburg (1607-1608) ist ein Kirchenbau, der nicht ganz in den genannten Formenkreis gehört, da er als protestantische Hofkirche konzipiert und erst später katholisiert wurde. Er zeigt dennoch deutliche Abhängigkeit von St. Michael. Hier liegen jedoch keine Wandpfeiler vor, sondern durchgängige Seitenschiffe und Emporen.



(a)



(b)



(c)



(d)

Abbildung 27: Programmatische Phase. (a) Die wichtigste Programmatik stellt der Formenkreis der Vorarlberger Bauschule dar, hier Schlosskirche Friedrichshafen (1695-1701). (b) Für die klassische Synthese von Weingarten sind vor allem die disziplinierte Stuckierung und die übereinandergestellten Rundbögen der Querschiffwände bei der Salzburger Kollegienkirche (1696-1707) bedeutsam. (c) Der Formenkreis des Passauer Doms (Fresken 1679-1684) (mit Benediktbeuren, Waldsassen und St. Florian) führte das großformatige Deckenfresco ein. (d) Die Münchener Theatinerkirche (1662-1675) liefert das Paradigma der monumentalen Kuppelbasilika.



(a)



(b)

Abbildung 28: (a) Ungünstige Ausleuchtung der Deckenfresken am Beispiel des Salzburger Doms (ab 1614). (b) *Klassik*: Weingarten St. Martin (1715-1724) definiert eine normgebende Synthese der verschiedenen Programmatiken des späten 17. Jahrhunderts. Insbesondere trug eine mustergültige Ausleuchtung der Deckenfresken dazu bei, dass dieses Mittel in der Folgezeit kanonisch wurde.



(a)

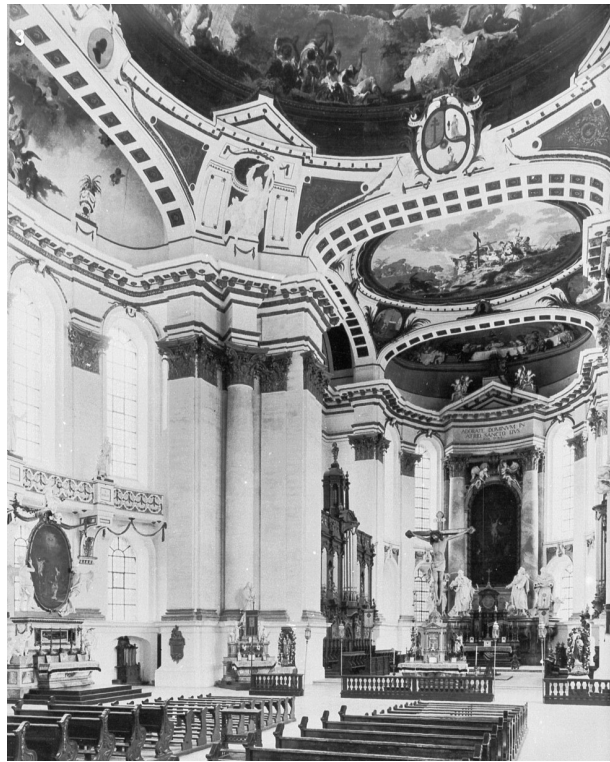


(b)



(c)

Abbildung 29: *Anklassik* (a) Donauwörth, Heilig Kreuz (ab 1717) ein Kirchenbau, in direkter Abhängigkeit von Weingarten, der – im Sinne des ursprünglichen Wandpfeilerschemas – wieder auf die Tambour-Kuppel verzichtet. Spätere Bauten ähnlicher Dimension wie (b) Ottobeuren St. Alexander und Theodor (1737-1766) und (c) Dießen am Ammersee, Marienmünster (ab 1720), übernehmen dies und unterscheiden sich am augenfälligsten von dem Stil der Klassik durch eine Dekoration im Sinne des Rokokos. Die wesentlichen Errungenschaften der Klassik, Integration von monumentalem Deckenfresko, Tektonik und dekorativer Plastik sowie die Verbindung von Wandpfeilerkirche mit zentralisierenden Kuppelmotiven bleibt erhalten.



(a)



(b)

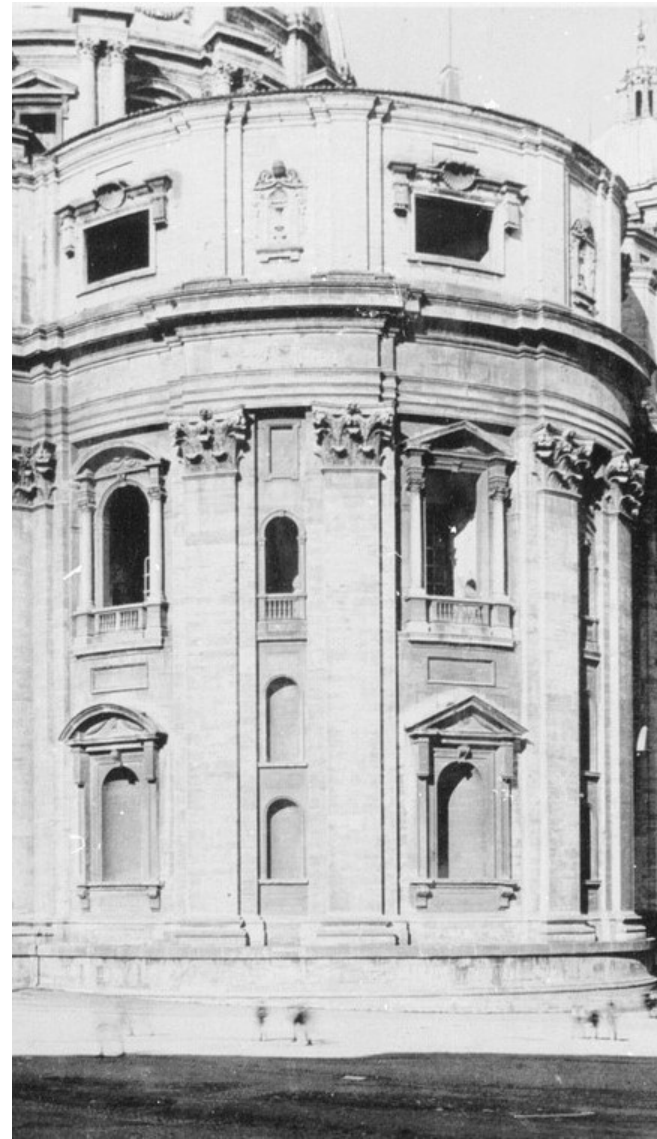


(c)

Abbildung 30: In der *Nachklassik* lässt die normgebende Kraft der Klassik merklich nach. An die Stelle eines Einheitsraumes aus Längs- und Zentralbau tritt eine zunehmende Reduzierung der Komplexität in Richtung eines einfachen Saalbaus, wie bei der Benediktiner-Abteikirche Wiblingen (1772-1783) (a). Im Falle von der Wallfahrtskirche Birnau (1746-1749) (b-c) tritt dies vor allem bei der Perspektive aus dem Altarraum (c) deutlich zutage. Das Wandpfeilerschema wird ebenfalls reduziert und findet sich in Birnau nur noch durch die übereinander gestellten Pilaster und den umlaufenden Balkon angedeutet und zugleich „umgekehrt“, da hier nun die Vertikale Linie der Balkone die horizontale des angedeuteten Wandpfeilers bricht, und nicht umgekehrt, wie im traditionellen Schema etwa in Abb. 29 (a).



(a)



(b)

Abbildung 31: (a) Giulio Sangallo d.J.: Holzmodell seines Projektes für S. Peter: Sangallo „überdehnt“ die antikische Formensprache, um die Höhe des Bauwerkes zu bewältigen. (b) Michelangelo hat beim ausgeführten Bau zwischen Grob- und Feinstruktur unterschieden und es dadurch vermieden, weder riesenhaft noch kleinteilig zu sein. Seine großzügige Zusammenfassung zweier Geschosse durch Kolossalpilaster sollte Richtungsweisend für die Architektur des 17. Jahrhunderts werden.



Abbildung 32: Fontana Paola (1608-1613) von Giovanni Fontana (1540–1614), Beispiel für „barocken Klassizismus“ zu Beginn des 17. Jahrhunderts in Rom.